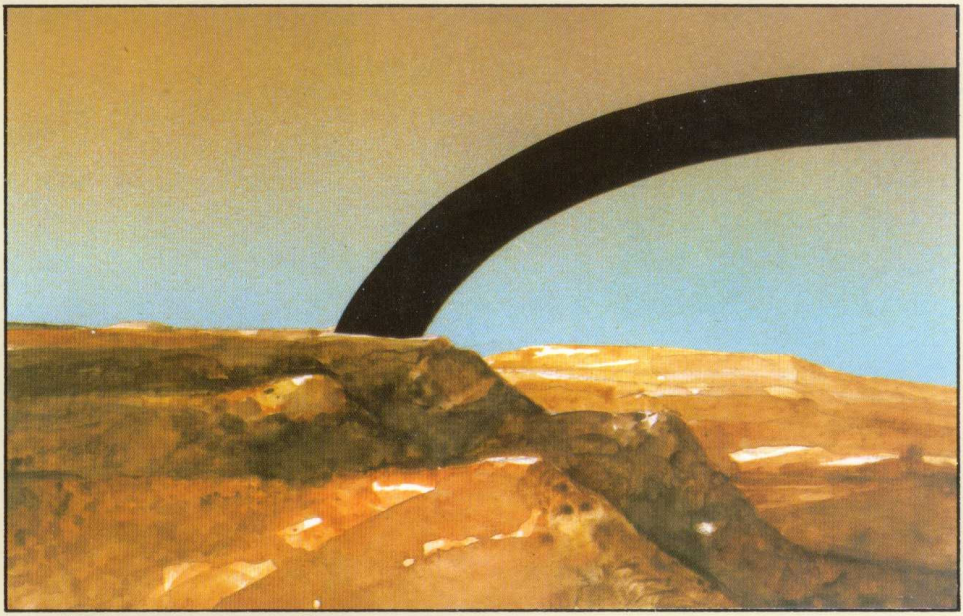
VISIT…



Ernst Jünger
In Stahlgewittern

-Klett-Cotta-

Ernst Jünger
In Stahlgewittern
Klett-Cotta

Den Gefallenen

In den Kreidegräben der Champagne

Der Zug hielt in Bazancourt, einem Städtchen der Champagne. Wir stiegen aus. Mit ungläubiger Ehrfurcht lauschten wir den langsamen Takten des Walzwerks der Front, einer Melodie, die uns in langen Jahren Gewohnheit werden sollte. Ganz weit zerfloß der weiße Ball eines Schrapnells im grauen Dezemberhimmel. Der Atem des Kampfes wehte herüber und ließ uns seltsam erschauern. Ahnten wir, daß fast alle von uns verschlungen werden sollten an Tagen, in denen das dunkle Murren dahinten aufbrandete zu unaufhörlich rollendem Donner — der eine früher, der andere später?

Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werktische verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetauten Wiesen. »Kein schönrer Tod ist auf der Welt...« Ach, nur nicht zu Haus bleiben, nur mitmachen dürfen!

»In Gruppenkolonne antreten!« Die erhitzte Phantasie beruhigte sich beim Marsch durch den schweren Lehmboden der Champagne. Tornister, Patronen und Gewehr drückten wie Blei. »Kurztreten! Aufbleiben dahinten!«

Endlich erreichten wir das Dorf Orainville, den Ruheort des Füsilierregiments 73, eins der ärmlichen Nester jener Gegend, gebildet durch fünfzig Häuschen aus Ziegel- oder Kreidestein um einen parkumschlossenen Herrensitz.

Das Treiben auf der Dorfstraße bot den an die Ordnung

der Städte gewöhnten Augen einen fremden Anblick dar. Man sah nur wenige, scheue und zerlumpte Zivilisten; überall Soldaten in abgetragenen, zerschlissenen Röcken mit wettergegerbten, meist von großen Barten umrahmten Gesichtern, die langsamen Schrittes dahinschlenderten oder in kleinen Gruppen vor den Türen der Häuser standen und uns Neulinge mit Scherzrufen empfingen. In einem Torweg glühte eine nach Erbsensuppe duftende Feldküche, von kochgeschirrklappernden Essenholern umringt. Es schien, als triebe das Leben hier ein wenig dumpfer und langsamer. Der Eindruck wurde durch den beginnenden Verfall des Dorfes noch vertieft.

Nachdem wir die erste Nacht in einer gewaltigen Scheune verbracht hatten, wurden wir im Hofe des Schlosses vom Regimentsadjutanten, dem Oberleutnant von Brixen, eingeteilt. Ich kam zur neunten Kompanie.

Unser erster Kriegstag sollte nicht vorübergehen, ohne uns einen entscheidenden Eindruck zu hinterlassen. Wir saßen in der uns zur Unterkunft angewiesenen Schule und frühstückten. Plötzlich dröhnte eine Reihe dumpfer Erschütterungen in der Nähe, während aus allen Häusern Soldaten dem Dorfeingang zustürzten. Wir folgten ihrem Beispiel, ohne recht zu wissen, warum. Wieder ertönte ein eigenartiges, nie gehörtes Flattern und Rauschen über uns und ertrank in polterndem Krachen. Ich wunderte mich, daß die Leute um mich her sich mitten im Lauf wie unter einer furchtbaren Drohung zusammenduckten. Das Ganze erschien mir etwas lächerlich; etwa so, als ob man Menschen Dinge treiben sähe, die man nicht recht versteht.

Gleich darauf erschienen dunkle Gruppen auf der menschenleeren Dorfstraße, in Zeltbahnen oder auf den verschränkten Händen schwarze Bündel schleppend. Mit einem merkwürdig beklommenen Gefühl der Unwirklichkeit starrte ich auf eine blutüberströmte Gestalt mit lose am Körper herabhängendem und seltsam abgeknicktem

Bein, die unaufhörlich ein heiseres »Zu Hilfe!« hervorstieß, als ob ihr der jähe Tod noch an der Kehle säße. Sie wurde in ein Haus getragen, von dessen Eingang die Rote-Kreuz-Flagge herabwehte.

Was war das nur? Der Krieg hatte seine Krallen gezeigt und die gemütliche Maske abgeworfen. Das war so rätselhaft, so unpersönlich. Kaum, daß man dabei an den Feind dachte, dieses geheimnisvolle, tückische Wesen irgendwo dahinten. Das völlig außerhalb der Erfahrung liegende Ereignis machte einen so starken Eindruck, daß es Mühe kostete, die Zusammenhänge zu begreifen. Es war wie eine gespenstische Erscheinung im hellen Mittagslicht.

Eine Granate war oben am Portal des Schlosses krepiert und hatte eine Wolke von Steinen und Sprengstük-ken in den Eingang geschleudert, gerade als die durch die ersten Schüsse aufgeschreckten Insassen aus dem Torweg strömten. Sie erschlug dreizehn Opfer, darunter den Musikmeister Gebhard, eine mir von den hannoverschen Promenadekonzerten her wohlbekannte Gestalt. Ein angebundenes Pferd witterte die Gefahr eher als die Menschen, riß sich wenige Sekunden vorher los und galoppierte, ohne verletzt zu werden, in den Schloßhof hinein.

Obwohl die Beschießung sich in jedem Augenblick wiederholen konnte, zog mich das Gefühl einer zwingenden Neugier an den Unglücksort. Neben der Stelle, die die Granate getroffen hatte, baumelte ein Schildchen, auf das die Hand eines Spaßvogels die Worte »Zur Granatecke« geschrieben hatte. Das Schloß war also wohl schon als gefährlicher Ort bekannt. Die Straße war von großen Blutlachen gerötet; durchlöcherte Helme und Koppel lagen umher. Die schwere Eisentür des Portals war zerfetzt und von Sprengstücken durchsiebt, der Prellstein mit Blut bespritzt. Ich fühlte meine Augen wie durch einen Magneten an diesen Anblick geheftet; gleichzeitig ging eine tiefe Veränderung in mir vor.

Im Gespräch mit meinen Kameraden merkte ich, daß dieser Zwischenfall manchem die Kriegsbegeisterung bereits sehr gedämpft hatte. Daß er auch auf mich stark gewirkt hatte, bewiesen zahlreiche Gehörtäuschungen, die mir das Rollen jedes vorüberfahrenden Wagens in das fatale Flattern der Unglücksgranate verwandelten.

Das sollte uns übrigens durch den ganzen Krieg begleiten, dieses Zusammenfahren bei jedem plötzlichen und unerwarteten Geräusch. Ob ein Zug vorüberrasselte, ein Buch zu Boden fiel, ein nächtlicher Schrei erscholl — immer stockte der Herzschlag für einen Augenblick unter dem Gefühl einer großen und unbekannten Gefahr. Es war ein Zeichen dafür, daß man vier Jahre lang im Schlagschatten des Todes stand So tief wirkte das Erlebnis in dem dunklen Land, das hinter dem Bewußtsein liegt, daß bei jeder Störung des Gewöhnlichen der Tod als mahnender Pförtner in die Tore sprang wie bei jenen Uhren, über deren Zifferblatt er zu jeder Stunde mit Sandglas und Hippe erscheint.

Am Abend desselben Tages kam der langersehnte Augenblick, in dem wir, schwer bepackt, zur Kampfstellung aufbrachen. Durch die phantastisch aus dem Halbdunkel ragenden Ruinen des Dorfes Betricourt führte unser Weg nach einem einsamen, in Tannenwaldungen versteckten Forsthause, der »Fasanerie«, wo die Regimentsreserve lag, der bis zu dieser Nacht auch die neunte Kompanie zugeteilt war. Ihr Führer war der Leutnant Brahms.

Wir wurden in Empfang genommen, auf die Gruppen verteilt und befanden uns bald im Kreise bärtiger, lehmbekrusteter Gesellen, die uns mit einem gewissen ironischen Wohlwollen begrüßten. Wir wurden gefragt, wie es in Hannover aussähe und ob der Krieg denn noch nicht bald zu Ende gehen sollte. Dann drehte sich das Gespräch, dem wir gierig lauschten, in eintöniger Kürze um Schanzen, Feldküche, Grabenstücke, Granatbeschuß und andere Angelegenheiten des Stellungskrieges.

Nach einiger Zeit erscholl vor der Tür unserer hüttenartigen Unterkunft der Ruf: »Heraustreten!« Wir traten bei unseren Gruppen an und stießen auf das Kommando: »Laden und Sichern!« mit geheimer Wollust einen Rahmen scharfer Patronen ins Magazin.

Dann ging es schweigend, Mann hinter Mann, querbeet durch die nächtliche, mit dunklen Waldstücken besäte Landschaft nach vorn. Ab und zu verhallte ein einsamer Schuß, oder eine Rakete strahlte zischend auf, um nach kurzer, geisterhafter Beleuchtung eine noch tiefere Dunkelheit zu hinterlassen. Eintöniges Klappern von Gewehr und Schanzzeug, durch den Warnruf: »Achtung, Draht!« unterbrochen.

Dann plötzlich ein klirrender Sturz und ein Fluch: »Verdammt, reiß doch das Maul auf, wenn ein Trichter kommt!« Ein Korporal mischt sich ein: »Ruhe, zum Donnerwetter, Sie glauben wohl, der Franzmann hat Dreck in den Ohren?« Es geht schneller voran. Die Ungewißheit der Nacht, das Flimmern der Leuchtkugeln und das langsame Flackern des Gewehrfeuers rufen eine Erregung hervor, die seltsam wach erhält. Zuweilen singt kühl und dünn ein blindlings abgefeuertes Geschoß vorbei, um sich im Fernen zu verlieren. Wie oft bin ich nach diesem ersten Male in halb melancholischer, halb erregter Stimmung durch ausgestorbene Landschaften zur vorderen Linie geschritten!

Endlich verschwanden wir in einem der Laufgräben, die sich wie weiße Schlangen durch die Nacht zur Stellung wanden. Dort fand ich mich einsam und fröstelnd zwischen zwei Schulterwehren wieder, angestrengt in eine vorm Graben liegende Tannenreihe starrend, in der meine Phantasie mir allerhand Schattengestalten vorgaukelte, während ab und zu eine verirrte Kugel durchs Geäst klatschte und sich trillernd überschlug. Die einzige Abwechslung in dieser schier endlosen Zeit bestand darin,

daß ich von einem älteren Kameraden abgeholt wurde und mit ihm durch einen langen, schmalen Gang zu einem vorgeschobenen Postenloch trottete, in dem wir wiederum damit beschäftigt waren, das Vorgelände zu betrachten. Zwei Stunden durfte ich in einem kahlen Kreideloch versuchen, den Schlaf der Erschöpfung zu finden. Als der Morgen graute, war ich bleich und lehmbeschmiert wie die anderen; es war mir, als hätte ich dieses Maulwurfsieben schon monatelang geführt.

Die Stellung des Regiments wand sich durch den Kreideboden der Champagne gegenüber dem Dorfe Le Godat. Sie lehnte sich rechts an ein zerhacktes Waldstück, den Granatwald, lief dann im Zickzack durch riesige Zuckerrübenfelder, aus denen die roten Hosen gefallener Stürmer leuchteten, und endete in einem Bachgrund, über den die Verbindung mit dem Regiment 74 durch nächtliche Streifen aufrechterhalten wurde. Der Bach rauschte über das Wehr einer zerstörten, von finsteren Bäumen umringten Mühle. Seine Wasser bespülten seit Monaten Tote eines französischen Kolonialregiments mit Gesichtern wie aus schwarzem Pergament. Ein unheimlicher Aufenthalt, wenn nachts der Mond durch zerrissene Wolken wechselnde Schatten warf und seltsame Laute in das Murmeln des Wassers und das Rascheln des Schilfes sich zu mischen schienen.

Der Dienst war anstrengend. Das Leben begann mit dem Einbruch der Dämmerung, während der die ganze Besatzung im Graben stehen mußte. Von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens durften dann je zwei Mann von jeder Gruppe schlafen, so daß man einen Nachtschlaf von zwei Stunden genoß, der jedoch durch früheres Wecken, Strohholen und andere Beschäftigungen meist auf wenige Minuten zusammenschmolz.

Entweder hatte man Wache im Graben, oder man zog in eins der zahlreichen Postenlöcher, die mit der Stellung

durch lange, ausgehobene Verbindungswege zusammenhingen; eine Art der Sicherung, die wegen der gefährdeten Lage der Posten im Laufe des Stellungskrieges bald aufgegeben wurde.

Diese endlosen, ermüdenden Nachtwachen waren bei klarem Wetter und selbst bei Frost noch erträglich; sie wurden jedoch qualvoll, wenn es, wie meist im Januar, regnete. Wenn die Feuchtigkeit erst die über den Kopf gezogene Zeltbahn, dann Mantel und Uniform durchdrang und stundenlang am Körper herunterrieselte, geriet man in eine Stimmung, die selbst durch das Rauschen der heranwatenden Ablösung nicht erhellt werden konnte. Die Morgendämmerung beleuchtete erschöpfte, kreidebeschmierte Gestalten, die sich zähneklappernd mit bleichen Gesichtern auf das faule Stroh der tropfenden Unterstände warfen.

Diese Unterstände! Es waren nach dem Graben zu offene, in die Kreide gehauene Löcher, mit einer Lage von Brettern und einigen Schaufeln Erde bedeckt. Hatte es geregnet, so tropften sie noch tagelang nachher; ein gewisser Galgenhumor hatte sie deshalb mit entsprechenden Schildern wie »Tropfsteinhöhle«, »Zum Männerbad« und ähnlichen gekennzeichnet. Wollten mehrere darin der Ruhe pflegen, so waren sie gezwungen, ihre Beine als unfehlbare Fußangeln für jeden Vorübergehenden in den Graben zu legen. Unter diesen Umständen konnte auch tagsüber von Schlaf wenig die Rede sein. Außerdem mußten wir noch zwei Stunden Tagesposten stehen, den Graben reinigen, Essen, Kaffee, Wasser holen und anderes mehr.

Man wird begreifen, daß dieses ungewohnte Leben uns sehr hart ankam, besonders da den meisten von uns wirkliche Arbeit bislang nur dem Namen nach bekannt gewesen war. Dazu kam, daß wir hier draußen keineswegs mit der Freude empfangen wurden, die wir erwartet hatten. Die alten Leute nahmen vielmehr jede Gelegenheit wahr, uns

ordentlich »hochzunehmen«, und jeder lästige oder unerwartete Auftrag wurde selbstverständlich den »Kriegsmutwilligen« zugeteilt. Dieser noch aus den Kasernen in den Krieg mitgenommene Brauch, der nicht dazu "beitrug, unsere Laune zu verbessern, verlor sich übrigens nach der ersten gemeinsam bestandenen Schlacht, nach der wir uns nun selbst als »alte Männer« betrachteten.

Die Zeit, in der die Kompanie in Reserve lag, war nicht viel gemütlicher. Wir hausten dann bei der Fasanerie oder im Hillerwäldchen in tannenzweiggedeckten Erdhütten, deren mistbepackter Boden wenigstens eine angenehme Gärungswärme ausstrahlte. Manchmal erwachte man in einer zolltiefen Wasserpfütze. Obwohl ich den »Reißmichtüchtig« bislang nur dem Namen nach gekannt hatte, spürte ich schon nach wenigen Tagen dieser dauernden Durchnässung Schmerzen in allen Gelenken. Im Traume hatte ich ein Gefühl, als ob eiserne Kugeln in den Gliedern auf- und abwanderten. Die Nächte dienten auch hier nicht dem Schlaf, sondern wurden dazu benutzt, die zahlreichen Annäherungsgräben zu vertiefen. In der völligen Finsternis mußte man sich, wenn der Franzmann nicht gerade leuchtete, mit nachtwandlerischer Sicherheit an die Fersen des Vordermannes heften, wenn man nicht den Anschluß verlieren und stundenlang im Grabengewirr umherirren wollte. Der Boden war übrigens leicht zu bearbeiten; nur eine dünne Lehm- und Humusdecke verbarg die mächtige Kreideschicht, deren weiches Gefüge die Beilpicke mühelos durchschnitt. Zuweilen sprühten grüne Funken auf, wenn der Stahl auf einen der im Gestein verstreuten faustgroßen Eisenkieskristalle traf. Sie bestanden aus vielen zu einer Kugel zusammengeballten Würfeln und wiesen, aufgeschlagen, einen strahligen Goldglanz auf.

Ein Lichtblick in diesem öden Einerlei war die allabendliche Ankunft der Feldküche an der Ecke des Hillerwäldchens, wo sich bei der Öffnung des Kessels ein köstlicher

Duft nach Erbsen mit Speck oder anderen herrlichen Sachen verbreitete. Aber auch hier gab es einen dunklen Punkt: das Dörrgemüse, von enttäuschten Feinschmeckern »Drahtverhau« oder »Flurschaden« geschmäht.

Unter dem 6. Januar finde ich sogar in meinem Tagebuch die erboste Bemerkung: »Abends kam die Feldküche angewackelt und brachte einen Saufraß, wahrscheinlich aus erfrorenen Schweinerüben zusammengekocht.« Dagegen steht unter dem 14. der begeisterte Ausruf: »Köstliche Erbsensuppe, köstliche vier Portionen, Qualen der Sättigung. Wir machten Preisessen und stritten uns darüber, in welcher Lage man am meisten verdrücken könne. Ich war für die stehende.«

Reichlich verteilt wurde ein blaßroter Schnaps, der in Kochgeschirrdeckeln empfangen wurde und stark nach Spiritus schmeckte, doch bei der kalten und feuchten Witterung nicht zu verachten war. Ebenso kam Tabak nur in den kräftigeren Sorten, aber in Mengen zur Ausgabe. Das Bild des Soldaten, wie es aus diesen Tagen im Gedächtnis haftet, ist das des Postens, der mit dem spitzen, graubezogenen Helm, die Fäuste in die Taschen des langen Mantels vergraben, hinter der Schießscharte steht und den Rauch seiner Pfeife über den Gewehrkolben bläst.

Am angenehmsten waren die Ruhetage in Orainville, die mit Ausschlafen, Reinigen der Sachen und Exerzieren verbracht wurden. Die Kompanie hauste in einer gewaltigen Scheune, die nur zwei hühnerleiterartige Treppen als Ein- und Ausgang hatte. Obwohl das Gebäude noch mit Stroh gefüllt war, standen Öfen darin. Eines Nachts rollte ich gegen den einen und erwachte erst infolge der Bemühungen einiger Kameraden, die mich kräftigen Löschversuchen unterzogen. Mit Schrecken gewahrte ich, daß meine Uniform am Rücken arg verkohlt war, so daß ich längere Zeit in einem frackartigen Anzug umherlaufen mußte.

Nach kurzem Aufenthalt beim Regiment hatten wir gründlich die Illusionen verloren, mit denen wir ausgezogen waren. Statt der erhofften Gefahren hatten wir Schmutz, Arbeit und schlaflose Nächte vorgefunden, deren Bezwingung ein uns wenig liegendes Heldentum erforderte. Schlimmer noch war die Langeweile, die für den Soldaten entnervender als die Nähe des Todes ist.

Wir hofften auf einen Angriff; allein wir hatten für unser Erscheinen jene ungünstigste Zeit gewählt, in der jede Bewegung zum Erstarren gekommen war. Auch die kleinen taktischen Unternehmungen waren in demselben Maße eingestellt, in dem der Ausbau der Gräben sich gefestigt und das Feuer des Verteidigers an vernichtender Kraft gewonnen hatte. Einige Wochen vor unserem Eintreffen hatte noch eine einzelne Kompanie nach schwacher Artillerievorbereitung einen dieser Teilangriffe über einen Streifen von wenigen hundert Metern hinweg gewagt. Die Franzosen hatten die Angreifer, von denen nur einzelne bis an ihre Drähte kamen, wie auf einem Schießplatz zur Strecke gebracht; die wenigen Überlebenden erwarteten, in Löchern verborgen, die Nacht, um unter dem Schütze der Dunkelheit in die Ausgangsstellung zurückzukriechen.

Die dauernde Überanstrengung der Mannschaft beruhte auch darauf, daß der Führung der Stellungskrieg, in dem es galt, mit den Kräften in anderer Weise hauszuhalten, noch eine neuartige und unerwartete Erscheinung war. Die ungeheure Postenzahl und die ununterbrochene Schanzarbeit waren zum größten Teil unnötig und sogar schädlich. Nicht auf gewaltige Verschanzungen kommt es an, sondern auf den Mut und die Frische der Männer, die dahinterstehen. Die immer tiefere Führung der Gräben ersparte vielleicht manchen Kopfschuß, bildete aber zugleich jenes Haften an den Verteidigungsanlagen und einen Anspruch auf Sicherheit aus, auf den man später nur

ungern verzichtete. Auch wurden die Anstrengungen, die man auf die Erhaltung der Werke zu richten hatte, immer umfassender. Der unangenehmste Fall, der eintreten konnte, bestand im Einsetzen von Tauwetter, das die durch den Frost aufgesprengten Kreidewände der Gräben zu breiartigen Massen zusammensinken ließ.

Wohl hörten wir im Graben Geschosse pfeifen, bekamen auch ab und zu einige Granaten von den Reimser Forts, aber diese kleinen kriegerischen Ereignisse blieben weit hinter unseren Erwartungen zurück. Trotzdem wurden wir manchmal an den blutigen Ernst gemahnt, der hinter diesem scheinbar absichtslosen Geschehen lauerte. So schlug am 8. Januar eine Granate in die Fasanerie und tötete unseren Bataillonsadjutanten, den Leutnant Schmidt. Es hieß übrigens, daß der französische Artilleriekommandeur, der die Beschießung leitete, der Besitzer dieses Jagdhauses sei.

Die Artillerie stand noch dicht hinter den Stellungen; sogar in die vordere Linie war ein Feldgeschütz eingebaut und notdürftig unter Zeltbahnen versteckt. Während einer Unterhaltung, die ich mit den »Pulverköpfen« führte, hörte ich zu meiner Verwunderung, daß das Pfeifen der Gewehrgeschosse sie weit stärker als der Einschlag von Granaten beunruhigte. So ist es überall; die Gefahren des eigenen Berufes kommen uns sinnvoller und weniger schrecklich vor.

Zu Beginn des 27. Januar, um Mitternacht, brachten wir dem Kaiser zu Ehren drei Hurras aus und stimmten auf der langen Front ein »Heil dir im Siegerkranz« an. Die Franzosen antworteten mit Gewehrfeuer.

In diesen Tagen hatte ich ein unangenehmes Erlebnis, das meine militärische Laufbahn fast zu einem vorzeitigen und unrühmlichen Abschluß gebracht hätte. Die Kompanie lag am linken Flügel, und ich mußte gegen Morgen nach durchwachter Nacht mit einem Kameraden in den

Bachgrund auf Doppelposten ziehen. Ich hatte der Kälte wegen verbotenerweise meine Decke um den Kopf geschlagen und lehnte an einem Baum, nachdem ich mein Gewehr neben mich in einen Busch gestellt hatte. Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch, griff nach der Waffe
— sie war verschwunden! Der Offizier vom Dienst hatte sich an mich herangeschlichen und sie unbemerkt an sich genommen. Um mich zu bestrafen, schickte er mich, nur mit einer Beilpicke bewaffnet, in der Richtung auf die fran zösischen Postierungen ungefähr hundert Meter weit vor eine Indianeridee, die mich beinahe ums Leben gebracht hätte. Während meiner merkwürdigen Strafwache schlich nämlich eine Streife von drei Kriegsfreiwilligen durch den breiten Schilfgürtel am Bachrande vor und rauschte dabei so unbekümmert in den hohen Halmen, dass sie sogleich von den Franzosen bemerkt und beschossen wurde. Einer von ihnen, namens Lang, wurde getroffen und nie wieder gesehen. Da ich ganz in der Nähe stand, bekam ich auch mein Teil von den damals so beliebten Gruppensalven ab, so daß mir die Zweige des Weidenbau mes, an dem ich stand, um die Ohren pfiffen. Ich biß die Zähne zusammen und blieb aus Trotz stehen. Bei Beginn der Dämmerung wurde ich zurückgeholt.

Wir waren alle herzlich froh, als wir hörten, daß wir diese Stellung endgültig verlassen sollten, und feierten unseren Abschied von Orainville durch einen kräftigen Bierabend in der großen Scheune. Am 4. Februar 1915 marschierten wir, von einem sächsischen Regiment abgelöst, nach Bazancourt zurück.

Von Bazancourt bis Hattonchâtel

In Bazancourt, einem öden Champagnestädtchen, wurde die Kompanie in der Schule einquartiert, die infolge des erstaunlichen Ordnungssinnes unserer Leute in kurzer Zeit das Aussehen einer Friedenskaserne gewann. Da gab es einen Unteroffizier vom Dienst, der morgens pünktlich weckte, Stubendienst und allabendliche Appelle durch die Korporalschaftsführer. Jeden Morgen rückten die Kompanien aus, um auf den umliegenden Ödfeldern einige Stunden stramm zu exerzieren. Diesem Dienstbetrieb wurde ich nach wenigen Tagen entzogen; mein Regiment entsandte mich zu einem Ausbildungslehrgang nach Recouvrence.

Recouvrence war ein entlegenes, in lieblichen Kreidehügeln verstecktes Dörfchen, in dem sich aus allen Regimentern unserer Division eine Anzahl von jungen Leuten versammelte, um unter Führung ausgesuchter Offiziere und Unteroffiziere in den militärischen Dingen gründlich geschult zu werden. Wir 73er hatten in dieser Beziehung, und nicht nur in ihr, dem Leutnant Hoppe viel zu verdanken.

Das Leben in diesem weltabgeschiedenen Neste setzte sich aus einer merkwürdigen Mischung von Kasernendrill und akademischer Freiheit zusammen, die sich daraus erklärte, daß der überwiegende Teil der Mannschaft noch vor wenigen Monaten die Hörsäle und Institute der deutschen Universitäten bevölkert hatte. Tagsüber wurden die Zöglinge nach allen Regeln der Kunst zu Soldaten geschliffen, abends versammelten sie sich mit ihren Lehrern um riesige, aus der Marketenderei Montcornet herbeigeschaffte Fässer, um in ebenso gründlicher Weise zu zechen. Wenn in den Morgenstunden die verschiedenen Abteilungen aus ihren Kneiplokalen strömten, hatten die kleinen Kreidesteinhäuser den ungewohnten Anblick eines

studentischen Walpurgistreibens. Unser Kursusleiter, ein Hauptmann, hatte übrigens die erzieherische Gewohnheit, den Dienst an den darauffolgenden Vormittagen mit doppeltem Eifer zu handhaben.

Einmal blieben wir sogar gleich achtundvierzig Stunden im Gang, und zwar aus folgendem Grunde. Wir hatten die respektvolle Gewohnheit, unserem Hauptmann nach Beendigung der Kneipe ein sicheres Geleit zu seinem Quartier zu stellen. Eines Abends nun wurde ein gottlos versoffener Geselle, der mich an den Magister Laukhard erinnerte, mit dieser wichtigen Aufgabe betraut. Er kam bald wieder und meldete freudestrahlend, daß er den »Alten« statt im Bett im Kuhstall abgeladen habe.

Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Als wir gerade in den Quartieren angekommen waren und uns hinlegen wollten, wurde vor der Ortswache Alarm getrommelt. Fluchend schnallten wir um und rannten zum Alarmplatze. Dort stand schon der Alte in denkbar schlechter Laune und entfaltete eine ungemeine Tätigkeit. Er begrüßte uns mit dem Zuruf: »Feueralarm, die Wache brennt!«

Vor den Augen der erstaunten Ortsbewohner wurde die Feuerspritze aus dem Spritzenhause gerollt, der Schlauch angeschraubt und die Wache mit kunstvollen Strahlenwürfen überschwemmt. Auf einer Steintreppe stand der Alte mit ständig wachsendem Grimm, leitete die Übung und spornte durch Zurufe von oben zu ununterbrochener Tätigkeit an. Zuweilen verdonnerte er irgendeinen Soldaten oder Zivilisten, der seinen Zorn besonders erregte, und gab Befehl, ihn auf der Stelle abzuführen. Die Unglücklichen wurden schleunigst hinter das Haus geschleppt und so seinen Blicken entzogen. Als der Morgen graute, standen wir noch immer mit wankenden Knien hinter den Pumpenarmen. Endlich durften wir wegtreten, um uns zum Exerzieren fertigzumachen.

Als wir den Exerzierplatz erreichten, war der Alte be-

reits zur Stelle, rasiert, munter und frisch, um sich mit ganz besonderer Inbrunst unserer Ausbildung zu widmen.

Unser Verkehr untereinander war sehr kameradschaftlich. Hier knüpfte ich eine enge Freundschaft, die sich auf vielen Schlachtfeldern befestigen sollte, mit so manchem hervorragenden jungen Menschen an, so mit Clement, der bei Monchy, mit dem Maler Tebbe, der bei Cambrai, mit den Brüdern Steinforth, die an der Somme fallen sollten. Wir wohnten zu dritt oder viert zusammen und führten gemeinsame Wirtschaft. Besonders ist mir noch unser regelmäßiges Abendessen von Rührei und Bratkartoffeln in guter Erinnerung. Sonntags leisteten wir uns landesübliche Kaninchen oder einen Hahn. Da ich den Einkauf für den Abendtisch besorgte, legte mir unsere Wirtin einmal eine Anzahl von Bons vor, die sie von requirierenden Soldaten erhalten hatte; eine Blütenlese des Volkshumors, meist des Inhalts, daß der Füsilier N.N. der Tochter des Hauses Liebenswürdigkeiten erwiesen und zur Stärkung zwölf Eier requiriert habe.

Die Einwohner wunderten sich sehr, daß wir als einfache Soldaten alle mehr oder minder geläufig französisch sprachen. Manchmal ergaben sich daraus ganz witzige Zwischenfälle. So saß ich eines Morgens mit Clement beim Dorfbarbier, als einer von den Wartenden dem Barbier, der Clement gerade unter dem Messer hatte, im dumpfen Dialekt der Champagnebauern zurief: »Eh, coupe la gorge avec!« und sich dabei mit der gestreckten Handkante über den Hals strich.

Zu seinem Entsetzen antwortete Clement gleichmütig: »Quant a moi, j'aimerais mieux la garder«, und bewies so jene Ruhe, die dem Krieger wohl ansteht.

Mitte Februar wurden wir 73er durch die Nachricht der großen Verluste unseres Regiments bei Perthes überrascht und waren betrübt darüber, daß wir diese Tage fern von unseren Kameraden verbracht hatten. Die erbitterte Ver-

teidigung des Regimentsabschnitts im »Hexenkessel« trug uns den Ehrennamen der »Löwen von Perthes« ein, der uns an alle Abschnitte der Westfront begleitete. Außerdem waren wir bekannt als »Les Gibraltars«, wegen der blauen Gibraltarbinde, die wir zur Erinnerung an unser Stammregiment, das Hannoversche Garderegiment, trugen, das diese Festung von 1779 bis 1783 gegen die Franzosen und Spanier verteidigte.

Die Unglücksbotschaft erreichte uns mitten in der Nacht, als wir unter dem Vorsitz des Leutnants Hoppe die übliche Tafel hielten. Einer der Zechgenossen, der lange Behrens, eben jener, der den Alten im Stall abgeliefert hatte, wollte sich nach dem ersten Schrecken, »weil ihm das Bier nicht mehr schmecke«, verabschieden. Hoppe hielt ihn jedoch zurück mit der Bemerkung, daß dies soldatischem Brauche nicht angemessen sei. Hoppe hatte recht; er selbst fiel einige Wochen später bei Les Eparges vor der Schützenlinie seiner Kompanie.

Am 21. März kamen wir nach einem kleinen Examen zum Regiment zurück, das wieder in Bazancourt lag. Es schied in diesen Tagen nach einer großen Parade und einer Abschiedsansprache des Generals von Emmich aus dem Verbände des Zehnten Korps. Wir wurden am 24. März verladen und fuhren bis in die Gegend von Brüssel, wo wir mit den Regimentern 76 und 164 zur 111. Infanterie-Division zusammengestellt wurden, in deren Verbände wir den Krieg bis zum Ende erleben sollten.

Unser Bataillon wurde in dem Städtchen Herinnes untergebracht, inmitten einer Landschaft von flämischer Behaglichkeit. Am 29. März verlebte ich hier recht glücklich meinen zwanzigsten Geburtstag.

Obwohl die Belgier in ihren Häusern genügend Platz hatten, wurde unsere Kompanie in eine große zugige Scheune gesteckt, durch die während der kalten Märznächte der rauhe Seewind jener Gegend pfiff. Sonst bot

uns der Aufenthalt in Herinnes eine gute Erholung dar; es wurde zwar viel exerziert, doch gab es auch gute Verpflegung, und Lebensmittel für geringes Geld.

Die halb aus Flamen, halb aus Wallonen bestehende Bevölkerung war sehr freundlich zu uns. Ich unterhielt mich oft mit dem Besitzer eines Estaminets, einem eifrigen Sozialisten und Freigeist, von denen es in Belgien eine ganz besondere Sorte gibt. Er lud mich am Ostersonntag zum Festmahl ein und ließ sich nicht einmal bewegen, für seine Getränke Geld anzunehmen. Wir hatten alle bald unsere Bekanntschaften geschlossen und schlenderten an den freien Nachmittagen nach diesem oder jenem der weit in der Landschaft verstreuten Gehöfte, um uns in den blitzblank gescheuerten Küchen um einen der niedrigen Öfen zu setzen, auf deren kreisförmiger Platte der große Kaffeetopf stand. Die gemütliche Unterhaltung wurde auf flämisch und niedersächsisch geführt.

Gegen Ende unseres Aufenthalts wurde das Wetter schön und lud zu Spaziergängen in der lieblichen, wasserreichen Umgebung ein. Die Landschaft, in der sich über Nacht die gelben Sumpfdotterblumen entfaltet hatten, war malerisch verziert durch die vielen entkleideten Kriegsleute, die, ihre Wäsche auf dem Schoß, längs der pappelumsäumten Bachufer eifrig der Läusejagd oblagen. Von dieser Plage bislang ziemlich verschont geblieben, war ich indessen meinem Kriegskameraden Priepke, einem Hamburger Exportkaufmann, behilflich, in seine wollene Weste, die bevölkert war wie weiland das Habit des Abenteuerlichen Simplizissimus, zur gründlichen Abtötung einen schweren Stein zu wickeln und sie in einen Bach zu versenken. Da unser Aufbruch von Herinnes sehr plötzlich erfolgte, wird sie dort wohl in ungestörter Ruhe vermodert sein.

Am 12. April 1915 wurden wir in Hai verladen und fuhren, um Spione zu täuschen, auf einem weiten Umweg

über den Nordflügel der Front in die Gegend des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour. Die Kompanie bezog ihr gewohntes Scheunenquartier im Dorfe Tronville, einem der üblichen langweiligen, aus flachdächrigen, fensterlosen Steinkästen zusammengewürfelten lothringischen Drecknester. Der Flieger wegen mußten wir uns meist in dem überfüllten Ort aufhalten; wir besuchten jedoch einige Male die berühmten, ganz in der Nähe liegenden Stätten von Mars-la-Tour und Gravelotte. Wenige hundert Meter vom Dorfe wurde die Straße nach Gravelotte von der Grenze geschnitten, an der der französische Grenzpfahl zerschmettert am Boden lag. Abends machten wir uns oft das wehmütige Vergnügen eines Spazierganges nach Deutschland.

Unsere Scheune war so baufällig, daß man balancieren mußte, um nicht durch die morschen Bretter auf die Tenne zu stürzen. An einem Abend, als unsere Gruppe gerade unter Vorsitz ihres biederen Korporals Kerkhoff beschäftigt war, auf einer Krippe die Portionen zu teilen, löste sich ein ungeheurer Eichklotz aus dem Gebälk und stürzte krachend herunter. Zum Glück klemmte er sich dicht über unseren Köpfen zwischen zwei Lehmwände. Wir kamen mit dem Schrecken davon, nur unsere schöne Fleischportion lag unter dem aufgewirbelten Schutt. Kaum waren wir nach diesem bösen Vorzeichen ins Stroh gekrochen, als an das Tor gedonnert wurde und die alarmierende Stimme des Feldwebels uns vom Lager trieb. Zuerst, wie immer bei solchen Überraschungen, ein Augenblick der Stille, dann wirres Durcheinander und Gepolter: »Mein Helm!« »Wo ist mein Brotbeutel?« »Ich kriege meine Stiefel nicht an!« »Du hast meine Patronen geklaut!« »Hol't Mul, du August!«

Zuletzt war doch alles fertig, und wir marschierten zum Bahnhof von Chamblay, von wo wir in einigen Minuten mit der Bahn bis Pagny-sur-Moselle fuhren. In den Mor-

genstunden erklommen wir die Moselhöhen und blieben in Preny, einem zauberhaften, von einer Burgruine überragten Bergdorfe. Diesmal stellte sich unsere Scheune als ein mit duftendem Bergheu gefüllter Steinbau heraus, durch dessen Luken wir auf die weinbepflanzten Moselberge und das im Tal gelegene Städtchen Pagny blicken konnten, das oft mit Granaten und Fliegerbomben belegt wurde. Einige Male schlugen turmhohe Wassersäulen hochschleudernde Geschosse in die Mosel ein.

Das warme Frühlingswetter wirkte belebend auf uns und reizte in den Freistunden zu langen Spaziergängen in das prächtige Hügelland. Wir waren so übermütig, daß wir abends noch einige Zeit unsere Spaße trieben, bevor alles zur Ruhe kam. Unter anderem war es ein beliebter Scherz, Schnarchern aus einer Feldflasche Wasser oder Kaffee in den Mund zu gießen.

Am Abend des 22. April marschierten wir von Preny ab, legten über dreißig Kilometer bis zum Dorfe Hattonchätel zurück, ohne trotz dem schweren Gepäck einen Marschkranken zu haben, und schlugen rechts von der berühmten Grande Tranchee mitten im Walde Zelte auf. Aus allen Anzeichen war zu ersehen, daß wir am nächsten Tag ins Gefecht kommen würden. Wir empfingen Verbandpäckchen, zweite Fleischbüchsen und Signalflaggen für die Artillerie.

Am Abend saß ich noch lange in jener ahnungsvollen Stimmung, von der die Krieger aller Zeiten zu erzählen wissen, auf einem von blauen Anemonen umwucherten Baumstumpf, ehe ich über die Reihen der Kameraden an meinen Zeltplatz kroch, und in der Nacht träumte ich ein wirres Zeug zusammen, in dem ein Totenkopf die Hauptrolle spielte.

Priepke, dem ich am Morgen davon erzählte, hoffte, daß es ein Franzosenschädel gewesen sei.

Les Eparges

Das junge Grün des Waldes schimmerte im Morgen. Wir wanden uns durch versteckte Wege nach einer engen Schlucht hinter der vorderen Linie. Es war bekanntgegeben, daß das Regiment 76 nach einer Feuervorbereitung von nur zwanzig Minuten stürmen werde und wir als Reserve bereitstehen sollten. Punkt zwölf Uhr eröffnete unsere Artillerie eine heftige Kanonade, die vielfach in den Waldschluchten widerhallte. Zum ersten Mal vernahmen wir hier das schwere Wort »Trommelfeuer«. Wir saßen auf den Tornistern, untätig und erregt. Ein Gefechtsläufer stürzte zum Kompanieführer. Hastige Worte. »Die drei ersten Gräben sind in unserer Hand, sechs Geschütze erbeutet!« Ein Hurra flammte auf. Draufgängerstimmung erwachte.

Endlich kam der ersehnte Befehl. Wir zogen in langer Reihe nach vorn, von wo verschwommenes Gewehrfeuer prasselte. Es wurde Ernst. Zur Seite des Waldpfades dröhnten in einem Tannendickicht dumpfe Stöße, Zweige und Erde rauschten nieder. Ein Ängstlicher warf sich unter erzwungenem Gelächter der Kameraden zu Boden. Dann glitt der Mahnruf des Todes durch die Reihen: »Sanitäter nach vorn!«

Bald kamen wir an der Stelle vorbei, wo es eingeschlagen hatte. Die Getroffenen waren schon fortgeschafft. Blutige Zeug- und Fleischfetzen hingen rings um den Einschlag an den Gebüschen — ein sonderbarer, beklemmender Anblick, der mich an den rotrückigen Würger denken ließ, der seine Beute auf Dornensträucher spießt.

Auf der Grande Tranchee hasteten Truppen vor. Um Wasser flehende Verwundete kauerten am Straßenrand, bahrentragende Gefangene keuchten zurück, Protzen rasselten im Galopp durchs Feuer. Rechts und links stampf-

ten Granaten den weichen Boden, schweres Geäst brach nieder. Mitten im Weg lag ein totes Pferd mit riesigen Wunden, daneben dampfende Eingeweide. Zwischen den großen und blutigen Bildern herrschte eine wilde, ungeahnte Heiterkeit. An einem Baume lehnte ein bärtiger Landwehrmann: »Jungens, jetzt feste ran, der Franzmann ist im Laufen!«

Wir gelangten in das kampfzerwühlte Reich der Infanterie. Der Umkreis der Sturmausgangsstellung war von Geschossen kahlgeholzt. Im zerrissenen Zwischenfelde lagen die Opfer des Sturmes, den Kopf feindwärts; die grauen Röcke hoben sich kaum vom Boden ab. Eine Riesengestalt mit rotem, blutbesudeltem Vollbart starrte zum Himmel, die Hände in die lockere Erde gekrallt. Ein junger Mensch wälzte sich in einem Trichter, die gelbliche Vorfarbe des Todes auf den Zügen. Unsere Blicke schienen ihm unangenehm; mit einer gleichgültigen Bewegung zog er sich den Mantel über den Kopf und wurde still.

Wir lösten uns aus der Marschkolonne. Fortwährend zischte es in langem, scharfem Bogen heran, Blitze wirbelten den Boden der Lichtung hoch. Das schrille Flöten der Feldgranaten hatte ich schon vor Orainville nicht selten gehört; es kam mir auch hier nicht sonderlich gefährlich vor. Die Ordnung, in der unsere Kompanie sich nun mit ihren entfalteten Zügen über das beschossene Gelände bewegte, hatte im Gegenteil etwas Beruhigendes; ich dachte bei mir, daß eine solche Feuertaufe sich harmloser anließe, als ich erwartet hatte. In einer seltsamen Verkennung der Tatsachen sah ich mich aufmerksam nach den Zielen um, denen die Granaten wohl gelten könnten, ohne zu erraten, daß wir selbst es waren, auf die man bereits aus Leibeskräften schoß.

»Sanitäter!« Wir hatten den ersten Toten. Dem Füsilier Stölter hatte eine Schrapnellkugel die Halsschlagader zerrissen. Drei Verbandpäckchen waren im Nu vollgesogen.

Er verblutete in Sekunden. Neben uns protzten zwei Geschütze ab, noch stärkeres Feuer anziehend. Ein Artillerieleutnant, der im Vorgelände nach Verwundeten suchte, wurde durch eine vor ihm hochfahrende Dampfsäule niedergeschleudert. Er erhob sich langsam und kam mit betonter Ruhe zurück. Unsere Augen glänzten ihn an.

Es dunkelte, als wir Befehl zu weiterem Vorrücken erhielten. Unser Weg führte durch dichtes, geschoßdurchklatschtes Unterholz in einen endlosen Laufgraben, den fliehende Franzosen mit Gepäck bestreut hatten. In der Nähe des Dorfes Les Eparges mußten wir, ohne Truppen vor uns zu haben, eine Stellung in festes Gestein hauen. Zuletzt sank ich in einen Busch und schlief ein. Manchmal sah ich im Halbschlummer hoch über mir die Granaten irgendeiner Artillerie mit funkenden Zündern ihre Bogen ziehen.

»Mensch, aufstehen, wir rücken ab!« Ich erwachte im taufeuchten Gras. Durch die sausende Garbe eines Maschinengewehrs stürzten wir in unseren Laufgraben zurück und besetzten eine verlassene französische Stellung am Waldsaume. Ein süßlicher Geruch und ein im Drahtverhau hängendes Bündel weckten meine Aufmerksamkeit. Ich sprang im Morgennebel aus dem Graben und stand vor einer zusammengeschrumpften französischen Leiche. Fischartiges, verwestes Fleisch leuchtete grünlichweiß aus der zerfetzten Uniform. Mich umwendend, prallte ich entsetzt zurück: neben mir kauerte eine Gestalt an einem Baum. Sie trug das glänzende französische Lederzeug und auf dem Rücken noch den hochgepackten Tornister, von einem runden Kochgeschirr gekrönt. Leere Augenhöhlen und wenige Büschel Haar auf dem schwarzbraunen Schädel verrieten, daß ich es mit keinem Lebenden zu tun hatte. Ein anderer saß, den Oberkörper nach vorn über die Beine geklappt, als ob er eben zusammengebrochen wäre. Ringsumher lagen noch Dutzende von Lei-

chen, verwest, verkalkt, zu Mumien gedörrt, in unheimlichem Totentanz erstarrt. Die Franzosen mußten monatelang neben den gefallenen Kameraden ausgehalten haben, ohne sie zu bestatten.

In den Vormittagsstunden durchbrach die Sonne den Nebel und entsandte eine behagliche Wärme. Nachdem ich etwas auf der Grabensohle geschlafen hatte, trieb mich die Neugier, den vereinsamten, am Vortag erstürmten Graben zu besehen. Sein Boden war mit Bergen von Proviant, Munition, Ausrüstungsstücken, Waffen, Briefen und Zeitungen bedeckt. Die Unterstände glichen geplünderten Trödelläden. Dazwischen lagen die Leichen tapferer Verteidiger, deren Gewehre noch in den Schießscharten steckten. Aus zerschossenem Gebälk ragte ein eingeklemmter Rumpf. Kopf und Hals waren abgeschlagen, weiße Knorpel glänzten aus rötlich-schwarzem Fleisch. Es wurde mir schwer zu verstehen. Daneben lag ein ganz junger Mensch auf dem Rücken, die glasigen Augen und die Fäuste im Zielen erstarrt. Ein seltsames Gefühl, in solche toten, fragenden Augen zu blicken — ein Schaudern, das ich im Kriege nie ganz verlor. Seine Taschen waren nach außen gedreht, und neben ihm lag seine ausgeplünderte Börse.

Ich schlenderte, ohne von Feuer behelligt zu werden, den verwüsteten Graben entlang. Es war die kurze Zeit der Vormittagsruhe, die mir noch oft auf den Schlachtfeldern als einzige Atempause zugute kam. Ich benutzte sie dazu, mir alles recht sorglos und gemütlich anzusehen. Die fremde Bewaffnung, das Dunkel der Unterstände, der bunte Inhalt der Tornister, alles war neu und rätselhaft. Ich steckte französische Munition in die Tasche, schnallte eine seidenweiche Zeltbahn ab und erbeutete eine mit blauem Tuch umwickelte Feldflasche, um alles nach drei Schritten wieder fortzuwerfen. Ein schönes gestreiftes Hemd, das neben einem auseinandergerissenen Offiziersgepäck lag,

verführte mich dazu, mir rasch die Uniform vom Leib zu streifen und mich von Kopf bis Fuß mit neuer Wäsche zu versehen. Ich freute mich über das angenehme Kitzeln des frischen Leinens auf der Haut.

So ausstaffiert, suchte ich mir einen sonnigen Fleck im Graben aus, setzte mich auf einen Balken und öffnete mit dem Seitengewehr eine runde Fleischbüchse, um zu frühstücken. Dann steckte ich mir eine Pfeife an und durchblätterte die zahlreich verstreuten französischen Zeitschriften, die, wie ich aus dem Datum ersah, zum Teil erst am Vortage von Verdun in die Gräben geschickt waren.

Nicht ohne einen gewissen Schauder erinnere ich mich, daß ich während dieser Frühstückspause einen seltsamen kleinen Apparat auseinanderzuschrauben suchte, der vor mir auf der Grabensohle lag und in dem ich aus unerfindlichen Gründen eine »Sturmlaterne« zu erkennen glaubte. Erst viel später ging mir auf, daß das Ding, mit dem ich da herumgespielt hatte, eine ungesicherte Handgranate gewesen war.

Bei zunehmender Klarheit begann eine deutsche Batterie, aus einem dicht hinter dem Graben liegenden Waldstück zu feuern. Es dauerte nicht lange, bis der Feind die Antwort gab. Plötzlich wurde ich durch einen mächtigen Krach hinter mir aufgeschreckt und sah einen steilen Rauchkegel hochsteigen. Mit den Geräuschen des Krieges noch unvertraut, war ich nicht imstande, das Pfeifen und Zischen, das Knallen der eigenen Geschütze und das reißende Krachen der in immer kürzeren Pausen einschlagenden feindlichen Granaten zu entwirren und mir aus all dem ein Bild zu machen. Vor allem konnte ich mir nicht erklären, warum es denn von allen Seiten heranfuhr, so daß sich die sausenden Bahnen der Geschosse scheinbar planlos über dem Gewirr kleiner Grabenstücke kreuzten, in dem wir zerstreut lagen. Diese Wirkung, von der ich nicht die Ursache sah, beunruhigte mich und gab mir zu

denken. Ich stand dem Mechanismus des Gefechtes noch als Unerfahrener, als Rekrut gegenüber — die Äußerungen des Kampfwillens erschienen mir seltsam und unzusammenhängend wie Vorgänge auf einem anderen Gestirn. Dabei hatte ich eigentlich keine Angst; im Gefühl, nicht gesehen zu werden, konnte ich auch nicht glauben, daß man auf mich zielte und daß ich getroffen werden könnte. So beobachtete ich, zu meiner Gruppe zurückgekehrt, mit großer Gleichgültigkeit das Vorgelände. Es war der Mut der Unerfahrenheit. Ich trug, wie ich das auch später an solchen Tagen zu tun pflegte, in mein Taschenbuch die Zeiten ein, zu denen die Beschießung abflaute oder sich steigerte.

Gegen Mittag schwoll das Artilleriefeuer zu wüstem Tanze an. Ununterbrochen flammte es um uns auf. Weißes, schwarzes und gelbes Gewölk mischte sich. Besonders die Granaten mit schwarzer Rauchentwicklung, von den alten Kriegern »amerikanische« oder »Kohlenkästen« genannt, zerrissen mit unheimlicher Brisanz. Dazwischen zwitscherten zu Dutzenden die Zünder mit eigenartigem, an Kanarienvögel erinnerndem Gesang. Mit ihren Ausschnitten, in denen die Luft sich mit trillerndem Flöten verfing, zogen sie wie kupferne Spieluhren oder wie eine Art von mechanischen Insekten über die lange Brandung der Einschläge dahin. Sonderbar war, daß die kleinen Waldvögel sich gar nicht um diesen hundertfältigen Lärm zu kümmern schienen; sie saßen friedlich über den Rauchschwaden im zerschlagenen Geäst. In den Pausen hörte man ihre werbenden Rufe und ihr unbekümmertes Jubilieren, ja es schien, als ob sie noch angeregt würden durch die Flut von Geräuschen, die sie umbrandete.

In den Augenblicken, in denen der Beschuß sich verdichtete, spornte sich die Besatzung durch kurze gegenseitige Zurufe zur Wachsamkeit an. In dem Grabenstück, das ich übersah und aus dessen Wänden bereits hier und da

große Lehmklötze heruntergebrochen waren, herrschte völlige Bereitschaft. Die Gewehre lagen entsichert in den Schießscharten, und die Schützen prüften das rauchende Vorgelände mit Aufmerksamkeit. Zuweilen blickten sie nach rechts und links, um zu beobachten, ob der Anschluß noch vorhanden wäre, und lächelten, wenn ihr Blick einen Bekannten traf.

Ich saß mit einem Kameraden auf einer in den Lehm der Grabenwand gestochenen Bank. Einmal knallte das Brett der Schießscharte, durch die wir beobachteten, und ein Infanteriegeschoß schlug zwischen unseren Köpfen in den Lehm.

Allmählich gab es Verwundete. Die Vorgänge im Grabengewirr waren zwar nicht zu überblicken, doch der immer häufiger erschallende Ruf »Sanitäter« zeigte an, daß die Beschießung zu wirken begann. Zuweilen tauchte eine eilige Gestalt mit frischem, weithin schimmerndem Verband an Kopf, Hals oder Hand auf, um nach hinten zu verschwinden. Es galt, den Salon- oder Kavalierschuß in Sicherheit zu bringen, dem Kriegsaberglauben zufolge, nach dem der leichte Treffer oft nur der Vorbote eines schweren ist.

Mein Kamerad, der Kriegsfreiwillige Kohl, bewahrte jene norddeutsche Kaltblütigkeit, die eigens für solche Lagen geschaffen scheint. Er kaute und drückte an einer Zigarre herum, die durchaus nicht brennen wollte, und machte im übrigen ein etwas verschlafenes Gesicht. Er ließ sich auch nicht aus der Ruhe bringen, als plötzlich in unserem Rücken ein Geprassel wie von tausend Gewehren erscholl. Es stellte sich heraus, daß der Wald in Brand geschossen war. Große Flammen kletterten knatternd an den Bäumen empor.

Während dieser Ereignisse wurde ich durch seltsame Sorgen geplagt. Ich beneidete nämlich die alten »Löwen von Perthes« um ihre Erlebnisse im »Hexenkessel«, denen

mich der Aufenthalt in Recouvrence entzogen hatte. Wenn daher die Kohlenkästen besonders scharf in unsere Ecke fuhren, fragte ich zuweilen Kohl, der daran teilgenommen hatte:
»Du, ist es jetzt wie bei Perthes?«

Zu meiner Enttäuschung antwortete er jedesmal mit einer lässigen Handbewegung:
»Noch lange nicht!«

Als nun der Beschuß sich so verdichtete, daß unsere Lehmbank unter dem Bersten der schwarzen Ungetüme zu schaukeln begann, brüllte ich ihm wieder ins Ohr:
»Du, ist es *jetzt* wie bei Perthes?«

Kohl war ein sehr gewissenhafter Soldat. Er stand zunächst auf, sah sich prüfend im Kreise um und brüllte dann zu meiner Befriedigung zurück:
»Jetzt kanns bald hinkommen!«

Diese Antwort erfüllte mich mit einer närrischen Freude, bestätigte sie mir doch mein erstes wirkliches Gefecht.

In diesem Augenblick tauchte ein Mann an der Ecke unseres Grabenstückes auf: »Nach links folgen!« Wir gaben den Befehl weiter und schritten die rauchdurchschwelte Stellung entlang. Gerade waren die Essenholer zurückgekommen, und Hunderte von verlassenen Kochgeschirren dampften auf der Brustwehr. Wer mochte jetzt essen? Eine Menge Verwundeter mit blutdurchtränkten Verbänden preßte sich an uns vorüber, die Aufregung des Kampfes auf den bleichen Gesichtern. Oben wurde am Grabenrand entlang hastig Bahre auf Bahre nach hinten geschleppt. Die Ahnung einer schweren Stunde türmte sich vor uns auf. »Vorsicht, Kameraden, mein Arm, mein Arm!« »Los, los, Mensch, halt Anschluß!«

Ich erkannte den Leutnant Sandvoß, der geistesabwesend und mit aufgerissenen Augen neben dem Graben entlanghastete. Ein langer weißer Verband um den Hals teilte ihm eine seltsam unbeholfene Haltung mit, und so kam es

wohl, daß er mich in diesem Augenblick an eine Ente erinnerte. Ich sah das wie in einem jener Träume, in denen das Beängstigende in der Maske des Lächerlichen erscheint. Gleich darauf eilten wir an Oberst von Oppen vorbei, der eine Hand in der Rocktasche hielt und seinem Adjutanten Anweisungen gab. »Aha, die Sache hat doch wohl Sinn und Verstand«, schoß es mir durch den Kopf.

Der Graben endete in einem Waldstück. Unentschlossen standen wir unter gewaltigen Buchen. Aus dichtem Unterholz tauchte unser Zugführer, ein Leutnant, auf und rief dem ältesten Unteroffizier zu: »Lassen Sie ausschwärmen in Richtung auf die untergehende Sonne und Stellung nehmen. Meldungen erreichen mich im Unterstand an der Lichtung.« Fluchend übernahm jener das Kommando.

Wir schwärmten aus und legten uns erwartungsvoll in eine Reihe flacher Mulden, die irgendwelche Vorgänger in den Boden gescharrt hatten. Mitten in scherzende Zurufe schnitt ein markerschütterndes Geheul. Zwanzig Meter hinter uns wirbelten Erdklumpen aus einer weißen Wolke und klatschten hoch ins Geäst. Vielfach rollte der Schall durch den Wald. Beklommene Augen starrten sich an, die Körper schmiegten sich im niederdrückenden Gefühl völliger Ohnmacht an den Boden. Schuß folgte auf Schuß. Stickige Gase schwammen im Unterholz, Qualm verhüllte die Wipfel, Bäume und Zweige stürzten rauschend zu Boden, Schreie wurden laut. Wir sprangen hoch und rannten blindlings, von Blitzen und betäubendem Luftdruck gehetzt, von Baum zu Baum, Deckung suchend und wie gejagtes Wild riesige Stämme umkreisend. Ein Unterstand, in den viele liefen und auf den auch ich zusteuerte, erhielt einen Treffer, der den Balkenbelag hochriß, so daß die schweren Klötze in der Luft umherwirbelten.

Ich sprang mit dem Unteroffizier keuchend um eine mächtige Buche wie ein Eichhörnchen, das man mit Steinen wirft. Automatisch und von immer neuen Einschlägen

in Schwung gehalten, lief ich hinter meinem Vorgesetzten her, der sich zuweilen umwandte, mich mit wilden Augen anstierte und schrie: »Ja, was sind denn das für Dinger? Was sind denn das für Dinger?« Plötzlich blitzte es in dem weit ausgreifenden Wurzelwerk, und ein Schlag gegen den linken Oberschenkel warf mich zu Boden. Ich glaubte von einem Erdklumpen getroffen zu sein, doch belehrte mich die Wärme des reichlich strömenden Blutes bald, daß ich verwundet war. Es zeigte sich später, daß mir ein haarscharfer Splitter eine Fleischwunde geschlagen hatte, nachdem seine Wucht durch meine Geldbörse abgeschwächt war. Der feine Schnitt, der, ehe er den Muskel verletzte, nicht weniger als neun Blätter aus derbem Leder gespalten hatte, war wie mit einer Rasierklinge geführt.

Ich warf meinen Tornister fort und rannte dem Graben zu, aus dem wir gekommen waren. Von allen Seiten strebten Verwundete aus dem beschossenen Gehölz strahlenförmig darauf zu. Der Durchgang war entsetzlich, von Schwerverwundeten und Sterbenden versperrt. Eine bis zum Gürtel entblößte Gestalt mit aufgerissenem Rücken lehnte an der Grabenwand. Ein anderer, dem ein dreieckiger Lappen vom Hinterschädel herabhing, stieß fortwährend schrille, erschütternde Schreie aus. Hier herrschte der große Schmerz, und zum ersten Male blickte ich wie durch einen dämonischen Spalt in die Tiefe seines Bereichs. Und immer neue Einschläge.

Meine Besinnung ließ mich völlig im Stich. Rücksichtslos rannte ich alles über den Haufen und kletterte endlich, in der Hast einige Male zurückstürzend, aus dem höllischen Gewühl des Grabens heraus, um freie Bahn zu bekommen. Ich raste wie ein durchgehendes Pferd durch dichtes Unterholz, über Wege und Lichtungen, bis ich in einem Waldstück nahe der Grande Tranchee zusammenbrach.

Es dunkelte bereits, als zwei Krankenträger, die das Ge-

lände absuchten, vorbeikamen. Sie luden mich auf ihre Bahre und trugen mich in einen mit Stämmen gedeckten Sanitätsunterstand, in dem ich die Nacht verbrachte, eng zusammengedrängt mit vielen Verwundeten. Ein abgespannter Arzt stand im Gewühl stöhnender Menschen, verband, machte Einspritzungen und gab mit ruhiger Stimme Anweisungen. Ich zog mir den Mantel eines Gefallenen über den Leib und fiel in einen Schlaf, den das beginnende Fieber mit sonderbaren Träumen durchschoß. Einmal mitten in der Nacht wachte ich auf und sah den Arzt immer noch beim Schein einer Laterne an der Arbeit. Ein Franzose stieß alle Augenblicke ein gellendes Geschrei aus, und neben mir brummte jemand verdrießlich: »So'n Franzose. Na ja, wenn die nicht schreien können, sind sie nicht zufrieden.« Dann schlief ich wieder ein.

Als ich am nächsten Morgen fortgetragen wurde, durchbohrte ein Splitter das Segeltuch der Tragbahre zwischen meinen Knien.

Mit anderen Verwundeten wurde ich in einen der Krankenwagen geladen, die zwischen dem Gefechtsfeld und dem Hauptverbandplatz pendelten. Im Galopp ging es über die noch immer unter schwerem Feuer liegende Grande Tranchee. Hinter den grauen Zeltwänden fuhren wir blind durch die Gefahr, die uns mit stampfenden Riesenschritten begleitete.

Auf einer der Bahren, auf denen man uns in das Fahrzeug geschoben hatte wie Brote in den Backofen, lag auch ein Kamerad mit einem Bauchschuß, der ihm große Qualen bereitete. Er bat jeden Einzelnen von uns, ihm mit der Pistole des Sanitäters, die im Wagen hing, ein Ende zu machen. Niemand antwortete. Ich sollte das Gefühl noch kennenlernen, das man empfindet, wenn jede Erschütterung der Fahrt wie ein Hammerschlag auf eine schwere Wunde fällt.

Der Hauptverbandplatz war auf einer Waldlichtung an-

gelegt. Man hatte lange Zeilen von Stroh ausgebreitet und mit Laubhütten abgedeckt. Aus dem Zustrom von Verwundeten war leicht zu ersehen, daß ein bedeutendes Gefecht im Gange war. Beim Anblick eines Generalarztes, der inmitten des blutigen Trubels den Dienstbetrieb prüfte, hatte ich wieder jenen schwer zu beschreibenden Eindruck, den man empfängt, wenn man den Menschen, von den Schrecknissen und Erregungen der elementaren Zone umgeben, mit ameisenhafter Kaltblütigkeit am Ausbau seiner Ordnungen beschäftigt sieht.

Mit Speisen und Getränken gelabt und eine Zigarette rauchend, lag ich inmitten einer langen Reihe von Verwundeten auf meiner Strohschütte, von jener leichten Stimmung ergriffen, die sich einstellt, wenn man ein Examen zwar nicht ganz einwandfrei, aber doch immerhin bestanden hat. Ein kurzes Gespräch, das ich neben mir erlauschte, machte mich nachdenklich.

»Was fehlt denn dir, Kamerad?«

»Ich hab einen Blasenschuß.«

»Tuts sehr weh?«

»Ach, das macht nichts. Aber daß man so gar nicht mehr mitmachen kann - - -.«

Noch am Vormittag wurden wir nach der großen Krankensammelstelle in der Kirche des Dorfes Saint-Maurice geschafft. Dort stand bereits ein Lazarettzug unter Dampf, der uns in zwei Tagen nach Deutschland beförderte. Vom Bett aus erblickte ich im Fahren die Felder, von denen der Frühling Besitz ergriff. Wir wurden von einem stillen Mann, einem Privatdozenten der Philosophie, gewissenhaft betreut. Der erste Dienst, den er mir leistete, bestand darin, daß er mir mit einem Federmesser den Stiefel vom Fuße schnitt. Es gibt Menschen, denen zur Pflege ein besonderes Verhältnis gegeben ist; so empfand ich es bereits als wohltuend, wenn ich ihn bei seiner Nachtlampe in einem Buche lesen sah.

Der Zug brachte uns nach Heidelberg.

Beim Anblick der von blühenden Kirschbäumen bekränzten Neckarberge empfand ich ein starkes Heimatgefühl. Wie schön war doch das Land, wohl wert, dafür zu bluten und zu sterben. So hatte ich seinen Zauber noch niemals gespürt. Gute und ernste Gedanken kamen mir in den Sinn, und ich ahnte zum ersten Male, daß dieser Krieg mehr als ein großes Abenteuer bedeutete.

Die Schlacht von Les Eparges war meine erste. Sie war ganz anders, als ich gedacht. Ich hatte an einer großen Kampfhandlung teilgenommen, ohne einen Gegner zu Gesicht bekommen zu haben. Erst viel später erlebte ich den Zusammenprall, den Gipfelpunkt des Kampfes im Erscheinen der Sturmwellen auf freiem Felde, das für entscheidende, mörderische Augenblicke die chaotische Leere des Schlachtfeldes unterbricht.

Douchy und Monchy

Die Wunde war in vierzehn Tagen geheilt. Ich wurde zum Ersatzbataillon nach Hannover entlassen und nahm von dort, um mich wieder ans Gehen zu gewöhnen, einen kurzen Heimaturlaub.

»Melde dich doch als Fahnenjunker«, schlug mein Vater mir vor, als wir an einem der ersten Vormittage durch den Obstgarten gingen, um zu sehen, wie die Bäume angesetzt hatten; und ich entsprach seinem Wunsche, obwohl es mir zu Beginn des Krieges viel lockender erschienen war, mich als einfacher Schütze und nur für mich allein verantwortlich zu beteiligen.

Ich wurde also vom Regiment nach Döberitz geschickt, um an einem Ausbildungskurs teilzunehmen, den ich nach sechs Wochen als Fähnrich verließ. Den Hunderten von jungen Leuten, die hier aus allen deutschen Stämmen zu-

sammenströmten, war anzusehen, daß das Land an guter kriegerischer Mannschaft noch keinen Mangel besaß. Während ich in Recouvrence die Einzelausbildung kennengelernt hatte, wurden wir hier auch in den verschiedenen Arten geübt, auf die man kleine Verbände im Gelände bewegt.

Im September 1915 fuhr ich zum Regiment zurück. Ich verließ den Zug im Dorf Saint-Leger, dem Sitz des Divisionsstabes, und marschierte als Führer einer kleinen Ersatzabteilung nach Douchy, dem Ruheort des Regiments. Vor uns war die französische Herbstoffensive in vollem Gang. Die Front zeichnete sich als eine lange, wallende Wolke im weiten Gelände ab. Über uns knatterten die Maschinengewehre von Luftgeschwadern. Zuweilen, wenn eins der französischen Flugzeuge, deren bunte Kokarden den Boden wie große Schmetterlingsaugen abzusuchen schienen, uns niedrig überflog, nahm ich mit meiner kleinen Truppe unter den Straßenbäumen Deckung gegen Sicht. Die Abwehrkanonen zogen lange Schnüre von weißen Bäuschen in die Luft, und hier und dort schlugen herabpfeifende Splitter in den Ackerboden ein.

Dieser kleine Marsch sollte mir gleich Gelegenheit geben, meine neuen Kenntnisse anzuwenden. Wahrscheinlich hatte man uns aus einem der zahlreichen Fesselballons, deren gelbe Hüllen im Westen leuchteten, erspäht, denn gerade, als wir in das Dorf Douchy einbiegen wollten, sprang der schwarze Kegel einer Granate vor uns auf. Das Geschoß traf den Eingang des kleinen Ortsfriedhofes, der hart an der Straße lag. Ich lernte hier zum ersten Male jene Sekunde kennen, in der man ein unerwartetes Ereignis durch einen Entschluß beantworten muß.

»Nach links heraus — schwärmen, marsch, marsch!«

Die Kolonne verteilte sich im Eilschritt über die Felder; ich ließ nach links wieder sammeln und führte sie in einem weiten Bogen in das Dorf.

Douchy, der Ruheort des Füsilierregiments 73, war ein Dorf von mittlerer Größe und hatte durch den Krieg noch wenig gelitten. Dieser im wellenförmigen Gelände des Artois gelegene Platz wurde dem Regiment während seines anderthalbjährigen Stellungskampfes in jener Gegend zur zweiten Garnison, zu einer Stätte der Erholung und Festigung nach schweren Tagen des Kampfes und der Arbeit in vorderer Linie. Wie oft atmeten wir auf, wenn uns durch dunkle Regennächte ein einsames Licht vom Dorfeingang entgegenschimmerte! Man hatte doch wieder ein Dach über dem Kopf und sein einfaches, ungestörtes Lager im trockenen Raum. Man konnte schlafen, ohne jedesmal nach vier Stunden wieder in die Nacht hinaus zu müssen und ohne von der ständigen Erwartung eines Überfalls bis in den Traum hinein verfolgt zu werden. Wie neugeboren war man am ersten Ruhetag, wenn man gebadet und die Montur vom Schmutz des Grabens gereinigt hatte. Auf den Wiesengründen wurde exerziert und geturnt, um die eingerosteten Knochen gelenkig zu machen und den Gemeingeist der in langen Nachtwachen vereinsamten Leute wieder zu erwecken. Das gab Spannkraft für neue lastenreiche Tage. In der ersten Zeit marschierten die Kompanien abwechselnd in die vordere Linie zu nächtlicher Schanzarbeit. Diese anstrengende Doppelbeschäftigung unterblieb später auf Anordnung unseres einsichtigen Obersten von Oppen. Die Sicherheit einer Stellung beruht auf der Frische und dem unerschöpften Mut ihrer Verteidiger, nicht auf dem verschlungenen Bau ihrer Annäherungswege und der Tiefe der Kampfgräben.

In den freien Stunden bot Douchy seinen grauen Bewohnern manche Quelle der Erholung dar. Zahlreiche Kantinen waren noch reichlich versehen mit Eß- und Trinkbarem; es gab ein Lesezimmer, eine Kaffeestube und später sogar, kunstvoll in eine große Scheune eingebaut, einen Lichtspielraum. Die Offiziere hatten ein vorzüglich

eingerichtetes Kasino und eine Kegelbahn im Garten des Pfarrhauses. Oft wurden Kompaniefeste gefeiert, bei denen Führer und Mannschaft auf gut altdeutsch im Trinken wetteiferten. Nicht vergessen möchte ich auch die Schlachtfeste, bei denen die Kompanieschweine, die durch die Abfälle der Feldküchen in trefflicher Mast gehalten wurden, das Leben lassen mußten.

Da die Bevölkerung noch im Dorf wohnte, wurde der Raum in jeder Weise ausgenutzt. In den Gärten waren zum Teil Baracken und Wohnunterstände erbaut; ein großer Obstgarten in der Mitte des Dorfes war zum Kirchplatz, ein anderer, der sogenannte Emmichplatz, zum Lustgarten umgewandelt. Dort lagen in zwei mit Baumstämmen bedeckten Unterständen die Rasierstube und die Zahnstation. Eine große Wiese neben der Kirche diente als Begräbnisplatz, zu dem fast täglich eine Kompanie marschierte, um einem oder vielen Kameraden unter den Klängen eines Chorais das letzte Geleit zu geben.

So war in einem Jahr aus dem zerfallenden Bauerndörfchen eine Militärstadt wie ein gewaltiger Parasit emporgewachsen. Kaum erkannte man darunter das alte friedliche Bild. Im Dorfteich schwemmten Dragoner ihre Pferde, in den Gärten exerzierte Infanterie, auf den Wiesen lagen Soldaten und sonnten sich. Alle Einrichtungen zerfielen, nur was zum Kampf gehörte, war in Schuß. So hatte man Zäune und Hecken niedergebrochen oder zur besseren Verbindung weggerissen, dagegen blinkten an allen Ecken die großen Schilder mit den Fahrtrichtungen. Während die Dächer einstürzten und der Hausrat langsam verheizt wurde, entstanden Fernsprechanlagen und elektrische Leitungen. Von den Kellern aus wurden Stollenschächte in die Erde getrieben, um den Hausbewohnern bei Beschießungen sichere Unterkunft zu bieten; die ausgeschachtete Erde wurde achtlos auf die Gärten gehäuft. Im ganzen Dorf gab es keine Grenze und keinen persönlichen Besitz.

Die französische Bevölkerung war am Ausgang nach Monchy kaserniert. Kinder spielten vor den Schwellen der baufälligen Häuser, und Greise schlichen gebeugt durch das neue Getriebe, das ihnen rücksichtslos die Stätten entfremdete, an denen sie ihr Leben verbracht hatten. Die jungen Leute mußten jeden Morgen antreten und wurden vom Ortskommandanten, dem Oberleutnant Oberländer, zur Bewirtschaftung der Dorfgemarkung eingeteilt. Wir kamen mit den Einheimischen nur zusammen, wenn wir ihnen unsere Wäsche zum Reinigen brachten oder Butter und Eier einkauften.

Zu den merkwürdigen Bildern dieser Soldatenstadt gehörte der Anschluß zweier verwaister kleiner Franzosen an die Truppe. Die beiden Jungen, von denen der eine acht, der andere zwölf Jahre alt sein mochte, waren ganz in Feldgrau gekleidet und sprachen fließend deutsch. Von ihren Landsleuten redeten sie, wie sie es von den Soldaten gehört hatten, nur als »Schangels«. Ihr größter Wunsch war, einmal mit »ihrer« Kompanie in Stellung gehen zu dürfen. Sie konnten tadellos exerzieren, grüßten die Vorgesetzten, traten bei Appellen an den linken Flügel und baten um Urlaub, wenn sie den Kantinengehilfen zum Einkauf nach Cambrai begleiten wollten. Als das zweite Bataillon für einige Wochen zur Ausbildung nach Queant kam, sollte der eine, namens Louis, auf Befehl des Obersten von Oppen in Douchy zurückbleiben; er wurde auch während des Marsches nicht mehr gesehen, sprang aber bei der Ankunft des Bataillons vergnügt aus dem Packwagen, in dem er sich versteckt hatte. Der Ältere soll später nach Deutschland auf eine Unteroffiziersschule geschickt worden sein.

Kaum eine Stunde Weges von Douchy entfernt lag Monchy-aubois, das Dorf, in dem die beiden Reservekompanien des Regiments untergebracht waren. Es hatte im Herbst 1914 das Ziel erbitterter Kämpfe gebildet; zuletzt

war es in deutscher Hand geblieben und der Kampf im engen Halbkreis um die Trümmer des ehemals reichen Ortes langsam erstarrt.

Nun waren die Häuser ausgebrannt und zusammengeschossen, die verwilderten Gärten von Granaten durchfurcht und die Obstbäume geknickt. Das Steingewirr war durch Gräben, Stacheldraht, Barrikaden und betonierte Stützpunkte zur Verteidigung ausgebaut. Die Straßen konnten von einem im Mittelpunkt liegenden Betonklotz, der »Feste Torgau«, unter Maschinengewehrfeuer genommen werden. Ein anderer Stützpunkt war die »Feste Altenburg«, ein Feldwerk rechts vom Dorfe, das einen Zug der Reservekompanie beherbergte. Wichtig für die Verteidigung war auch ein Bergwerk, dem in Friedenszeiten der Kreidestein zum Bau der Häuser entnommen worden war und das wir nur durch Zufall entdeckt hatten. Ein Kompaniekoch, dem der Wassereimer in einen Brunnen gefallen war, hatte sich hinuntergelassen und dabei ein sich höhlenartig erweiterndes Loch bemerkt. Man untersuchte den Ort, und nachdem noch ein zweiter Eingang gebrochen war, bot die Anlage einer großen Zahl von Kämpfern bombensichere Unterkunft.

Auf der einsamen Höhe am Weg nach Ransart lag eine Ruine, ein ehemaliges Estaminet, wegen der weiten Aussicht auf die Front »Bellevue« genannt — ein Ort, für den ich trotz seiner gefährlichen Lage eine Vorliebe besaß. Weithin reichte von dort der Blick über das ausgestorbene Land, dessen tote Dörfer verbunden waren durch Straßen, auf denen kein Wagen rollte und kein lebendes Wesen zu sehen war. Im Hintergrunde verschwarnmen die Umrisse von Arras, der verlassenen Stadt, und weiter rechts glänzten die Kreidetrichter der großen Minensprengungen von Saint-Eloi. Öde lagen auch die verkrauteten Felder, über die große Wolkenschatten dahinzogen und das enggeflochtene Netz der Gräben seine gelben und weißen Ma-

schen breitete, die in die Annäherungswege wie in lange Zugschnüre ausmündeten. Nur hier und dort wirbelte der Rauch einer Granate auf, wie von Geisterhand in die Höhe gestoßen, und verflatterte im Wind; oder der Ball eines Schrapnells stand über der Wüste wie eine große weiße Flocke, die langsam zerschmolz. Das Gesicht der Landschaft war finster und fabelhaft, der Kampf hatte das Liebliche der Gegend hinweggewischt und seine ehernen Züge hineingegraben, vor denen der einsame Betrachter erschrak.

Die Verlassenheit und das tiefe Schweigen, ab und zu vom dumpfen Ton der Geschütze unterbrochen, wurden durch den traurigen Eindruck der Zerstörung verstärkt. Zerrissene Tornister, abgebrochene Gewehre, Zeugfetzen, dazwischen in grausigem Kontrast ein Kinderspielzeug, Granatzünder, tiefe Trichter der krepierten Geschosse, Flaschen, Erntegeräte, zerfetzte Bücher, zerschlagenes Hausgerät, Löcher, deren geheimnisvolles Dunkel einen Keller verriet, in dem vielleicht die Leichen der unglücklichen Hausbewohner von den überaus geschäftigen Rattenschwärmen benagt wurden, ein Pfirsichbäumchen, das seiner stützenden Mauer beraubt war und hilfesuchend seine Arme ausstreckte, in den Ställen die noch an der Kette hängenden Gerippe der Haustiere, im verwüsteten Garten Gräber, dazwischen grünend, tief im Unkraut versteckt, Zwiebeln, Wermut, Rhabarber und Narzissen, auf den benachbarten Feldern Getreidediemen, auf deren Dächern schon die Körner wucherten; all das durchzogen von einem halbverschütteten Laufgraben und vom Geruch des Brandes und der Verwesung umhaucht. Traurige Gedanken beschleichen den Krieger an solcher Stätte, wenn er derer gedenkt, die noch vor kurzem hier friedlich gehaust haben.

Die Kampfstellung verlief, wie schon berichtet, in engem Halbkreis um das Dorf, mit dem sie eine Reihe von

Laufgräben verband. Sie war in zwei Unterabschnitte, Monchy-Süd und Monchy-West, geteilt. Diese gliederten sich wiederum in die sechs Kompanieabschnitte A bis F. Die bogenförmige Führung der Stellung bot dem Engländer eine gute Flankierungsmöglichkeit, durch deren geschickte Ausnutzung er uns schwere Verluste bereitete. Er bediente sich dazu eines unmittelbar hinter seiner Linie versteckten Geschützes, das kleine Schrapnells verfeuerte, deren Abschuß und Einschlag für das Ohr zusammenfielen. Wie aus heiterem Himmel blitzte über die Länge des Grabens ein Schwärm von Bleikugeln dahin, der oft genug einen Posten einforderte.

Wir machen nun zunächst einen kurzen Gang durch den Schützengraben, wie er sich um diese Zeit entwickelt hatte, um uns einige Ausdrücke, die immer wiederkehren, zu veranschaulichen.

Um in die vordere Linie, kurz »der Graben« genannt, zu gelangen, betreten wir einen der zahlreichen Annäherungswege oder Laufgräben, deren Aufgabe es ist, den gedeckten Anmarsch in die Kampfstellung zu ermöglichen. Diese oft sehr langen Gräben führen also auf den Gegner zu, sind aber, damit sie nicht der Länge nach bestrichen werden können, zickzackförmig oder in schwachen Bogenlinien geführt. Nach viertelstündigem Anmarsch schneiden wir die zweite Linie, die der ersten parallel läuft und in der der Widerstand fortgesetzt werden soll, wenn der Kampfgraben genommen ist.

Der Kampfgraben selbst unterscheidet sich schon auf den ersten Blick von den schwachen Anlagen, die zu Beginn des Krieges entstanden sind. Er ist längst kein einfacher Graben mehr, sondern zieht sich in doppelter oder dreifacher Mannstiefe unter dem Niveau dahin. Die Verteidiger bewegen sich also wie auf der Sohle eines Schachtes; wenn sie das Vorgelände beobachten oder feuern wollen, ersteigen sie auf Stufen oder breiten hölzernen Leitern

den Postenauftritt, eine lange Bank, die derart in die Erde gestochen ist, daß der auf ihr Stehende den gewachsenen Boden um Kopfeshöhe überragt. Der einzelne Schütze steht in seinem Postenstand, einer mehr oder weniger befestigten Nische, den Kopf durch eine Sandsackpackung oder durch einen Stahlschild gedeckt. Der eigentliche Ausblick findet durch winzige Scharten statt, durch die der Gewehrlauf geschoben wird. Die großen Erdmengen, die aus dem Graben gehoben wurden, sind hinter der Linie zu einem Wall aufgetürmt, durch den zugleich die Rückendeckung gebildet wird; in diesen Erdwall sind Maschinengewehrstände eingebaut. Auf der Stirnseite des Grabens dagegen wird die Erde stets sorgfältig verzogen, damit das Schußfeld offen bleibt.

Vor dem Graben zieht sich, oft in vielfachen Linien, der Drahtverhau entlang, ein verschlungenes Geflecht von Stacheldrähten, das dem Angreifer Aufenthalt bereiten soll, damit er in Ruhe von den Postenständen aus unter Feuer genommen werden kann.

Der Verhau ist von hohem Kraut durchzogen, denn auf den verödeten Feldern siedelt sich bereits ein neuer und andersartiger Pflanzenbewuchs an. Die wilden Blumen, die sonst vereinzelt zwischen dem Getreide blühten, haben die Vorherrschaft gewonnen; hier und dort wuchert schon niedriges Buschwerk hervor. Auch die Wege sind schon überwachsen, aber sie zeichnen sich noch deutlich ab, denn auf ihnen breiten sich die runden Blätter des Wegerichs aus. In dieser Wildnis fühlen sich die Vögel wohl, so die Rebhühner, deren seltsamen Lockruf man oft in den Nächten vernimmt, so die Lerchen, deren vielstimmiger Gesang mit dem ersten Licht über den Gräben ertönt.

Damit der Kampfgraben nicht flankierend bestrichen werden kann, ist er mäandrisch geführt, er springt also in regelmäßigen Ausbuchtungen zurück. Diese zurückspringenden Stücke bilden die Schulterwehren, durch die das

von der Seite kommende Geschoß aufgefangen werden soll. Der Kämpfer ist damit nach hinten durch die Rückenwehr, nach den Seiten durch die Schulterwehren gedeckt, während ihn die vordere Wand des Grabens als Brustwehr schützt.

Zur Ruhe sind die Unterstände bestimmt, die sich nunmehr aus einfachen Erdlöchern zu richtigen geschlossenen Wohnräumen entwickelt haben, deren Decke aus Balken aufgeführt ist und deren Wände mit Brettern verkleidet sind. Die Unterstände sind etwa mannshoch und derart in die Erde gebaut, daß ihr Fußboden auf der Höhe der Grabensohle liegt. Über ihrer Balkendecke ruht also noch eine Erdschicht, die leichten Treffern gewachsen ist. Bei schwerem Beschuß aber sitzt man in der Mausefalle und sucht daher lieber die Tiefe des Stollens auf.

Die Stollen sind mit kräftigen Holzrahmen verkleidet. Der erste ist in der Höhe der Sohle in die vordere Grabenwand eingelassen und bildet den Stolleneingang; jeder weitere wird um zwei Handbreiten tiefer angesetzt, so daß schnell an Deckung gewonnen wird. Auf diese Weise entsteht die Stollentreppe; bei der dreißigsten Stufe hat man also neun, mit Einrechnung der Grabentiefe sogar zwölf Meter Erde über dem Kopf. Nun werden etwas größere Rahmen geradeaus oder im rechten Winkel zur Treppe geführt; sie stellen den Wohnraum her. Durch Querverbindungen entstehen unterirdische Laufgänge, feindwärts geführte Abzweigungen werden als Horch- und Minierstollen verwandt.

Das Ganze muß man sich als eine mächtige, scheinbar ausgestorben im Gelände liegende Erdfestung vorstellen, in deren Innerem ein regelmäßiger Wach- und Arbeitsdienst verrichtet wird und in der wenige Sekunden nach einem Alarm jeder Mann auf seinem Posten steht. Man tut auch gut, sich die Stimmung nicht allzu romantisch auszumalen; es herrscht vielmehr eine gewisse Schläfrigkeit und

Schwerfälligkeit, wie sie die nahe Berührung mit der Erde erzeugt.

Ich war der sechsten Kompanie zugeteilt und rückte einige Tage nach meiner Ankunft als Führer einer Gruppe mit in Stellung, wo mir gleich durch einige englische Kugelminen der Empfang bereitet wurde. Das waren gestielte und mit Sprengstoff gefüllte Geschosse aus sprödem Eisen, deren Form man sich am besten vergegenwärtigt, wenn man sich von einer Hundertpfund-Hantel eine der beiden Kugeln abgeschnitten denkt. Ihr Abschuß war dumpf und undeutlich und wurde häufig durch Maschinengewehrfeuer getarnt. Es machte daher einen gespenstischen Eindruck auf mich, daß plötzlich dicht neben uns Flammen den Graben erleuchteten und ein bösartiger Luftdruck uns erschütterte. Die Leute zogen mich schnell in den Unterstand unserer Gruppe, den wir gerade erreicht hatten. Drinnen spürten wir noch fünf- oder sechsmal den schweren Mörserstoß der Aufschläge. Die Mine schlägt nicht eigentlich ein, sondern sie »setzt sich hin«; diese bedächtige Art der Zerstörung bringt auf die Nerven eine unangenehmere Wirkung hervor. Als ich am nächsten Morgen zum ersten Mal bei Licht durch den Graben ging, sah ich die großen entladenen Stielkugeln überall als Alarmgongs vor den Unterständen aufgehängt.

Der Abschnitt C, in dem die Kompanie lag, war der vorgeschobenste des Regiments. Wir hatten in unserem Kompanieführer, dem Leutnant Brecht, der zu Beginn des Krieges von Amerika herübergeeilt war, den zur Verteidigung eines solchen Platzes geeigneten Mann. Er liebte die Gefahr und fiel im Gefecht.

Das Leben im Graben war streng geregelt; ich zeichne hier den Verlauf eines Tages auf, wie achtzehn Monate hindurch einer dem anderen folgte, wenn nicht gerade die gewöhnliche Feuertätigkeit zu ausgesprochen »dicker Luft« sich steigerte.

Der Schützengrabentag beginnt erst mit hereinbrechender Dämmerung. Um sieben Uhr weckt mich ein Mann meiner Gruppe aus dem Nachmittagsschlaf, den ich in Voraussicht der nächtlichen Wachen getan habe. Ich schnalle um, stecke Leuchtpistole und Handgranaten ins Koppel und verlasse den mehr oder minder gemütlichen Unterstand. Beim ersten Durchschreiten des wohlbekannten Zugabschnitts überzeuge ich mich, daß alle Posten an ihren richtigen Plätzen stehen. Mit leiser Stimme wird die Parole ausgetauscht. Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen, und die ersten Leuchtkugeln steigen silbern in die Höhe, während angestrengte Augen ins Vorgelände starren. Eine Ratte raschelt zwischen den über Deckung geworfenen Konservenbüchsen. Eine zweite gesellt sich pfeifend zu ihr, und bald wimmelt es von huschenden Schatten, die den Ruinenkellern des Dorfes oder zerschossenen Stollen entströmen. Die Jagd auf sie bietet eine beliebte Abwechslung in der Öde des Postendienstes. Ein Stückchen Brot wird als Köder ausgelegt und das Gewehr darauf eingerichtet, oder es wird Sprengpulver von Blindgängern in ihre Löcher gestreut und angezündet. Quiekend schießen sie dann mit versengtem Fell hervor. Es sind ekelhafte Geschöpfe, ich muß immer an ihre verborgene leichenschänderische Tätigkeit in den Kellern des Dorfes denken. Einmal, als ich in einer warmen Nacht durch die Ruinen von Monchy schritt, quollen sie in so unglaublichen Mengen aus ihren Verstecken hervor, daß der Boden einem lebenden Teppich glich, den hier und da das weiße Fell eines Albinos musterte. Auch einige Katzen sind aus den zerstörten Dörfern in die Gräben gezogen; sie lieben die Nähe der Menschen. Ein großer weißer Kater mit zerschossener Vorderpfote geistert häufig im Niemandsland umher und scheint bei beiden Parteien zu verkehren.

Doch ich sprach ja vom Grabendienst. Man liebt solche Abschweifungen, man wird leicht gesprächig, um die

dunkle Nacht und die endlose Zeit zu füllen. Deshalb bin ich auch bei einem bekannten Krieger oder einem anderen Unteroffizier stehengeblieben und lausche seinen tausend Nichtigkeiten mit gespannter Aufmerksamkeit. Als Fähnrich werde ich auch öfters von dem wachhabenden Offizier, der sich ebenso unbehaglich fühlt, in ein wohlwollendes Gespräch verwickelt. Ja er wird sogar ganz kameradschaftlich, redet leise und eifrig, kramt Geheimnisse und Wünsche aus. Und ich gehe gern darauf ein, denn auch mich drücken die schweren schwarzen Wälle des Grabens, auch ich bange nach Wärme, nach irgend etwas Menschlichem in dieser unheimlichen Einsamkeit. Die Landschaft strahlt in der Nacht eine eigentümliche Kälte aus; diese Kälte ist von geistiger Art. So beginnt man zu frösteln, wenn man einen der unbesetzten Abschnitte des Grabens durchquert, die nur durch Streifen beschritten werden; und dieses Frösteln steigert sich, wenn man jenseits des Drahtverhaues das Niemandsland betritt, zu einem leichten, zähneklappernden Unwohlsein. Die Art, in der die Romanschreiber das Zähneklappern verwenden, ist meist verfehlt; es hat nichts Gewaltsames, sondern gleicht vielmehr einem schwachen elektrischen Strom. Oft merkt man es ebensowenig, wie man merkt, daß man im Schlafe spricht. Übrigens hört es sofort auf, wenn wirklich etwas passiert.

Das Gespräch wird matter. Wir sind ermüdet. Schläfrig lehnen wir an einer Schulterwehr und starren auf die Zigarette, die in der Dunkelheit glüht.

Bei Frost trampelt man frierend auf und ab, daß die harte Erde von vielen Tritten erklingt. In kalten Nächten hört man ein ununterbrochenes Husten, das weithin schallt. Dieses Husten ist oft, wenn man im Niemandslande vorwärtskriecht, das erste Kennzeichen der feindlichen Linie. Zuweilen pfeift oder summt auch ein Posten ein Lied vor sich hin, und es ist ein bösartiger Kontrast, wenn man ihn mit mörderischen Absichten beschleicht. Oft regnet es,

dann steht man traurig mit hochgeschlagenem Mantelkragen unter den Regendächern der Stolleneingänge und lauscht dem gleichförmigen Falle der Tropfen. Hört man die Schritte eines Vorgesetzten auf der nassen Grabensohle, so tritt man rasch hervor, geht weiter, dreht sich plötzlich um, schlägt die Hacken zusammen und meldet: »Unteroffizier vom Grabendienst. Im Abschnitt nichts Neues!«, denn das Stehen in den Stolleneingängen ist verboten.

Die Gedanken wandern. Man sieht in den Mond und denkt an schöne, gemütliche Tage zu Haus oder an die große Stadt weit dahinten, in der jetzt gerade die Menschen aus den Cafes strömen und viele Bogenlampen das rege nächtliche Treiben des Zentrums bestrahlen. Es scheint, als ob man das geträumt hätte — unglaublich fern.

Da raschelt irgend etwas vorm Graben, zwei Drähte klirren leise. Im Nu zerflattern die Träume, alle Sinne sind bis zum Schmerz geschärft. Man klettert auf den Postenstand, schießt eine Leuchtkugel hoch: nichts rührt sich. Es wird wohl nur ein Hase oder ein Rebhuhn gewesen sein.

Oft hört man den Gegner an seinem Drahtverhau arbeiten. Dann schießt man rasch hintereinander dorthin, bis die Kammer des Gewehres entladen ist. Nicht nur, weil es befohlen ist, man empfindet auch eine gewisse Befriedigung dabei. »Jetzt sitzen sie drüben aber in Druck. Vielleicht hast du sogar einen getroffen.« Auch wir ziehen fast jede Nacht Draht und haben häufig Verwundete. Dann fluchen wir auf diese gemeinen Schweine von Engländern.

An manchen Teilen der Stellung, so an den Sappenköpfen, stehen die Posten kaum dreißig Schritt voneinander entfernt. Hier spinnt sich zuweilen eine persönliche Bekanntschaft an; man erkennt Fritz, Wilhelm oder Tommy an der Art, in der er hustet, pfeift oder singt. Kurze Zurufe, die eines rauhen Humors nicht entbehren, gehen hin und her.

»He, Tommy, bist du noch da?«
»Ja!«
»Dann steck mal den Kopf weg, ich will jetzt schießen!«

Mitunter hört man auch nach dumpfem Abschuß ein pfeifendes, flatterndes Geräusch. »Achtung, Mine!« Man stürzt zum nächsten Stolleneingang und hält den Atem an. Die Minen krachen ganz anders, viel aufregender als die Granaten. Sie haben überhaupt etwas Reißendes, Hinterlistiges, etwas von persönlicher Gehässigkeit. Es sind heimtückische Wesen. Die Gewehrgranaten sind Miniaturausgaben davon. Sie steigen wie Pfeile aus dem feindlichen Graben auf und tragen Köpfe aus rotbraunem Metall, das, damit es leichter splittert, nach Art der Schokoladetafeln gekästelt ist. Leuchtet an bestimmten Stellen der nächtliche Horizont auf, so springen alle Posten von ihren Ständen und verschwinden. Sie wissen aus langer Erfahrung, wo die Geschütze stehen, die auf den Abschnitt C eingerichtet sind.

Endlich zeigt das Leuchtzifferblatt, daß zwei Stunden verflossen sind. Nun rasch die Ablösung geweckt und in den Unterstand. Vielleicht haben die Essenholer Briefe, Pakete oder eine Zeitung mitgebracht. Man hat ein merkwürdiges Gefühl, wenn man die Nachrichten von der Heimat und ihren friedlichen Sorgen liest, während die Schatten der flackernden Kerze über das niedrige, rohe Gebälk huschen. Nachdem ich mit einem Holzspan den gröbsten Dreck von den Stiefeln gekratzt und an ein Bein des roh zusammengezimmerten Tisches gestrichen habe, lege ich mich auf die Pritsche und ziehe meine Decke über den Kopf, um für vier Stunden zu »röcheln«, wie der Fachausdruck heißt. Draußen knallen die Geschosse in eintöniger Wiederholung auf Deckung, eine Maus huscht über Gesicht und Hände, ohne meinen Schlaf zu stören. Auch vor dem niederen Getier habe ich Ruhe, wir räucherten den Unterstand erst vor einigen Tagen gründlich aus.

Noch zweimal werde ich aus dem Schlaf gerissen, um meines Amtes zu walten. Während der letzten Wache kündet ein heller Strich hinter uns am östlichen Himmel den neuen Tag. Die Umrisse des Grabens werden schärfer; er macht im grauen Frühlicht einen Eindruck unsäglicher Öde. Eine Lerche steigt hoch; ihr Getriller ärgert mich. An eine Schulterwehr gelehnt, starre ich im Gefühl einer großen Ernüchterung auf das tote, drahtumschlossene Vorfeld. Daß die letzten zwanzig Minuten auch gar kein Ende nehmen wollen! Endlich klappern die Kochgeschirre der zurückkehrenden Kaffeeholer im Laufgraben: es ist sieben Uhr. Die Nachtwache ist beendet.

Ich gehe in den Unterstand, trinke Kaffee und wasche mich in einer Heringsdose. Das macht mich munter; ich habe die Lust verloren, mich hinzulegen. Um neun Uhr muß ich ja auch schon wieder meine Gruppe zur Arbeit einteilen und anstellen. Wir sind wahre Alleskönner, der Graben stellt täglich seine tausend Anforderungen an uns. Wir wühlen tiefe Stollen, bauen Unterstände und Betonklötze, bereiten Drahthindernisse vor, schaffen Entwässerungsanlagen, verschalen, stützen, nivellieren, erhöhen und schrägen ab, schütten Latrinen zu, kurz, wir üben jedes Handwerk aus eigener Kraft. Warum auch nicht, haben denn nicht alle Stände und Berufe Vertreter in unsere Mitte geschickt? Was der eine nicht kann, das kann der andere. Neulich erst nahm mir ein Bergmann die Picke aus der Hand, als ich im Stollen unserer Gruppe schanzte, und sagte dabei: »Immer unten reinhaun, Herr Fähnrich, oben fällt der .Dreck von selbst!« Merkwürdig, daß man eine so einfache Sache noch nicht wußte bislang. Aber hier, mitten in die blanke Landschaft gesetzt, in der man sich plötzlich gezwungen sieht, vor Geschossen Schutz zu suchen, sich vor Wind und Wetter zu bergen, sich Tisch und Bett zu zimmern, Öfen und Treppen zu bauen, lernt man bald die Hände gebrauchen. Man erkennt den Wert der Handarbeit.

Um ein Uhr wird das Mittagessen in großen Gefäßen, ehemaligen Milchkannen und Marmeladeeimern, aus der Küche, die in einen Keller Monchys eingebaut ist, heraufgeholt. Die Verpflegung ist von militärischer Eintönigkeit, aber noch reichlich, vorausgesetzt, daß die Essenholer nicht unterwegs »Dunst« bekommen und die Hälfte verschüttet haben. Nach dem Essen wird etwas geschlafen oder gelesen. Allmählich rücken auch die beiden Stunden heran, die für den Grabendienst des Tages vorgesehen sind. Sie verlaufen bedeutend schneller als die der Nacht. Man beobachtet die wohlbekannte feindliche Stellung durch Glas oder Scherenfernrohr und kommt auch öfters zum Schuß aus der Fernrohrbüchse gegen Kopfziele. Aber Vorsicht, auch der Engländer hat scharfe Augen und gute Gläser.

Ein Posten stürzt plötzlich blutüberströmt zusammen. Kopfschuß. Die Kameraden reißen ihm die Verbandpäckchen vom Rock und verbinden ihn. »Hat ja keen Zweck mehr, Willem.« »Mensch, hei atmet doch noch.« Dann kommen die Sanitäter, um ihn zum Verbandplatz zu tragen. Die Bahre stößt hart gegen die winkligen Schulterwehren. Kaum ist sie entschwunden, ist alles wieder beim alten. Einer wirft einige Schaufeln Erde über die rote Lache, und jeder geht seiner Beschäftigung nach. Nur ein Neuling lehnt noch mit bleichem Gesicht an der Verschalung. Er müht sich ab, die Zusammenhänge zu fassen. Das war ja so plötzlich, so furchtbar überraschend, ein unsäglich brutaler Überfall. Das kann ja gar nicht möglich, nicht Wirklichkeit sein. Armer Kerl, im Hintergrunde lauern noch ganz andere Dinge auf dich.

Oft ist es auch ganz nett. Manche sind mit weidmännischem Eifer bei der Sache. Mit dem Genuß von Kennern betrachten sie die Einschläge der Artillerie im feindlichen Graben. »Junge, der saß!« »Donnerwetter, sieh mal, wie das spritzt! Armer Tommy! Da bleibt kein Auge trocken!«

Gern schießen sie Gewehrgranaten und leichte Minen hinüber, sehr zum Mißvergnügen ängstlicher Gemüter. »Mensch, laß doch den Blödsinn, wir kriegen gerade Pfeffer genug!« Das hindert sie aber nicht, ständig darüber nachzudenken, wie sie wohl am besten Handgranaten mit einer Art selbsterfundener Katapulte fortschleudern oder durch irgendeine Höllenmaschine das Vorgelände gefährden könnten. Einmal schneiden sie vielleicht eine schmale Gasse in das Hindernis vor ihrem Postenstand, um einen über diesen bequemen Durchgang erfreuten Kundschafter vor ihre Flinte zu locken, ein anderes Mal schleichen sie sich nach drüben und binden eine Glocke an den Draht, an der sie vom eigenen Graben aus mit einem langen Faden ziehen, um die englischen Posten aufzuregen. Ihnen macht der Krieg eben Spaß.

Die Stunde des Nachmittagskaffees kann manchmal recht gemütlich sein. Oft muß der Fähnrich einem der Kompanieoffiziere dabei Gesellschaft leisten. Es geht ganz förmlich zu; sogar zwei Porzellantassen schimmern auf der Tischdecke aus Sandsacktuch. Nachher stellt der Bursche eine Flasche und zwei Gläser auf den wackligen Tisch. Das Gespräch wird vertraulicher. Es ist merkwürdig, daß auch hier der liebe Nächste als der willkommenste Gegenstand der Unterhaltung herhalten muß. Es hat sich sogar ein üppiger Grabenklatsch entwickelt, der bei den Nachmittagsbesuchen eifrig ausgebreitet wird, bald wie in einer kleinen Garnison. Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene werden einer gründlichen Kritik unterzogen, und ein neues Gerücht hat im Nu die Zugführerunterstände sämtlicher sechs Kampfabschnitte vom rechten bis zum linken Flügel durcheilt. Die Beobachtungsoffiziere, die mit Fernrohr und Skizzenmappe die Regimentsstellung abluchsen, sind nicht ganz unschuldig daran. Die Stellung der Kompanie ist ja nicht gänzlich abgeschlossen; es herrscht ein reger Durchgangsverkehr. In den ruhigen

Morgenstunden tauchen die Stäbe auf und verbreiten Geschäftigkeit, sehr zum Ärger des Frontschweins, das sich nach der letzten Wache gerade zur Ruhe gelegt hat und auf den Schreckensruf: »Der Divisionskommandeur ist im Graben!« wieder in vorschriftsmäßigem Anzug aus dem Stollen stürzt. Dann kommen der Pionier-, der Grabenbau- und Entwässerungsoffizier — alle gebärden sich, als ob der Graben nur für ihre Spezialarbeiten geschaffen sei. Wenig freundlich wird der Artilleriebeobachter begrüßt, der Sperrfeuerprobe halten will, denn kaum ist er wieder mit seinem Scherenfernrohr abgezogen, das er hier und dort, wie ein Insekt seine Fühler, geschäftig aus dem Graben streckt, so meldet sich die englische Artillerie, und der Infanterist ist immer der Leidtragende. Ferner erscheinen die Führer der Vorkommandos und der Schanzabteilungen. Sie setzen sich bis zur völligen Dunkelheit in den Unterstand des Zugführers, trinken Grog, rauchen, spielen Polnische Lotterie und machen zuletzt wie die Wanderratten reinen Tisch. Spät geistert ein Männchen durch den Graben, schleicht sich hinter die Posten, schreit ihnen »Gasangriff« ins Ohr und zählt, wieviel Sekunden das Aufsetzen der Maske in Anspruch nimmt. Es ist der Gasschutzoffizier. Mitten in der Nacht klopft es noch einmal an die Brettertür des Unterstandes: »Mensch, pennen Sie denn schon? Hier quittieren Sie mir rasch mal zwanzig Spanische Reiter und sechs Stollenrahmen!« Die Materialträger sind da. So ist, wenigstens an den ruhigen Tagen, ein ewiges Kommen und Gehen, das dem unglücklichen Stollenbewohner zuletzt den Seufzer entlockt: »Wenn es doch nur etwas schießen wollte, damit man endlich seine Ruhe hat.« In der Tat tragen ein paar schwere Brocken zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei; man ist dann mehr unter sich und bleibt von dem lästigen Papierkram verschont.

»Herr Leutnant, darf ich mich verabschieden, ich habe

in einer halben Stunde Dienst!« Draußen glänzen die Lehmwälle der Böschungen in den letzten Strahlen der Sonne, der Graben liegt bereits in tiefem Schatten. Bald steigt die erste Leuchtkugel empor, und die Nachtposten ziehen auf.
Der neue Tag des Schützengrabensoldaten beginnt.

Vom täglichen Stellungskampf

So verliefen unsere Tage in anstrengendem Gleichmaß, unterbrochen durch kurze Ruhezeiten in Douchy. Doch auch in Stellung bot sich manche schöne Stunde. Oft saß ich mit einem Gefühl behaglicher Geborgenheit am Tisch meines kleinen Unterstandes, dessen rohe, waffenbehangene Bretterwände an Wildwest erinnerten, trank eine Tasse Tee, rauchte und las, während mein Bursche an dem winzigen Ofen beschäftigt war, der den Raum mit dem Geruch gerösteter Brotscheiben erfüllte. Welcher Grabenkämpfer kennt diese Stimmung nicht? Draußen am Postenstande stapften schwere, gleichmäßige Schritte; eintöniger Zuruf erscholl, wenn sich die Wachen im Graben begegneten. Das abgestumpfte Ohr hörte kaum noch das nie erlöschende Gewehrfeuer, den kurzen Hieb auf Deckung schlagender Geschosse oder die Leuchtkugel, die neben der Mündung des Lichtschachtes langsam verzischte und erlosch. Dann nahm ich mein Notizbuch aus der Kartentasche und schrieb in kurzen Worten die Ereignisse des Tages auf.

So entstand mit der Zeit, als ein Teil meines Tagebuches, eine gewissenhafte Chronik des Abschnitts C, dieses kleinen, winkligen Stückes der langen Front, in dem wir zu Hause waren, in dem wir längst jeden verwachsenen Stichgraben, jeden verfallenen Unterstand kannten. Um uns ruhten in aufgetürmten Lehmwällen die Leichen gefal-

lener Kameraden, auf jeder Fußbreite Boden hatte sich ein Drama abgespielt, hinter jeder Schulterwehr lauerte das Verhängnis, Tag und Nacht, sich wahllos ein Opfer zu greifen. Und doch empfanden wir alle eine starke Zugehörigkeit zu unserem Abschnitt, waren fest mit ihm verwachsen. Wir kannten ihn, wenn er sich als schwarzes Band durch die verschneite Landschaft zog, wenn die blumige Wildnis ringsum ihn zur Mittagsstunde mit betäubenden Gerüchen durchströmte oder wenn die spukhafte Blässe des Vollmondes seine dunklen Winkel umspann, in denen pfeifende Rattenscharen ihr unheimliches Wesen trieben. Wir saßen heiter an langen Sommerabenden auf seinen Lehmbänken, wenn die laue Luft geschäftiges Klopfen und ein heimatliches Lied zum Feinde trug; wir stürzten über Gebälk und zerhackten Draht, wenn der Tod mit stählerner Keule auf die Gräben loskolbte und träger Qualm aus zerrissenen Lehmwänden kroch. Oft wollte uns der Oberst einen ruhigeren Teil der Regimentsstellung anweisen; jedesmal bat die ganze Kompanie wie ein Mann, im Abschnitt C bleiben zu dürfen. Ich bringe hier einen Auszug der Beobachtungen, die ich damals in den Nächten von Monchy niederschrieb.

7. Oktober 1915. Stand in der Morgendämmerung neben dem Posten meiner Gruppe auf dem Schützenauftritt bei unserem Unterstand, als ein Gewehrgeschoß dem Mann die Feldmütze von vorn bis hinten aufriß, ohne ihn zu verletzen. Zur selben Stunde wurden am Draht zwei Pioniere verwundet. Der eine Querschläger durch beide Beine, der andere Schuß durchs Ohr.

Am Vormittag erhielt der linke Flügelposten einen Schuß durch beide Backenknochen. Das Blut sprudelte in dicken Strahlen aus der Wunde. Zu allem Unglück kam heute auch noch der Leutnant von Ewald in unseren Abschnitt, um die nur fünfzig Meter vom Graben entfernt liegende Sappe N aufzunehmen. Als er sich umdrehte, um

wieder vom Postenstand herunterzusteigen, zerschmetterte ihm ein Geschoß den Hinterkopf. Er starb augenblicklich. Auf dem Postenstand lagen große Stücke des Schädelbeins. Ferner bekam ein Mann einen leichten Schulterschuß.

19. Oktober. Der Abschnitt des mittleren Zuges wurde mit Fünfzehn-Zentimeter-Granaten beschossen. Ein Mann wurde vom Luftdruck gegen einen Pfahl der Grabenverkleidung geschleudert. Er erlitt schwere innere Verletzungen, außerdem durchschlug ihm ein Splitter die Armschlagader.

Im Morgennebel entdeckten wir beim Ausbessern unseres Drahtes vorm rechten Flügel eine französische Leiche, die schon Monate alt sein mußte.

In der Nacht wurden beim Drahtziehen zwei unserer Leute verwundet. Gutschmidt Schüsse durch beide Hände und einen durch den Oberschenkel, Schäfer Knieschuß.

30. Oktober. In der Nacht stürzten nach einem Wolkenbruch sämtliche Schulterwehren ein und verbanden sich mit dem Regenwasser zu zähem Brei, der den Graben in einen tiefen Sumpf verwandelte. Der einzige Trost war, daß es dem Engländer auch nicht besser ging, denn man sah, wie aus seinen Gräben eifrig Wasser geschöpft wurde. Da wir etwas erhöht liegen, pumpten wir ihm auch unseren Überfluß noch hinunter. Auch setzten wir die Fernrohrbüchsen in Tätigkeit.

Die herabstürzenden Grabenwände legten eine Reihe von Leichen aus den Kämpfen des vorigen Herbstes bloß.

9. November. Stand neben dem Landsturmmann Wiegmann vor der »Feste Altenburg«, als ein weitherkommendes Geschoß sein Seitengewehr durchschlug, das er sich über die Schulter gehängt hatte, und ihn schwer am Becken verwundete. Die englischen Geschosse mit ihrer leicht absplitternden Spitze sind die reinen Dumdum.

Im übrigen bietet der Aufenthalt in diesem kleinen, mit-

ten in der Landschaft versteckten Erdwerk, in dem ich mit einem abgezweigten Halbzug liege, größere Bewegungsfreiheit als die vordere Linie. Wir sind gegen die Front durch eine sanfte Erhöhung gedeckt; hinter uns steigt das Gelände zum Walde von Adinfer an. Fünfzig Schritt hinter dem Werke liegt, an einer taktisch nicht gerade günstig gewählten Stelle, unsere Reitsitzlatrine — das ist ein auf zwei Böcken ruhender Hahnebalken, unter den eine lange Grube gezogen ist. Der Soldat liebt es, hier ausgiebig zu verweilen, sei es, um die Zeitung zu lesen, sei es, um nach Art der Kanarienvögel eine gemeinsame Sitzung zu veranstalten. Hier ist die Quelle von allerhand dunklen Gerüchten, die an der Front umlaufen und die denn auch gemeinhin als »Latrinenparolen« bezeichnet werden. In diesem Falle wird die Gemütlichkeit freilich dadurch gestört, daß der Ort zwar nicht eingesehen, wohl aber über die flache Erhöhung hinweg unter indirektes Feuer genommen werden kann. Wenn der Höhenkamm ganz scharf überstrichen wird, fahren unten in der Mulde die Geschosse in Brusthöhe vorbei, und man ist in Sicherheit, wenn man sich flach auf den Boden legt. So kann es vorkommen, daß man sich während ein und derselben Sitzung zwei- bis dreimal, mehr oder weniger bekleidet, lang hinwerfen muß, um eine Maschinengewehrserie wie eine Tonleiter über sich hinwegstreichen zu lassen. Das gibt natürlich zu allerlei Spaßen Gelegenheit.

Zu den Abwechslungen, die dieser Posten bietet, gehört auch die Jagd auf mancherlei Tiere, besonders auf die Rebhühner, von denen eine zahllose Menge die verödeten Felder belebt. In Ermanglung von Schrotflinten sind wir gezwungen, uns nahe an die wenig scheuen »Kochgeschirraspiranten« heranzupirschen, um ihnen mit der Kugel den Kopf abzuschießen, da sonst von dem Braten wenig übrigbleibt. Allerdings muß man sich davor hüten, im Eifer der Verfolgung aus der Mulde herauszutreten, da man sich

sonst aus einem Jäger in ein Wild verwandelt, indem man aus den Kampfgräben unter Feuer genommen wird.

Den Ratten stellen wir hier mit starken Schlagfallen nach. Die Tiere sind allerdings so kräftig, daß sie sich unter Geräusch mit dem Eisen zu entfernen suchen; wir stürzen dann aus den Unterständen, um ihnen mit einem Knüppel den Garaus zu machen. Selbst für die Mäuse, die uns das Brot benagen, haben wir eine besondere Art der Jagd erfunden; sie besteht darin, daß das Gewehr mit einer bis auf wenige Pulverblättchen entleerten Patrone geladen wird, die statt des Geschosses ein Papierkügelchen trägt.

Endlich habe ich mir mit einem anderen Unteroffizier zusammen noch einen aufregenden, wenn auch nicht ganz ungefährlichen Schießsport ausgedacht. Wir sammeln nämlich bei Nebel die großen und kleinen Blindgänger auf, oft Dinger von fast Zentnerschwere, an denen in der Gegend kein Mangel herrscht. Diese stellen wir in einiger Entfernung wie Kegel nebeneinander auf, um sie, hinter Schießscharten verborgen, unter Feuer zu nehmen. Wir brauchen hier freilich keinen Scheibendienst, denn ein Treffer, also ein Schuß auf den Zünder, kündet sich selbsttätig durch ein gräßliches Krachen an, das sich noch bedeutend verstärkt, wenn »Alle Neune« getroffen sind, das heißt, wenn sich die Explosion auf eine ganze Serie von Blindgängern überträgt.

14. November. In der Nacht träumte mir, ich hätte einen Schuß durch die Hand bekommen. Sah mich am Tage deshalb etwas vor.

21. November. Ich führte eine Abteilung Schanzer von der »Feste Altenburg« in den Abschnitt C. Der Landsturmmann Diener stieg auf einen Vorsprung der Grabenwand, um Erde über Deckung zu schaufeln. Kaum war er oben, als ein aus der Sappe abgefeuertes Geschoß quer durch seinen Schädel schlug und ihn tot auf die Grabensohle warf. Er war verheiratet und Vater von vier Kindern.

Seine Kameraden lauerten noch lange Zeit hinter den Schießscharten, um Blutrache zu nehmen. Sie weinten vor Wut. Sie schienen in dem Engländer, der das tödliche Geschoß abgefeuert hatte, einen persönlichen Feind zu sehen.

24. November. Ein Mann der Maschinengewehrkompanie bekam in unserem Abschnitt einen schweren Kopfschuß. Einem anderen von unserer Kompanie wurde eine halbe Stunde später durch Infanteriegeschoß die Backe aufgerissen.

Am 29. November rückte unser Bataillon für vierzehn Tage nach dem in der Etappe der Division gelegenen Städtchen Queant, das später eine so blutige Berühmtheit erlangen sollte, um dort zu exerzieren und sich der Segnungen des Hinterlandes zu erfreuen. Während unseres Aufenthaltes dort erfuhr ich meine Beförderung zum Leutnant und wurde in die zweite Kompanie versetzt.

Wir wurden in Queant und den Nachbarorten öfters von den Ortskommandanten zu schwerem Umtrunk geladen und bekamen einen kleinen Einblick in die fast unumschränkte Gewalt, mit der diese Dorffürsten ihre Untergebenen und die Einwohner beherrschten. Unser Rittmeister nannte sich König von Queant und erschien jeden Abend, durch Erheben der rechten Hände und ein donnerndes: »Es lebe der König!« begrüßt, an der Tafelrunde, wo er als launige Majestät bis in den grauenden Morgen regierte, jeden Verstoß gegen die Etikette und seinen äußerst verwickelten Komment mit einer Bierrunde bestrafend. Wir Frontleute kamen als Neulinge natürlich sehr schlecht dabei weg. Am nächsten Tage sah man ihn dann nach dem Mittagessen, meist leicht verschleiert, im Dogcart durch seine Ländereien fahren, um den Nachbarkönigen bei kräftigem Bacchusopfer seinen Besuch abzustatten und sich so würdig für den Abend vorzubereiten. Das nannte er »einen Überfall machen«. Einmal geriet er in einen

Zwist mit dem König von Inchy und ließ durch einen berittenen Feldgendarmen Fehde ansagen. Nach mehreren Kampfhandlungen, während deren sich sogar zwei Abteilungen von Pferdeknechten aus kleinen, drahtbefestigten Gräben mit Erdklumpen bewarfen, war der König von Inchy so unvorsichtig, sich in der Kantine von Queant an bayrischem Bier gütlich zu tun, und wurde beim Besuch eines einsamen Ortes überrascht und gefangengenommen. Er mußte sich mit einer mächtigen Tonne Bier loskaufen. So endete der Orlog der beiden Gewaltigen.

Am 11. Dezember begab ich mich über Deckung in die vordere Linie, um mich beim Leutnant Wetje zu melden, dem Führer meiner neuen Kompanie, die abwechselnd mit meiner alten sechsten den Abschnitt C innehielt. Als ich in den Graben springen wollte, erschrak ich über die Veränderung, die die Stellung während unserer vierzehntägigen Abwesenheit erlitten hatte. Sie war zu einer riesigen, mit Schlamm gefüllten Mulde zusammengesackt, in der die Besatzung ein traurig plätscherndes Dasein führte. Mit Wehmut dachte ich, schon bis zur Hüfte versunken, an den runden Tisch des Königs von Queant zurück. Wir armen Frontschweine! Fast alle Unterstände waren eingestürzt und die Stollen versoffen. Wir mußten in den nächsten Wochen unausgesetzt arbeiten, um uns nur etwas festen Boden unter die Füße zu bringen. Vorläufig hauste ich mit den Leutnants Wetje und Boje zusammen in einem Stollen, dessen Decke trotz der darunter gehängten Zeltbahn wie eine Gießkanne tropfte und aus dem die Burschen alle halben Stunden das Wasser mit Eimern nach oben schaffen mußten.

Als ich am nächsten Morgen völlig durchnäßt den Stollen verließ, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu dürfen. Das Gelände, dem bisher die Einsamkeit des Todes ihren Stempel aufgedrückt hatte, war nun wie ein Jahrmarkt belebt. Die Besatzung beider Gräben war von dem

Schlamm auf die Brustwehren getrieben, und schon hatte sich zwischen den Drahtverhauen ein lebhafter Verkehr und Austausch von Schnaps, Zigaretten, Uniformknöpfen und anderen Dingen angebahnt. Die Menge khakifarbener Gestalten, die den bisher so öden englischen Gräben entquoll, wirkte verblüffend wie ein Spuk am hellen Vormittag.

Plötzlich fiel drüben ein Schuß, der einen unserer Leute tot im Schlamm versinken ließ, worauf beide Parteien maulwurfartig in den Gräben verschwanden. Ich begab mich in den Teil unserer Stellung, der der englischen Sappe gegenüberlag, und rief hinüber, daß ich einen Offizier sprechen möchte. Wirklich begaben sich einige Engländer zurück und brachten nach kurzer Zeit aus ihrem Hauptgraben einen jungen Mann mit, der sich, wie ich durch das Glas beobachten konnte, von ihnen durch eine zierlichere Mütze unterschied. Wir verhandelten zunächst in englischer, dann etwas fließender in französischer Sprache, während die Mannschaft ringsumher zuhörte. Ich hielt ihm vor, daß einer von uns durch einen hinterlistigen Schuß getötet sei, worauf er antwortete, daß das nicht seine, sondern die Nachbarkompanie getan habe. »II y a des co-chons aussi chez vous!« meinte er, als einige aus unserem Nebenabschnitt abgefeuerte Geschosse in der Nähe seines Kopfes einschlugen, worauf ich mich vorbereitete, volle Deckung zu nehmen. Wir erzählten uns jedoch noch viel in einer Weise, die eine fast sportsmännische Achtung ausdrückte, und hätten am Schluß zum Andenken gern ein Geschenk ausgetauscht.

Um wieder klare Verhältnisse zu bekommen, erklärten wir uns feierlich den Krieg binnen drei Minuten nach Abbruch der Verhandlungen, und nach einem »Guten Abend!« von seiner und einem »Au revoir!« von meiner Seite gab ich trotz dem Bedauern meiner Leute einen Schuß gegen seinen Schutzschild ab, dem drüben sofort

ein zweiter folgte, der mir fast das Gewehr aus der Hand geschlagen hätte.

Zum ersten Male konnte ich bei dieser Gelegenheit das Zwischenfeld vor der Sappe übersehen, da man sonst an dieser gefährlichen Stelle nicht einmal den Mützenrand zeigen durfte. Ich machte dabei die Beobachtung, daß dicht vor unserem Hindernis ein Skelett lag, dessen weiße Knochen aus blauen Uniformfetzen schimmerten. An den englischen Mützenschildern stellten wir an diesem Tage fest, daß uns das Regiment Hindostan-Leicestershire gegenüberlag.

Kurz nach dieser Unterredung gab unsere Artillerie einige Schüsse auf die feindliche Stellung ab, worauf vor unseren Augen vier Bahren über das freie Feld getragen wurden, ohne daß zu meiner Freude von unserer Seite ein Schuß darauf abgegeben wurde.

Ich war im Kriege immer bestrebt, den Gegner ohne Haß zu betrachten und ihn als Mann seinem Mute entsprechend zu schätzen. Ich bemühte mich, ihn im Kampf aufzusuchen, um ihn zu töten, und erwartete auch von ihm nichts anderes. Niemals aber habe ich niedrig von ihm gedacht. Wenn mir später Gefangene in die Hände fielen, fühlte ich mich für ihre Sicherheit verantwortlich und suchte für sie zu tun, was in meinen Kräften stand.

Die Witterung wurde gegen Weihnachten immer trostloser; wir mußten Pumpen im Graben aufstellen, um des Wassers einigermaßen Herr zu werden. Während dieser Schlammperiode stiegen auch unsere Verluste bedeutend an. So finde ich unter dem 12. Dezember in meinem Tagebuch: »Heute wurden sieben von unseren Leuten in Dou-chy beerdigt und schon wieder zwei totgeschossen.« Und unter dem 23. Dezember steht: »Schlamm und Dreck nehmen überhand. Heute morgen um drei Uhr sauste donnernd eine Riesenladung in den Eingang meines Unterstandes. Ich mußte drei Leute anstellen, die nur mit Mühe

das Wasser ausschöpften, das gießbachartig in den Unterstand floß. Unser Graben versäuft rettungslos, der Schlick steht bis an den Nabel, es ist zum Verzweifeln. Am rechten Flügel kommt ein Toter zum Vorschein, vorläufig nur mit den Beinen.«

Den Weihnachtsabend verbrachten wir in Stellung und stimmten, im Schlamm stehend, Weihnachtslieder an, die jedoch von den Engländern mit Maschinengewehren übertönt wurden. Am Weihnachtstage verloren wir einen Mann des dritten Zuges durch Querschläger in den Kopf. Gleich darauf versuchten die Engländer eine freundschaftliche Annäherung, indem sie einen Christbaum auf ihre Brustwehr stellten, der jedoch von unseren erbitterten Leuten mit einigen Schüssen heruntergefegt wurde, was der Tommy wiederum mit Gewehrgranaten beantwortete. So verlief unser Weihnachtsfest recht ungemütlich.

Am 28. Dezember war ich wieder Kommandant der »Feste Altenburg«. An diesem Tage wurde einem meiner besten Leute, dem Füsilier Hohn, durch Granatsplitter ein Arm abgerissen. Ein anderer, Heidötting, wurde von einer der vielen verirrten Kugeln, die unser in der Senke liegendes Erdwerk umschwirrten, am Oberschenkel schwer verwundet. Auch mein getreuer August Kettler fiel auf dem Wege nach Monchy, von wo er mein Essen holen wollte, als erster meiner vielen Burschen einem Schrapnellschuß zum Opfer, der ihn mit durchschlagener Luftröhre zu Boden streckte. Als er mit dem Kochgeschirr fortgegangen war, hatte ich ihm noch gesagt: »August, laß dir aber keinen beibringen unterwegs.« »Ach wo, Herr Leutnant!« Nun wurde ich gerufen und fand ihn dicht vor dem Unterstand röchelnd am Boden liegen, jeder Atemzug sog die Luft durch die Halswunde in die Brust. Ich ließ ihn zurückbringen; er starb einige Tage später im Lazarett. Bei diesem Fall wie bei manchem anderen empfand ich es besonders schmerzlich, daß der Getroffene nicht reden konnte

und seine Helfer mit ratlosen Augen anstarrte wie ein gequältes Tier.

Der Weg von Monchy zur »Feste Altenburg« kostete viel Blut. Er führte am hinteren Hang einer unbedeutenden Geländewelle entlang, die vielleicht fünfhundert Schritt hinter unserer vorderen Linie lag. Der Gegner, der durch Fliegerbilder den Weg als begangen festgestellt haben mochte, machte es sich zur Aufgabe, ihn in unregelmäßigen Abständen mit Maschinengewehren abzukämmen oder Schrapnellladungen darauf zu schleudern. Obwohl ein Graben an ihm entlanglief und obwohl streng befohlen war, diesen Graben zu benutzen, schlenderte doch jeder mit dem gewohnheitsmäßigen Gleichmut des alten Soldaten ungedeckt im gefährdeten Bereich dahin. In der Regel ging es gut, aber ein oder zwei Opfer griff sich das Schicksal jeden Tag, und das fiel auf die Dauer doch ins Gewicht. Auch diesmal gaben sich wieder die verirrten Kugeln aus allen Himmelsrichtungen bei der Latrine ein Stelldichein, so daß man oft gezwungen war, nur mangelhaft bekleidet und eine Zeitung schwingend ins freie Feld zu flüchten. Dennoch ließ man diese unentbehrliche Anlage ruhig am ausgesetzten Ort.

Auch der Januar war ein Monat anstrengender Arbeit. Jede Gruppe entfernte mit Schaufeln, Eimern und Pumpen zunächst den Schlamm in der unmittelbaren Nähe ihres Unterstandes und suchte dann, nachdem sie sich festen Boden unter den Füßen geschaffen hatte, Verbindung mit den Nachbargruppen herzustellen. Im Walde von Adinfer, dem Standort unserer Artillerie, waren Holzfällerkommandos beschäftigt, junge Bäume der Äste zu entkleiden und in lange Scheite zu spalten. Die Grabenwände wurden abgeschrägt und mit einer festen Holztäfelung verschalt. Auch wurden zahlreiche Wasserlöcher, Sickerschächte und Abflüsse gebaut, so daß wir allmählich wieder erträgliche Verhältnisse bekamen. Besonders wirksam waren die

Sickerschächte, die durch die wasserführende Lehmdecke getrieben wurden und so den Abfluß in die durchlässige Kreideschicht vermittelten.

Am 28. Januar 1916 wurde ein Mann meines Zuges durch Splitter eines an seinem Schutzschild zerschellenden Geschosses in den Leib getroffen. Am 30. bekam ein anderer eine Kugel in den Oberschenkel. Als wir am 1. Februar abgelöst wurden, lag lebhaftes Feuer auf den Annäherungswegen. Ein Schrapnell fuhr vor die Füße meines ehemaligen Putzers von der sechsten Kompanie, des Füsiliers Junge, explodierte aber nicht, sondern brannte mit langer Stichflamme aus, so daß er mit schweren Verbrennungen fortgetragen werden mußte.

In diesen Tagen wurde auch ein Unteroffizier der Sechsten, den ich gut kannte und dessen Bruder vor einigen Tagen gefallen war, durch eine Kugelmine, die er gefunden hatte, tödlich verletzt. Er hatte den Zünder abgeschraubt und steckte, da er bemerkt hatte, daß das herausgeschüttete grünliche Pulver glatt abbrannte, eine glimmende Zigarette in die Öffnung hinein. Die Mine explodierte natürlich und brachte ihm über fünfzig Wunden bei. Auf diese und ähnliche Weise hatten wir nicht selten Verluste durch den Leichtsinn, den das Hausen zwischen Sprengstoffen mit sich bringt. Ein unbehaglicher Nachbar in dieser Beziehung war der Leutnant Pook, den ein einsamer Unterstand im verwickelten Grabengewirr hinter dem linken Flügel beherbergte. Er hatte dort eine Anzahl riesiger Blindgänger zusammengeschleppt und unterhielt sich damit, die Zünder abzuschrauben und wie kleine Uhrwerke in ihre Bestandteile zu zerlegen. Ich schlug jedesmal einen großen Kreis um diese unheimliche Behausung, wenn mich mein Weg daran vorüberführte. Auch wenn die Leute die kupfernen Führungsringe von den Blindgängern meißelten, um sie zu Brieföffnern oder Armbändern zu verarbeiten, kam öfters etwas vor.

In der Nacht vom 3. Februar waren wir nach einer anstrengenden Stellungsperiode wieder in Douchy angelangt. Ich saß am nächsten Morgen so recht in der Stimmung des ersten Ruhetages in meinem Quartier am Em-michplatz und trank behaglich Kaffee, als plötzlich ein Ungetüm von Granate, als Auftakt zu einer schweren Ortsbeschießung, dicht vor meiner Tür krepierte und mir die Fenster ins Zimmer warf. Mit drei Sätzen war ich im Keller, den auch die anderen Hausbewohner schon mit erstaunlicher Geschwindigkeit aufgesucht hatten. Da der Keller halb über den Boden gebaut und nur durch eine dünne Mauer vom Garten geschieden war, drängte sich alles in einen kurzen, engen Stollenhals zusammen, dessen Bau erst vor wenigen Tagen begonnen war. Zwischen den zusammengepreßten Körpern drängte sich winselnd mein Schäferhund mit dem Instinkt des Tieres in die finsterste Ecke hinein. Weit in der Ferne hörte man in regelmäßigen Abständen eine Reihe matter Abschüsse, denen, wenn man ungefähr bis dreißig gezählt hatte, das pfeifende Heranheulen der schweren Eisenklötze folgte, das rings um unser Häuschen in krachenden Explosionen endete. Jedesmal fuhr ein unangenehmer Luftdruck durch die Kellerfenster, Erdklumpen und Splitter prasselten auf das Ziegeldach, während in den Ställen die aufgeregten Pferde schnaubten und stampften. Dazu winselte der Hund, und ein dicker Musiker schrie bei jedem Heranpfeifen laut auf, als ob ihm ein Zahn gezogen werden sollte.

Endlich war das Unwetter vorüber, und wir konnten uns wieder an die frische Luft wagen. Die verwüstete Dorfstraße war wie ein beunruhigter Ameisenhaufen belebt. Mein Quartier sah böse aus. Dicht neben der Mauer des Kellers war die Erde an verschiedenen Stellen aufgerissen, Obstbäume waren geknickt, und mitten im Torweg lag höhnisch ein langer Blindgänger. Das Dach war arg durchlöchert. Ein großes Sprengstück hatte den halben Schorn-

stein gekappt. Nebenan in der Schreibstube hatten einige handliche Splitter die Wände und den großen Kleiderschrank durchbohrt und die dort für den Heimaturlaub verwahrten Uniformen zerfetzt.

Am 8. Februar bekam der Abschnitt starkes Feuer. Schon am frühen Morgen schoß die eigene Artillerie einen Blindgänger in den Unterstand meiner rechten Flügelgruppe, der zur unangenehmen Überraschung der Insassen die Tür eindrückte und den Ofen umwarf. Dieses so glimpflich abgelaufene Ereignis wurde durch eine Karikatur festgehalten, auf der sich acht Mann zugleich über den qualmenden Ofen durch die zerschmetterte Tür preßten, während der Blindgänger aus einer Ecke bösartig blinzelte. Ferner wurden uns am Nachmittag noch drei Unterstände zusammengeschossen, glücklicherweise dabei aber nur ein Mann leicht am Knie verwundet, da sich alles bis auf die Posten in die Stollen zurückgezogen hatte. Am folgenden Tag wurde der Füsilier Hartmann meines Zuges durch die Flankierungsbatterie tödlich in die Seite getroffen.

Am 25. Februar wurden wir durch einen Todesfall, der uns einen vortrefflichen Kameraden entriß, besonders betrübt. Kurz vor der Ablösung bekam ich in meinem Unterstand die Meldung, daß soeben der Kriegsfreiwillige Karg im Stollen nebenan gefallen sei. Ich begab mich dorthin und fand, wie schon so oft, eine ernste Gruppe bei der regungslosen Gestalt, die mit verkrampften Händen auf blutgetränktem Schnee lag, mit gläsernen Augen in den dämmernden Winterhimmel starrend. Wieder ein Opfer der Flankierungsbatterie! Karg war bei den ersten Schüssen im Graben gewesen und sogleich in den Stollen gesprungen. Eine Granate schlug hoch oben auf dem gegenüberliegenden Grabenrand so unglücklich ein, daß sie einen großen Splitter in den eigentlich völlig gedeckten Stollenhals schleuderte. Karg, der sich bereits in Sicherheit

wähnte, wurde am Hinterkopf getroffen; er fand einen schnellen, unerwarteten Tod.

Die Flankierungsbatterie war in diesen Tagen überhaupt sehr rege. Ungefähr stündlich gab sie eine einzige, überraschende Salve ab, deren Sprengstücke genau den Graben abfegten. In den sechs Tagen vom 3. bis zum 8. Februar kostete sie uns drei Tote, drei Schwer- und vier Leichtverwundete. Obwohl sie höchstens fünfzehnhundert Meter von uns entfernt an einem Berghang in unserer linken Flanke stehen mußte, war es der Artillerie unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen. Wir versuchten daher, durch Vermehrung und Erhöhung der Schulterwehren ihre Reichweite auf möglichst kleine Grabenstücke zu beschränken. Stellen, die von der Höhe aus eingesehen werden konnten, blendeten wir durch Gardinen aus Heu oder Zeugfetzen ab. Auch verstärkten wir die Postenstände durch Balken oder Platten aus Eisenbeton. Immerhin genügte der starke Durchgangsverkehr, um die Absicht des Engländers, sich hier und dort ohne besonderen Munitionsaufwand »einen zu schnappen«, zu begünstigen.

Anfang März hatten wir den gröbsten Dreck hinter uns. Das Wetter wurde trocken, und der Graben war sauber verschalt. Jeden Abend saß ich im Unterstand vor meinem kleinen Schreibtisch und las, oder plauderte, wenn ich Besuch bekommen hatte. Wir waren mit dem Kompanieführer vier Offiziere und lebten sehr kameradschaftlich. Jeden Tag tranken wir im Unterstande des einen oder des anderen Kaffee oder aßen zu Abend, oft bei einer oder mehreren Flaschen, rauchten, spielten Karten und führten eine Landsknechtsunterhaltung dazu. Wenn es hoch herging, gab es Hering mit Pellkartoffeln und Schmalz, ein köstliches Essen. Diese gemütlichen Stunden wiegen in der Erinnerung manchen Tag voll Blut, Schmutz und Arbeit auf. Sie waren auch nur in dieser langen Stellungsperiode möglich, wo wir uns fest ineinander eingelebt und beinahe

friedensmäßige Gewohnheiten angenommen hatten. Unser Hauptstolz war unsere Bautätigkeit, in die uns von hinten wenig hineinregiert wurde. In rastloser Arbeit wurde ein dreißigstufiger Stollen neben dem anderen in den lehmigen Kreideboden getrieben und durch Quergalerien verbunden, so daß wir bequem tief unter der Erde vom rechten zum linken Flügel unserer Züge gelangen konnten. Mein Lieblingswerk war ein sechzig Schritt langer Stollengang von meinem zum Kompanieführerunterstand, von dem sich rechts und links wie von einem unterirdischen Flur Munitions- und Wohnzellen abgliederten. Diese Anlage war während der späteren Kämpfe von Wert.

Wenn wir uns nach dem Morgenkaffee — man bekam sogar fast regelmäßig die Zeitung nach vorn — frisch gewaschen, mit dem Zollstock in der Hand im Graben begegneten, verglichen wir die Fortschritte unserer Abschnitte, während sich das Gespräch um Stollenrahmen, Musterunterstände, Arbeitszeiten und ähnliche Themen drehte. Ein beliebter Gegenstand der Unterhaltung war der Bau meines »Puffs«, einer kleinen Schlafkoje, die von dem unterirdischen Verbindungsgang aus in die trockene Kreide getrieben werden sollte als eine Art von Fuchsbau, in dem man selbst den Weltuntergang hätte verträumen können. Als Matratze hatte ich mir feinen Maschendraht, zur Verkleidung der Wände besondere Sandsackstoffe zurückgelegt.

Am 1. März platzte, als ich mit dem Landwehrmann Ikmann, der bald darauf fiel, hinter einer Zeltbahn stand, ein Geschoß unmittelbar neben uns. Die Splitter fegten, ohne zu treffen, an uns vorbei. Als wir nachsahen, fanden wir, daß mehrere Eisenstücke von ekelhafter Länge und Schärfe die Zeltbahn zerschnitten hatten. Wir nannten diese Dinger Ratscher oder Kartätschen, weil man von ihnen nichts hörte als eine Wolke von Splittern, von der man plötzlich umpfiffen war.

Am 14. März schlug der Volltreffer einer Fünfzehn-Zentimeter-Granate in unseren rechten Nachbarabschnitt, verwundete drei Mann schwer und tötete drei andere. Einer von ihnen war spurlos verschwunden, ein anderer ganz schwarz gebrannt. Am 18. wurde der Posten vor meinem Unterstande von einem Granatsplitter getroffen, der ihm die Backe aufriß und einen Ohrzipfel abschlug. Am 19. wurde der Füsilier Schmidt II am linken Flügel durch Kopfschuß schwer verwundet. Am 23. fiel rechts neben meinem Unterstande der Füsilier Lohmann durch Kopfschuß. Am selben Abend meldete mir ein Posten, daß eine feindliche Patrouille im Drahtverhau stecke. Ich verließ mit einigen Leuten den Graben, konnte jedoch nichts feststellen.

Am 7. April wurde am rechten Flügel der Füsilier Kramer durch Gewehrgeschoßsplitter am Kopfe verletzt. Diese Art der Verwundung kam infolge der beim geringsten Aufprall zerschellenden englischen Munition sehr häufig vor. Am Nachmittag wurde die Umgebung meines Unterstandes stundenlang mit schweren Granaten beworfen. Der Lichtschacht wurde zersplittert, und bei jedem Aufschlag flog ein Hagel von hartem Lehm durch die Öffnung, ohne uns jedoch beim Kaffeetrinken stören zu können.

Nachher hatten wir ein Duell mit einem tollkühnen Engländer, dessen Kopf über den Rand eines höchstens hundert Schritt entfernten Grabens schaute und der uns eine Reihe haarscharf gezielter Schüsse durch unsere Schießscharten pfefferte. Ich erwiderte das Feuer mit einigen Leuten, doch schlug sofort am Rand unserer Scharte eine sauber gezielte Kugel auf, die uns die Augen voll Sand spritzte und mich durch einen kleinen Splitter unbedeutend am Hals verwundete. Wir ließen jedoch nicht locker, indem wir auftauchten, kurz zielten und wieder verschwanden. Gleich darauf platzte ein Geschoß am Ge-

wehr des Füsiliers Storch, dessen Gesicht, durch mindestens zehn Splitter getroffen, an vielen Stellen blutete. Der nächste Schuß riß ein Stück aus dem Rand unserer Schießscharte; ein weiterer zerschmetterte den Spiegel, mit dem wir beobachteten, doch hatten wir die Genugtuung, daß unser Gegner nach einigen genau auf der Lehmbank vor seinem Gesicht aufgeschlagenen Geschossen spurlos verschwand. Gleich darauf schoß ich mit drei Schuß Hartmunition den Schutzschild über den Haufen, hinter dem dieser rabiate Bursche immer wieder erschienen war.

Am 9. April flogen zwei englische Flieger wiederholt dicht über unsere Stellungen. Die ganze Besatzung stürzte aus den Unterständen und feuerte wie rasend in die Luft. Ich sagte gerade zum Leutnant Sievers: »Wenn nur die Flankierungsbatterie nicht aufmerksam wird!«, als uns auch schon die eisernen Fetzen um die Ohren flogen und wir in den nächsten Stollen sprangen. Sievers stand vorm Eingang; ich riet ihm, weiter hereinzukommen, und klatsch! schlug ein handbreiter, noch dampfender Splitter vor seinen Füßen auf den feuchten Lehm. Als Zugabe bekamen wir etliche Schrapnellminen, deren schwarze Kugeln mit großer Wucht über unseren Köpfen zersplitterten. Ein Mann wurde an der Achsel durch ein Sprengstück getroffen, das kaum die Größe eines Nadelkopfes besaß und doch ziemliche Schmerzen bereitete. Ich pflanzte den Engländern dafür einige Ananasse in den Graben, das heißt, fünfpfündige Wurfminen, die in ihrer Form an diese köstlichen Früchte erinnerten. Es war stillschweigende Übereinkunft der Infanterie, sich auf das Gewehr zu beschränken, und die Anwendung von Sprengstoffen wurde in doppelten Mengen heimgezahlt. Leider hatte der Gegner meist so reichlich Geschoß, daß er den längeren Atem behielt.

Auf diesen Schrecken tranken wir in Sievers' Unterstande einige Flaschen Rotwein, die mich unversehens so in

Stimmung brachten, daß ich trotz hellem Mondschein über Deckung nach meiner Behausung zurückspazierte. Bald verlor ich die Richtung, geriet in einen riesigen Minentrichter und hörte im nahen feindlichen Graben die Engländer arbeiten. Nachdem ich durch zwei Handgranaten ruhestörend gewirkt hatte, zog ich mich eilig in unseren Graben zurück, wobei ich noch mit der Hand in den aufgerichteten Dorn einer unserer schönen Fußangeln fiel. Sie bestanden aus vier geschärften Eisenstacheln, die so angeordnet waren, daß einer von ihnen senkrecht stand. Wir legten sie auf den Schleichpfaden aus.

In diesen Tagen herrschte überhaupt vorm Draht eine lebhafte Tätigkeit, die zuweilen eines gewissen blutigen Humors nicht entbehrte. So wurde einer unserer Patrouillengänger von eigenen Leuten angeschossen, weil er stotterte und den Paroleruf nicht schnell genug herausbringen konnte. Ein anderes Mal stieg einer, der in Monchy bei der Küche bis Mitternacht gefeiert hatte, über das Hindernis und eröffnete ein selbständiges Schützenfeuer gegen unsere eigene Linie. Er wurde, nachdem er sich verschossen hatte, hereingezogen und gehörig verbleut.

Der Auftakt zur Somme-Schlacht

Mitte April 1916 wurde ich nach Croisilles, einem Städtchen hinter der Divisionsfront, zu einem Ausbildungskurs befohlen, den unser Divisionskommandeur, Generalmajor Sontag, leitete. Dort wurde theoretischer und praktischer Unterricht in einer Reihe von militärischen Fächern erteilt. Besonders fesselnd waren die taktischen Ausritte unter dem Major von Jarotzky, einem kleinen, dicken Stabsoffizier, der sich im Dienst oft ungemein ereiferte. Wir nannten ihn den »Selbstkocher«. Häufige Ausflüge und Besichtigungen der meist aus dem Boden gestampften Einrich-

tungen des Hinterlandes gaben uns, die wir gewohnt waren, alles über die Achsel anzusehen, was sich hinter dem ersten Graben befand, einen Begriff von der unermeßlichen Arbeit, die im Rücken der kämpfenden Truppe geleistet wird. So besuchten wir die Schlachterei, das Proviantdepot und die Geschützreparaturstelle in Boyelles, die Sägemühle und den Pionierpark im Walde von Bourlon, die Molkerei, die Schweinezüchterei und die Kadaververwertungsstelle in Inchy, den Flugpark und die Bäckerei in Queant. Sonntags fuhren wir in die naheliegenden Städte Cambrai, Douai und Valenciennes, »um wieder mal Frauen mit Hüten zu sehen«.

Es wäre nicht nett von mir, wenn ich in diesem Buche, das soviel Blutiges bringt, ein Abenteuer verschweigen wollte, in dem ich eine etwas komische Rolle spielte. Damals im Winter, als unser Bataillon beim König von Queant zu Gaste gewesen war, hatte ich zum ersten Mal als junger Offizier die Wache zu revidieren gehabt. Am Ortsausgange hatte ich mich verirrt und war, um nach dem Wege zu einer kleinen Bahnhofswache zu fragen, in ein winziges alleinstehendes Häuschen getreten. Ich fand als einzigen Bewohner ein siebzehnjähriges Mädchen namens Jeanne vor, dessen Vater kurz vorher gestorben war und das nun allein dort wirtschaftete. Als es mir Auskunft gab, lachte es und meinte, als ich nach dem Grunde fragte: »Vous etes bien jeune, je voudrais avoir votre devenir.« — Wegen des kriegerischen Geistes, der aus diesen Worten sprach, hatte ich ihm damals den Namen Jeanne d'Arc gegeben und hatte in der folgenden Zeit des Grabenkampfes manchmal an das einsame Häuschen zurückgedacht.

An einem Abend in Croisilles spürte ich plötzlich den Wunsch, einmal hinüberzureiten. Ich ließ satteln und hatte bald das Städtchen im Rücken. Es war ein Maiabend, wie geschaffen für einen solchen Ritt. Der Klee lag in schweren dunkelroten Polstern auf den von Weißdornhecken

gesäumten Wiesen, und vor den Dorfeingängen brannten die Riesenkandelaber blühender Kastanienbäume in der Dämmerung. Ich ritt durch Bullecourt und Ecoust, ohne zu ahnen, daß ich zwei Jahre später inmitten einer gänzlich veränderten Landschaft gegen die schauerlichen Trümmer dieser Dörfer, die jetzt so friedlich zwischen Weihern und Hügeln im Abend lagen, zum Sturm vorgehen sollte. An der kleinen Station, die ich damals revidiert hatte, luden Zivilisten noch Gasflaschen aus. Ich begrüßte sie und sah ihnen zu. Dann tauchte bald das Häuschen mit seinem braunroten und von runden Moosflecken gesprenkelten Dache vor mir auf. Ich klopfte an die Läden, die schon geschlossen waren.
»Qui est lä?«
»Bon soir, Jeanne d'Arc!«
»Ah, bon soir, mon petit officier Gibraltar!«

Ich wurde so freundlich aufgenommen, wie ich gehofft hatte. Nachdem ich mein Pferd angebunden hatte, trat ich ein und mußte am Abendessen teilnehmen: Eier, Weißbrot und Butter, die appetitlich auf einem Kohlblatt lag. Unter solchen Umständen läßt man sich nicht lange einladen, sondern greift zu.

Soweit wäre alles sehr schön gewesen, wenn nicht nachher, als ich wieder ins Freie trat, eine Taschenlampe vor mir aufgeblitzt wäre und ein Feldgendarm mich nach meinen Personalien gefragt hätte. Mein Gespräch mit den Zivilisten, die Aufmerksamkeit, mit der ich die Gasflaschen betrachtet hatte, meine unbekannte Erscheinung in dieser schwach belegten Gegend, das alles hatte den Verdacht der Spionage erweckt. Natürlich hatte ich mein Soldbuch vergessen und mußte mich vor den König von Queant führen lassen, der wie gewöhnlich noch am runden Tische saß.

Dort hatte man für solche Abenteuer Sinn. Ich wurde legitimiert und freundlich in die Gesellschaft aufgenommen.

Diesmal erschien mir der König in anderem Licht; es war schon spät, und er erzählte von tropischen Urwäldern, in denen er lange den Bau einer Eisenbahn geleitet hatte.

Am 16. Juni wurden wir vom General wieder zur Truppe entlassen, mit einer kleinen Ansprache, der wir entnahmen, daß sich ein feindlicher Großangriff an der Westfront vorbereitete, dessen linker Flügel ungefähr unserer Stellung gegenüberliegen sollte. Es war die Somme-Schlacht, die bereits ihre Schatten warf. Mit ihr sollte dieser erste und leichteste Abschnitt des Krieges beendet sein; wir zogen nun gleichsam in einen neuen Krieg. Was wir bislang, freilich ohne es zu ahnen, erlebt hatten, war der Versuch gewesen, den Krieg durch Feldschlachten alten Stiles zu gewinnen, und das Versanden dieses Versuches im Stellungskrieg. Nun stand uns die Materialschlacht mit ihrem riesenhaften Aufgebot bevor. Diese wiederum wurde gegen Ende des Jahres 1917 durch die mechanische Schlacht abgelöst, deren Bild jedoch nicht mehr zur vollen Entfaltung kam.

Daß etwas in der Luft liegen mußte, wurde uns auch nach der Rückkehr zum Regiment klar, denn die Kameraden erzählten von der zunehmenden Unruhe im Vorfelde. Die Engländer hatten zweimal, allerdings ohne Erfolg, eine Gewaltpatrouille gegen den Abschnitt C unternommen. Wir hatten uns durch einen schwer vorbereiteten Angriff von drei Offizierspatrouillen auf das sogenannte Grabendreieck gerächt und dabei Gefangene gemacht. Während meiner Abwesenheit war Wetje durch eine Schrapnellkugel am Arm verwundet worden, übernahm jedoch bald nach meiner Ankunft wieder die Führung der Kompanie. Mein Unterstand hatte sich inzwischen auch verändert, er war durch einen Treffer um die Hälfte kleiner geworden. Die Engländer hatten ihn bei der erwähnten Patrouille mit Handgranaten ausgeräuchert. Es war meinem Stellvertreter gelungen, sich durch das Lichtschachtfenster ins Freie

zu zwängen, während sein Bursche gefallen war. Das verspritzte Blut war noch in großen braunen Flecken an den Brettern der Verschalung zu sehen.

Am 20. Juni bekam ich den Auftrag, vorm feindlichen Graben zu lauschen, ob der Gegner mit Minierarbeiten beschäftigt wäre, und kletterte mit dem Fähnrich Wohlgemut, dem Gefreiten Schmidt und dem Füsilier Parthenfelder gegen Mitternacht über unseren eigenen ziemlich hohen Drahtverhau. Wir gingen die erste Strecke gebückt vor und krochen dann nebeneinander über das dicht bewucherte Vorfeld weiter. Tertianererinnerungen aus Karl May kamen mir ins Gedächtnis, als ich so auf dem Bauche durch betautes Gras und Distelgestrüpp rutschte, ängstlich bemüht, jedes Rascheln zu vermeiden, da sich fünfzig Schritt vor uns der englische Graben als schwarzer Strich aus dem Halbdunkel hob. Die Garbe eines entfernten Maschinengewehrs klatschte fast senkrecht um uns nieder; ab und zu fuhr eine Leuchtkugel hoch und warf ihr kaltes Licht auf den unwirtlichen Flecken Erde.

Einmal ertönte hinter uns lebhaftes Rascheln. Zwei Schatten huschten zwischen den Gräben dahin. Während wir uns bereitmachten, auf sie loszustürzen, waren sie schon spurlos verschwunden. Gleich darauf verriet der Donner von zwei Handgranaten im englischen Graben, daß eigene Leute unseren Weg gekreuzt hatten. Langsam krochen wir weiter vor.

Plötzlich krampfte sich die Hand des Fähnrichs um meinen Arm: »Achtung rechts, ganz nahe, leise, leise!« Gleich darauf hörte ich zehn Schritt rechts von uns ein vielfaches Rauschen im Gras. Wir waren von der Richtung abgekommen und am englischen Draht entlanggekrochen; wahrscheinlich hatte uns der Feind gehört und kam nun aus seinem Graben, um das Vorgelände zu untersuchen.

Unvergeßlich sind solche Augenblicke auf nächtlicher Schleiche. Auge und Ohr sind bis zum äußersten gespannt,

das näherkommende Rauschen der fremden Füße im hohen Gras nimmt eine unheildrohende Stärke an. Der Atem geht stoßweise; man muß sich zwingen, sein keuchendes Wehen zu dämpfen. Mit kleinem, metallischem Knacks springt die Sicherung der Pistole zurück; ein Ton, der wie ein Messer durch die Nerven geht. Die Zähne knirschen auf der Zündschnur der Handgranate. Der Zusammenprall wird kurz und mörderisch sein. Man zittert unter zwei gewaltigen Gefühlen: der gesteigerten Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes. Man ist eine Welt für sich, vollgesogen von der dunklen, entsetzlichen Stimmung, die über dem wüsten Gelände lastet.

Eine Reihe verschwommener Gestalten tauchte dicht neben uns auf, Flüstern wehte herüber. Wir wandten ihnen den Kopf zu; ich hörte, wie der Bayer Parthenfelder auf die Klinge seines Dolches biß.

Sie kamen noch einige Schritte auf uns zu, fingen dann aber an, am Draht zu arbeiten, ohne uns bemerkt zu haben. Wir krochen ganz langsam, sie immer im Auge behaltend, zurück. Der Tod, der schon in ragender Erwartung zwischen den Parteien gestanden hatte, entglitt mißmutig. Nach einiger Zeit erhoben wir uns und gingen aufrecht weiter, bis wir wohlbehalten in unserem Abschnitt ankamen.

Der gute Ausgang dieses Ausfluges begeisterte uns zu dem Gedanken, einen Gefangenen zu machen, und wir beschlossen, am nächsten Abend wieder loszugehen. Am Nachmittag hatte ich mich deshalb gerade zur Ruhe gelegt, als ich durch einen donnerartigen Krach in der Nähe meines Unterstandes hochgeschreckt wurde. Die Engländer schickten Kugelminen herüber, die trotz dem geringen Abschußgeräusch von solcher Schwere waren, daß ihre Splitter die baumdicken Verschalungspfähle glatt abschlugen. Fluchend kletterte ich von meinem »coucher« und begab mich in den Graben, um, wenn ich drüben wieder

einen der schwarzen Stielbälle seine bogenförmige Laufbahn antreten sah, mit dem Geschrei: »Mine links!« zum nächsten Stollen zu sausen. Mit Minen aller Größen und Arten wurden wir in den nächsten Wochen so ausgiebig versorgt, daß es uns Gewohnheit wurde, bei unseren Gängen durch den Graben immer ein Auge in die Luft, das andere auf den nächsten Stolleneingang zu richten.

In der Nacht schlich ich also wieder mit drei Begleitern zwischen den Gräben herum. Wir robbten auf den Fußspitzen und Ellenbogen bis dicht vor das englische Hindernis und verbargen uns dort hinter einzelstehenden Grasbüscheln. Nach einiger Zeit erschienen mehrere Engländer, die eine Rolle Draht schleppten. Sie blieben dicht vor uns stehen, setzten die Rolle ab, knipsten mit einer Drahtschere daran herum und unterhielten sich flüsternd. Wir schlängelten uns aneinander heran und führten im Hauchton eine hastige Unterhaltung: »Jetzt 'ne Handgranate dazwischen und dann auf ihn!« »Mensch, das sind vier Mann!« »Hei hett de Box all wedder gestrichen vull! « »Quatsch doch nich!« »Leise, leise!« Meine Warnung kam zu spät; als ich hochsah, krochen die Engländer gerade wie die Eidechsen unter ihren Draht und verschwanden im Graben. Nun wurde die Stimmung doch etwas schwül. Der Gedanke: »Gleich bringen sie ein Maschinengewehr in Stellung« verursachte mir einen faden Geschmack im Munde. Auch die anderen hegten ähnliche Befürchtungen. Wir rutschten unter großem Waffengerassel auf dem Bauche zurück. Im englischen Graben wurde es lebhaft. Getrappel, Geflüster, Hin- und Herlaufen. Pschschscht… eine Leuchtkugel. Ringsum wurde es taghell, während wir uns bemühten, unsere Köpfe in den Grasbüscheln zu verstecken. Noch eine Leuchtkugel. Peinliche Momente. Man möchte in die Erde verschwinden und lieber an jedem anderen Ort sein als zehn Meter vorm feindlichen Postenstand. Noch eine. Peng! Peng! Der unverkennbare scharfe,

betäubende Knall einiger aus nächster Entfernung abgefeuerter Gewehrschüsse. »Oha! Wir sind entdeckt.«

Wir ermunterten uns ohne weitere Rücksicht mit lauter Stimme, den Lauf ums Leben zu wagen, sprangen auf und rasten in dem nun losprasselnden Feuer auf unsere Stellung zu. Nach einigen Sätzen stolperte ich und schlug in einen kleinen, ganz flachen Granattrichter, während die drei anderen mich für erledigt hielten und an mir vorbeihetzten. Ich preßte mich fest an den Boden, zog Kopf und Beine ein und ließ die Geschosse durch das hohe Gras über mich hinwegfegen. Ebenso unangenehm waren die glühenden Magnesiumklumpen der herabfallenden Leuchtkugeln, die zum Teil dicht neben mir abbrannten und die ich mit der Mütze abzuwehren suchte. Allmählich wurde das Schießen schwächer, und nach einer weiteren Viertelstunde verließ ich zunächst langsam, dann so schnell mich Hände und Füße tragen wollten, meinen Zufluchtsort. Da inzwischen der Mond untergegangen war, verlor ich bald jede Übersicht und wußte weder, wo die englische noch wo die deutsche Seite sich befand. Nicht einmal die charakteristische Ruine der Monchy-Mühle hob sich mehr vom Horizont ab. Zuweilen strich ein Geschoß von der einen oder anderen Seite mit beängstigender Schärfe über den Boden dahin. Ich legte mich endlich ins Gras und beschloß, die Morgendämmerung abzuwarten. Plötzlich ertönte dicht neben mir Gewisper. Ich machte mich wieder gefechtsbereit und gab als vorsichtiger Mann zunächst eine Reihe von Naturlauten ab, aus denen sich nicht erraten ließ, ob ich ein Deutscher oder ein Engländer wäre. Den ersten englischen Zuruf beschloß ich mit einer Handgranate zu bestätigen. Zu meiner Freude stellte sich jedoch heraus, daß ich meine Leute vor mir hatte, die gerade beim Abschnallen der Koppel waren, um meine Leiche darauf zurückzutragen. Wir saßen noch eine Weile in einem Trichter zusammen und freuten uns über unser

glückliches Wiedersehen. Dann begaben wir uns in unseren Graben zurück, den wir nach dreistündiger Abwesenheit erreichten.

Am Morgen hatte ich schon wieder um fünf Uhr Grabendienst. Im Abschnitt des ersten Zuges fand ich den Feldwebel Hock vor seinem Unterstand. Als ich mich wunderte, ihn zu so früher Stunde zu sehen, erzählte er mir, daß er beim Anstand auf eine große Ratte sei, die ihm durch ihr Knabbern und Rascheln den Nachtschlaf raube. Dabei betrachtete er angelegentlich seinen lächerlich kleinen Unterstand, den er »Villa Leberecht Hühnchen« getauft hatte.

Als wir so nebeneinander standen, hörten wir einen dumpfen Abschuß, der indes nichts Besonderes zu bedeuten hatte. Hock, der am Tage vorher beinahe von einer großen Kugelmine erschlagen worden wäre und daher sehr ängstlich war, fuhr wie ein Blitz zum nächsten Stolleneingang, rutschte in seiner Hast die ersten fünfzehn Stufen sitzend hinunter und benutzte die letzten fünfzehn dazu, sich dreimal zu überschlagen. Ich stand oben am Eingang und vergaß vor Lachen Mine und Stollen, als ich diese schmerzhafte Unterbrechung einer Rattenjagd von dem armen Opfer unter empfindsamem Reiben verschiedener Körperstellen und Einrenkungsversuchen an einem verstauchten Daumen beklagen hörte. Der Unglücksmensch gestand mir auch noch, daß er gestern gerade beim Abendbrot gesessen sei, als die Mine ihn aufschreckte. Erstlich sei sein ganzes Essen versandet gewesen und er außerdem schon dabei recht empfindlich die Treppe hinuntergefallen. Er war frisch aus der Heimat gekommen und hatte sich an unseren rauhen Ton noch nicht gewöhnt.

Nach diesem Zwischenspiel begab ich mich in meinen Unterstand, sollte indes auch heute nicht zum erquickenden Schlummer kommen. Vom frühen Morgen an wurde unser Graben in immer kürzeren Abständen mit Minen

beworfen. Gegen Mittag wurde mir die Sache zu bunt. Ich machte mit einigen Leuten unseren Lanzschen Minenwerfer fertig und nahm die feindlichen Gräben unter Feuer -eine allerdings recht schwächliche Erwiderung der schweren Geschosse, mit denen wir reichlich beharkt wurden. Schwitzend hockten wir auf dem von der Junisonne heißgebrannten Lehm einer kleinen Grabenmulde und schickten Mine auf Mine nach drüben.

Da sich die Engländer durchaus nicht stören ließen, begab ich mich mit Wetje an den Fernsprecher, wo wir nach reiflicher Überlegung folgenden Notruf erschallen ließen: »Helene spuckt in unseren Graben, lauter dicke Brocken, wir brauchen Kartoffeln, große und kleine!« Dieses Kauderwelsch pflegten wir anzuwenden, wenn Gefahr bestand, daß der Gegner mithörte; es kam dann auch bald vom Oberleutnant Deichmann die tröstliche Antwort, daß sogleich der dicke Wachtmeister mit dem strammen Schnurrbart nebst einigen kleinen Jungen nach vorn kommen würde, und gleich darauf sauste unsere erste Zwei-Zentner-Mine mit unerhörtem Krachen in den feindlichen Graben, gefolgt von einigen Gruppen der Feldartillerie, so daß wir für den Rest des Tages Ruhe hatten.

Am nächsten Mittag begann jedoch der Tanz in bedeutend schärferer Weise. Beim ersten Schuß begab ich mich durch meinen unterirdischen Gang in den zweiten Graben und von dort in den Laufgraben, in dem wir unseren Minenwerfer aufgebaut hatten. Wir eröffneten das Feuer in der Weise, daß wir bei jeder ankommenden Kugelmine eine Lanz-Mine abschössen. Nachdem wir ungefähr vierzig Minen gewechselt hatten, schien sich der feindliche Richtschütze auf uns persönlich einzuschießen. Bald schlugen einige Geschosse rechts, andere links neben uns ein, ohne unsere Tätigkeit unterbrechen zu können, bis eins gerade auf uns zusteuerte. Wir rissen im letzten Augenblick noch unsere Abzugsleine durch und liefen dann so schnell wie

möglich fort. Gerade war ich in einen schlammigen, drahtdurchzogenen Graben gelangt, als das Unding dicht hinter mir zerbarst. Der gewaltige Luftdruck warf mich über ein Bündel Stacheldraht in ein mit grünlichem Schlamm gefülltes Granatloch, während gleichzeitig ein Schauer harter Lehmklumpen auf mich herabprasselte. Halb betäubt und übel zugerichtet erhob ich mich. Hose und Stiefel waren durch den Stacheldraht zerrissen, Gesicht, Hände und Uniform mit zähem Lehm überkleistert, und das Knie blutete aus einer langen Schramme. Ziemlich abgekämpft schlich ich durch den Graben in meinen Unterstand, um auszuruhen.

Sonst hatten die Minen keinen großen Schaden angerichtet. Der Graben war an einigen Stellen zerstört, ein Priester-Minenwerfer zerschmettert, und »Villa Leberecht Hühnchen« hatte durch einen Volltreffer den Rest bekommen. Der unglückliche Besitzer hatte schon unten im Stollen gesessen, sonst hätte er wohl bei dieser Gelegenheit seinen dritten Treppensturz vollführt.

Den ganzen Nachmittag ging die Schießerei ununterbrochen weiter und wurde in den Abendstunden durch eine Unzahl zylindrischer Minen zum Trommelfeuer gesteigert. Wir nannten diese walzenförmigen Geschosse die »Waschkorbminen«, da es manchmal den Eindruck machte, als würden sie mit Körben vom Himmel geschüttet. Ihre Form vergegenwärtigt man sich am besten, wenn man an eine Nudelrolle mit zwei kurzen Handgriffen denkt. Sie wurden anscheinend aus besonderen, revolverartigen Gestellen abgefeuert und überschlugen sich unter schwerfälligem Rauschen in der Luft, aus einiger Entfernung wie lange Mettwürste anzusehen. Sie folgten so dicht aufeinander, daß ihre Einschläge an das Abbrennen eines Raketensatzes erinnerten. Während die Kugelminen etwas Zerstampfendes hatten, brachten sie eine mehr zerreißende Wirkung auf die Nerven hervor.

Wir saßen voll gespannter Erwartung in den Stolleneingängen, bereit, jeden Ankömmling mit Gewehr und Handgranate zu begrüßen, jedoch flaute das Schießen nach einer halben Stunde wieder ab. In der Nacht hatten wir noch zwei Feuerüberfälle zu bestehen, während deren unsere Posten unerschütterlich auf ihren Ständen Ausschau hielten. Sowie das Feuer nachließ, bestrahlten zahlreich emporsteigende Leuchtkugeln die aus den Stollen hervorstürzenden Verteidiger, und ein rasendes Feuer überzeugte den Feind, daß noch Leben in unseren Gräben war.

Trotz dem schweren Beschuß verloren wir nur einen Mann, den Füsilier Diersmann, dem durch eine auf seinen Schutzschild schlagende Mine der Schädel zerschmettert wurde. Ein anderer wurde am Rücken verwundet.

Auch am Tage, der diese unruhige Nacht ablöste, bereiteten uns zahlreiche Feuerwirbel auf einen nahen Angriff vor. Unser Graben wurde während dieser Zeit kurz und klein geschossen und durch die zerschlagenen Hölzer der Verschalung fast ungangbar gemacht; auch wurde eine Reihe von Unterständen eingedrückt.

Der Abschnittskommandant schickte eine Meldekarte nach vorn: »Abgefangener englischer Telefonbericht: Die Engländer beschreiben genau die Lücken in unserem Drahtverhau und fordern >Stahlhelme< an. Ob Stahlhelm Deckwort für schwere Minen, ist noch nicht bekannt. Bereit sein!«

Wir beschlossen also, während der kommenden Nacht gut auf dem Posten zu sein, und verabredeten, daß derjenige, der auf den Zuruf »Hallo« nicht seinen Namen riefe, sofort niedergeschossen werden solle. Jeder Offizier hatte seine Leuchtpistole mit einer roten Kugel geladen, um die Artillerie unverzüglich verständigen zu können.

Die Nacht wurde wirklich noch toller als die vorige. Besonders ein Feuerüberfall um 2.15 Uhr übertraf alles Vorhergegangene. Rings um meinen Unterstand schlug ein

Hagel schwerer Geschosse ein. Wir standen in voller Bewaffnung auf der Stollentreppe, während das Licht der kleinen Kerzenstümpfe sich glitzernd an den nassen, schimmeligen Wänden spiegelte. Durch die Eingänge strömte blauer Qualm, Erde bröckelte von der Decke herab. Wumm! »Donnerwetter!« »Streichholz, Streichholz!« »Alles fertigmachen!« Das Herz schlug bis zum Halse. Fliegende Hände lösten die Kapseln der Handgranaten. »Das war die letzte!« »Rrraus!« Als wir zum Ausgang stürzten, ging noch eine Mine mit verzögerter Zündung los und schleuderte uns durch ihren Luftdruck wieder zurück. Trotzdem waren, während noch die letzten Eisenvögel herunterrauschten, schon alle Postenstände von der Mannschaft besetzt. Ein Feuerwerk von Leuchtkugeln strahlte Mittagshelle auf das mit dichten Rauchschwaden behängte Vorgelände. Diese Augenblicke, in denen die volle Besatzung in höchster Spannung hinter der Brüstung stand, hatten etwas Zauberhaftes; sie erinnerten an jene atemlose Sekunde vor einer entscheidenden Vorführung, während deren die Musik abbricht und die große Beleuchtung eingeschaltet wird.

Während einiger Stunden dieser Nacht stand ich in den Eingang meines Unterstandes gelehnt, der gegen die Regel der Feindseite zugewendet war, und sah hin und wieder auf die Uhr, um mir über den Beschuß Notizen zu machen. Ich beobachtete den Posten, einen älteren Mann und Familienvater, der über mir, vollkommen unbeweglich und zuweilen vom Blitzlicht einer Explosion beleuchtet, hinter seinem Gewehre stand.

Als das Feuer schon verstummt war, erlitten wir noch einen Verlust. Der Füsilier Nienhüser fiel plötzlich von seinem Postenstand und rollte polternd die Stollentreppe herab, mitten in den Kreis seiner Kameraden, die unten bereitstanden. Als sie den unheimlichen Ankömmling untersuchten, fanden sie eine kleine Wunde an der Stirn und

eine blutende Öffnung über der rechten Brustwarze. Es blieb unklar, ob die Verwundung oder der jähe Sturz ihm den Tod brachte.

Am Ende dieser Schreckensnacht wurden wir von der Sechsten abgelöst. In der eigentümlichen Mißstimmung, wie sie die Morgensonne nach durchwachten Nächten erzeugt, zogen wir durch die Laufgräben nach Monchy und von dort zu der vor den Waldrand von Adinfer geschobenen zweiten Stellung, die uns einen gewaltigen Ausblick auf das Vorspiel zur Somme-Schlacht bot. Die Frontabschnitte links von uns waren in weiße und schwarze Rauchwolken gehüllt, turmhoch spritzte ein schwerer Einschlag neben dem anderen; darüber zuckten zu Hunderten die kurzen Blitze platzender Schrapnells. Nur die bunten Signale, die stummen Hilferufe zur Artillerie, verrieten, daß in den Stellungen noch Leben war. Zum ersten Mal sah ich hier ein Feuer, das nur einem Naturschauspiel zu vergleichen war.

Als wir am Abend endlich einmal ausschlafen wollten, bekamen wir Befehl, in Monchy schwere Minen zu verladen, und mußten die ganze Nacht vergeblich auf einen steckengebliebenen Wagen warten, während der Engländer mit Maschinengewehrsteilfeuer und die Straße hinunterfegenden Schrapnells verschiedene, zum Glück erfolglose, Anschläge auf unser Leben unternahm. Besonders ärgerte uns ein Maschinengewehrkunstschütze, der seine Garbe so steil in die Luft schoß, daß sie, nur durch die Schwerkraft beschleunigt, senkrecht wieder herunterfiel. Es hatte daher gar keinen Sinn, hinter einer Mauer in Deckung zu gehen.

In dieser Nacht gab uns der Gegner ein Beispiel seiner höchst sorgfältigen Beobachtung. In der zweiten Stellung, ungefähr zweitausend Meter vom Feinde, hatte sich vor einem im Bau befindlichen Munitionsstollen ein Haufen Kreide aufgewölbt. Der Engländer zog daraus den leider

richtigen Schluß, daß dieser Hügel in der Nacht getarnt werden sollte, und schoß eine Gruppe Schrapnells darauf ab, durch die er wirklich drei Mann schwer verwundete.

Am Morgen wurde ich schon wieder durch den Befehl, meinen Zug zum Schanzen in den Abschnitt C zu führen, aus dem Schlaf geschreckt. Meine Gruppen wurden innerhalb der sechsten Kompanie verteilt. Ich ging mit einigen Leuten zum Wald von Adinfer zurück, um sie beim Holzhauen anzustellen. Auf dem Rückweg zum Graben trat ich in meinen Unterstand, um dort ein halbes Stündchen auszuruhn. Doch umsonst, ich sollte in diesen Tagen keinen ungestörten Schlaf finden. Kaum hatte ich die Stiefel ausgezogen, als ich unsere Artillerie vom Waldrande her merkwürdig lebhaft feuern hörte. Gleichzeitig erschien mein Bursche Paulicke am Stolleneingang und schrie herunter: »Gasangriff!«

Ich riß die Gasmaske heraus, fuhr in die Stiefel, schnallte um, rannte nach draußen und sah dort, wie eine riesige Gaswolke in dichten weißlichen Schwaden über Monchy hing und sich, durch einen schwachen Wind getrieben, auf den im Grunde liegenden Punkt 124 zuwälzte.

Da mein Zug zum größten Teile vorn in Stellung lag und ein Angriff wahrscheinlich war, gab es kein langes Überlegen. Ich sprang über das Hindernis der zweiten Stellung, rannte vor und war bald mitten in der Gaswolke. Ein stechender Chlorgeruch belehrte mich, daß es sich hier nicht, wie ich zuerst gedacht hatte, um künstlichen Nebel, sondern wirklich um ein starkes Kampfgas handelte. Ich setzte also die Maske auf, riß sie aber gleich wieder herunter, da ich so schnell gelaufen war, daß ich durch den Einsatz nicht genügend Luft bekommen konnte; auch waren die Augengläser im Nu beschlagen und vollkommen undurchsichtig. Das alles entsprach sehr wenig dem »Unterricht über Gasangriffe«, den ich selbst oft genug abgehalten hatte. Da ich Bruststiche verspürte, versuchte ich, die

Wolke wenigstens so schnell wie möglich zu durchqueren. Vor dem Dorfrande mußte ich noch einen Sperrfeuerriegel durchbrechen, dessen Einschläge, von zahlreichen Schrapnellwolken überhöht, eine lange, regelmäßige Kette über die verödeten, sonst nie betretenen Felder zogen.

Artilleriefeuer in derartig offenem Gelände, in dem man sich frei bewegen kann, hat weder dieselbe tatsächliche noch moralische Wirkung wie in Ortschaften oder Stellungen. So hatte ich im Nu die Feuerlinie hinter mich gelegt und befand mich in Monchy, das unter einem tollen Schrapnellhagel lag. Ein Schauer von Kugeln, Ausbläsern und Zündern zischte und fegte durch das Geäst der Obstbäume in den verwilderten Gärten oder klatschte gegen das Mauerwerk.

In einem Unterstand der Gärten sah ich meine Kompaniekameraden Sievers und Vogel sitzen; sie hatten ein loderndes Holzfeuer entzündet und beugten sich über die reinigende Flamme, um den Wirkungen des Chlors zu entgehen. Ich leistete ihnen bei dieser Beschäftigung Gesellschaft, bis das Feuer abgeflaut war, und ging dann durch den Laufgraben 6 nach vorn.

Im Schlendern sah ich mir die kleinen Tiere an, die, durch das Chlor getötet, reichlich auf der Grabensohle lagen, und dachte dabei: »Gleich muß das Sperrfeuer wieder einsetzen, und wenn du so weiter bummelst, dann sitzt du hier ohne Deckung wie die Maus in der Falle.« Trotzdem gab ich mich meinem unverbesserlichen Phlegma hin.

Und wirklich begegnete es mir, daß ich, nur noch fünfzig Meter vom Kompanieunterstand entfernt, in einen neuen und wilderen Feuerüberfall geriet, in dem es völlig unmöglich schien, auch nur dieses kurze Grabenstück ungetroffen zu überwinden. Zum Glück sah ich dicht neben mir eine der Nischen, die für Meldegänger in die Wände der Laufgräben geschanzt waren. Drei Stollenrahmen, das war ja nicht viel, aber immerhin besser als nichts. So drückte

ich mich denn hinein und ließ das Unwetter über mich ergehn.

Ich schien mir gerade die windigste Ecke ausgesucht zu haben. Leichte und schwere Kugelminen, Flaschenminen, Schrapnells, »Ratscher«, Granaten aller Art — ich konnte gar nicht mehr unterscheiden, was da alles durcheinander schnurrte, brummte und krachte. Ich mußte an meinen biederen Korporal im Walde von Les Eparges denken und an seinen Schreckensruf: »Ja, was sind denn das für Dinger?«

Zuweilen wurde das Ohr durch einen einzigen, von Flammenerscheinungen begleiteten höllischen Krach völlig betäubt. Dann erweckte wieder ein ununterbrochenes scharfes Zischen den Eindruck, daß Hunderte von Pfundstücken mit unglaublicher Geschwindigkeit hintereinander hersausten. Zuweilen fuhr mit kurzem, schwerem Stoß ein Blindgänger ein, daß rings das Erdreich wackelte. Schrapnells platzten zu Dutzenden, zierlich wie Knallbonbons, streuten ihre Kügelchen in dichter Wolke aus, und die Hohlbläser fauchten hinter ihnen her. Wenn in der Nähe eine Granate einhieb, rasselte und rieselte der Dreck zu Boden, dazwischen zackten sich mit scharfem Einschlag die Splitter ein.

Doch diese Geräusche sind leichter beschrieben als ausgestanden, denn das Gefühl verbindet jeden Einzelton des schwirrenden Eisens mit der Idee des Todes, und so hockte ich denn in meinem Erdloch, die Hand vor den Augen, während an meiner Vorstellung alle Möglichkeiten des Getroffenwerdens vorüberzogen. Ich glaube einen Vergleich gefunden zu haben, der das besondere Gefühl dieser Lage, in der ich wie jeder andere Soldat dieses Krieges so oft gewesen bin, recht gut trifft: Man stelle sich vor, ganz fest an einen Pfahl gebunden und dabei von einem Kerl, der einen schweren Hammer schwingt, ständig bedroht zu sein. Bald ist der Hammer zum Schwung zurückgezogen, bald saust er vor, daß er fast den Schädel berührt, dann

wieder trifft er den Pfahl, daß die Splitter fliegen — genau dieser Lage entspricht das, was man deckungslos inmitten einer schweren Beschießung erlebt. Zum Glück hatte ich immer noch ein kleines Untergefühl der Zuversicht, jenes »Die Sache wird schon gut gehen«, das man auch beim Spiel empfindet und das, wenn es auch keine Berechtigung hat, doch beruhigend wirkt. So nahm auch diese Beschießung ihr Ende, und ich konnte meinen Weg, nun mit größter Beschleunigung, fortsetzen.

Vorn waren alle Leute beschäftigt, dem so oft geübten »Verhalten bei Gasangriff« gemäß ihre Gewehre einzufetten, deren Läufe durch das Chlor vollkommen geschwärzt waren. Ein Fähnrich zeigte mir wehmütig sein neues Portepee, das seinen silbernen Glanz eingebüßt und dafür ein grünlich-schwarzes Aussehen angenommen hatte.

Da beim Gegner alles ruhig geblieben war, rückte ich mit meinen Gruppen wieder ab. In Monchy sahen wir vor dem Revier eine Menge von Gaskranken sitzen, die sich die Hände in die Seiten preßten, stöhnten und würgten, während ihnen das Wasser aus den Augen lief. Die Sache war keineswegs harmlos, denn einige von ihnen starben wenige Tage darauf nach furchtbaren Schmerzen. Wir hatten einen Blasangriff von reinem Chlor auszuhalten gehabt, einem Kampfgas, das durch Ätzen und Verbrennen der Lunge wirkt. Von diesem Tage an beschloß ich, nie ohne Gasmaske auszugehen, denn bisher hatte ich oft in unglaublichem Leichtsinn die Maske im Unterstand gelassen, um in der Büchse wie in einer Botanisiertrommel Butterbrote mitzunehmen. Nun hatte mich der Augenschein belehrt.

Auf dem Rückweg ging ich, um etwas zu kaufen, in die Kantine des zweiten Bataillons und fand dort den betrübten Kantinenjüngling inmitten eines Haufens zerschlagener Waren vor. Eine Granate war durch die Decke gefahren, im Laden krepiert und hatte seine Schätze in ein Ge-

misch von Marmelade, ausgelaufenen Konserven und grüner Seife verwandelt. Er hatte gerade mit preußischer Genauigkeit eine Verlustrechnung von 82 Mark und 58 Pfennig aufgestellt.

Am Abend wurde mein Zug, der bisher abgezweigt in der zweiten Stellung gelegen hatte, der unsicheren Gefechtslage wegen in das Dorf vorgezogen und bekam das Bergwerk als Unterkunft zugeteilt. Wir richteten uns die zahlreichen Nischen als Lagerplätze ein und zündeten ein riesiges Feuer an, dessen Rauch wir durch den Brunnenschacht abziehen ließen, sehr zum Ärger einiger Kompanieköche, die oben beim Aufwinden ihrer Wassereimer fast erstickten. Da wir einen kräftigen Grog empfangen hatten, setzten wir uns rings um das Feuer auf die Kreideblöcke, sangen, tranken und rauchten.

Um Mitternacht ging im Gefechtsbogen von Monchy ein Höllenspektakel los. Dutzende von Alarmglocken bimmelten, Hunderte von Gewehren knallten, und ununterbrochen stiegen grüne und weiße Leuchtkugeln hoch. Gleich darauf setzte unser Sperrfeuer ein, schwere Minen krachten und zogen Schweife von feurigen Funken hinter sich her. Überall, wo im Trümmergewirr eine Menschenseele hauste, erscholl der langgezogene Schrei: »Gasangriff! Gasangriff! Gas! Gaas! Gaaas!«

Im Schein der Leuchtkugeln wälzte sich ein blendender Gasstrom durch das schwarze Zinnenwerk des Gemäuers dahin. Da sich auch im Bergwerk starker Chlorgeruch bemerkbar machte, zündeten wir vor den Eingängen große Strohfeuer an, deren beizender Qualm uns fast aus unserem Zufluchtsort vertrieb und uns zwang, die Luft durch Schwenken von Mänteln und Zeltbahnen zu reinigen.

Am nächsten Morgen konnten wir im Dorf die Spuren bestaunen, die das Gas hinterlassen hatte. Ein großer Teil aller Pflanzen war verwelkt, Schnecken und Maulwürfe lagen tot umher, und den in Monchy untergebrachten Pfer-

den der Meldereiter lief das Wasser aus Maul und Augen. Die überall verstreuten Geschosse und Granatsplitter waren von einer schönen grünen Patina bereift. Selbst in Douchy hatte sich die Wolke noch bemerkbar gemacht. Die Zivilisten, denen die Sache unheimlich wurde, versammelten sich vor dem Quartier des Obersten von Oppen und verlangten Gasmasken. Sie wurden auf Lastautos gesetzt und in weiter zurückliegende Ortschaften gebracht.

Die nächste Nacht verbrachten wir wieder im Bergwerk; am Abend bekam ich Nachricht, daß um 4.15 Uhr Kaffee empfangen werden solle, da ein englischer Überläufer ausgesagt habe, daß um fünf Uhr angegriffen würde. Wirklich, kaum hatten uns am Morgen die zurückkehrenden Kaffeeholer aus dem Schlaf gestört, als der uns nicht mehr fremde Ruf »Gasangriff!« erscholl. Draußen lag ein süßlicher Geruch in der Luft; wie wir später erfuhren, hatte man uns diesmal mit Phosgengas bedacht. Im Monchy-Bogen tobte starkes Trommelfeuer, das jedoch bald abflaute.

Ein erquickender Morgen folgte dieser unruhigen Stunde. Aus dem Laufgraben 6 trat der Leutnant Brecht auf die Dorfstraße, einen blutigen Verband um die Hand gewunden, von einem Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr und einem gefangenen Engländer begleitet. Brecht wurde im Stabsquartier West im Triumph empfangen und erzählte folgendes:

Die Engländer hatten um fünf Uhr Gas- und Rauchwolken abgeblasen und anschließend den Graben stark mit Minen betrommelt. Unsere Leute waren wie gewöhnlich noch im Feuer aus Deckung gesprungen und hatten dabei über dreißig Verluste gehabt. Dann waren, in Rauchwolken verborgen, zwei starke englische Patrouillen erschienen, von denen eine in den Graben eingedrungen war und einen verwundeten Unteroffizier mitgenommen hatte. Die andere war schon vor dem Drahtverhau zusammenge-

knallt worden. Ein einziger, der bereits das Hindernis überwunden hatte, wurde von Brecht, der vorm Kriege ein Pflanzerleben in Amerika geführt hatte, an der Gurgel gepackt und mit einem »Come here, you son of a bitch!« in Empfang genommen. Dieser einzige wurde nun mit einem Glase Wein bewirtet und schaute mit halb erschrockenen, halb verwunderten Augen auf die eben noch menschenleere Dorfstraße, die jetzt von Essenholern, Krankenträgern, Meldegängern und Neugierigen wimmelte. Es war ein großer, ganz junger Mensch mit goldblonden Haaren und frischem Kindergesicht. »Ein Jammer, solche Kerle totschießen zu müssen«, dachte ich, als ich ihn sah.

Bald traf ein langer Zug von Bahren am Verbandplatz ein. Auch von Monchy-Süd kamen viele Verwundete, denn im Kompanieabschnitt E war dem Feinde ebenfalls ein kurzer Einbruch geglückt. Unter diesen Eindringlingen mußte ein toller Bursche gewesen sein. Er war unbemerkt in den Graben gesprungen und hinter den Postenständen entlang gerannt, auf denen die Mannschaft das Vorgelände beobachtete. Der Reihe nach sprang er von hinten auf die durch die Gasmaske in der Sicht behinderten Verteidiger zu und kehrte, nachdem er eine Anzahl von ihnen durch Keulen- oder Kolbenhiebe gefällt hatte, ebenso unbemerkt in die englische Linie zurück. Als der Graben aufgeräumt wurde, fand man acht Posten mit zerschmettertem Hinterschädel vor.

Ungefähr fünfzig Tragen, auf denen stöhnende Menschen mit weißen, blutdurchtränkten Verbänden lagen, waren vor einigen Wellblechbögen aufgestellt, unter denen der Arzt mit aufgekrempelten Ärmeln seines Amtes waltete.

Ein junges Kerlchen, dessen blaue Lippen als schlimmes Vorzeichen aus einem schneeweißen Gesicht leuchteten, stammelte: »Ich bin zu schwer … ich werde nicht wieder
... ich — muß — sterben.« Ein dicker Sanitätsunteroffi-

zier sah ihn mitleidig an und murmelte verschiedene Male ein tröstendes: »Nun, nun, Kamerad!«

Obwohl der Engländer diesen kleinen Angriff, der unsere Kräfte zugunsten der Somme-Offensive binden sollte, durch zahlreiche Minenüberfälle und Gaswolken vorbereitet hatte, fiel ihm dabei nur ein, dazu verwundeter, Gefangener in die Hand, während er zahlreiche Tote vor unserem Draht liegen ließ. Unsere Verluste waren allerdings auch beträchtlich; das Regiment beklagte an diesem Vormittag über vierzig Tote, darunter drei Offiziere, und viele Verwundete.

Am nächsten Nachmittag rückten wir endlich wieder für einige Tage nach unserem lieben Douchy ab. Noch am selben Abend feierten wir den glücklichen Verlauf der Aktion durch einige wohlverdiente Flaschen.

Am 1. Juli wurde uns die traurige Aufgabe, einen Teil unserer Toten auf unserem Kirchhofe zu bestatten. Neununddreißig Holzsärge, auf deren ungehobelte Bretter man mit Bleistift die Namen geschrieben hatte, wurden nebeneinander in die Grube gesenkt. Der Pfarrer sprach über den Text: »Sie haben einen guten Kampf gekämpft« und begann mit den Worten »Gibraltar, das ist euer Zeichen, und fürwahr, ihr habt gestanden wie der Fels im brandenden Meer!«

Während dieser Tage lernte ich die Männer schätzen, mit denen zusammen ich noch zwei Kampfjahre verbringen sollte. Es handelte sich hier um ein Unternehmen des Engländers, das in den Heeresberichten kaum Erwähnung fand und das uns an einem Abschnitt beschäftigen sollte, der für den Großangriff nicht vorgesehen war. Dabei kam es für die Mannschaft eigentlich immer nur darauf an, wenige Schritte zu tun, nämlich jene kurze Spanne zu überwinden, die den Postenstand von den Stolleneingängen trennt. Diese Schritte aber waren während der Sekunde der höchsten Feuersteigerung zu tun, die den Angriff vor-

bereitet und die nur gefühlsmäßig zu erfassen ist. Die dunkle Welle, die in diesen Nächten häufig und ohne daß ein Befehl möglich gewesen wäre, durch das wütende Feuer hinter die Brustwehren flutete, blieb mir im Herzen als ein verborgenes Gleichnis menschlicher Zuverlässigkeit.

Mit besonderer Stärke prägte sich meiner Erinnerung das Bild der aufgerissenen und noch dampfenden Stellung ein, wie ich sie kurz nach dem Angriff durchschritt. Die Tagesposten waren schon aufgezogen, aber die Gräben noch nicht aufgeräumt. Hier und dort waren die Postenstände mit Gefallenen bedeckt, und zwischen ihnen, gleichsam aus ihren Körpern hervorgewachsen, stand die neue Ablösung am Gewehr. Der Anblick dieser Gruppen rief eine seltsame Erstarrung hervor — als erlöschte für einen Augenblick der Unterschied von Leben und Tod.

Am Abend des 3. Juli rückten wir wieder nach vorn. Es war verhältnismäßig ruhig, doch verrieten kleine Anzeichen, daß noch etwas in der Luft liegen mußte. Bei der Mühle klopfte und hämmerte es leise und unaufhörlich, als ob man Metall bearbeitete. Oft fingen wir geheimnisvolle, an einen englischen Pionieroffizier in vorderer Linie gerichtete Ferngespräche über Gasflaschen und Sprengungen auf. Vom Morgengrauen bis zum letzten Tagesschimmer riegelten englische Flugzeuge das Hinterland durch eine dichte Luftsperre ab. Die Grabenbeschießung war bedeutend stärker als sonst; auch fand ein verdächtiger Zielwechsel statt, als ob neue Batterien sich eintasteten. Trotzdem wurden wir am 12. Juli abgelöst, ohne unangenehme Erlebnisse gehabt zu haben, und blieben als Reserve in Monchy zurück.

Am 13. abends wurden unsere Unterstände in den Gärten durch ein Vierundzwanzig-Zentimeter-Schiffsgeschütz beschossen, dessen gewaltige Granaten in scharfer Flachbahn herangurgelten. Sie zerbarsten mit wahrhaft furchtbarem Knall. In der Nacht wurden wir durch lebhaftes

Feuer und einen Gasangriff geweckt. Wir saßen im Unterstand mit aufgesetzter Gasmaske um den Ofen herum, bis auf Vogel, der seine Maske nicht finden konnte und, in alle Winkel spähend, hin- und herlief, während einige schadenfrohe Gesellen, die er geschliffen hatte, einen immer stärkeren Gasgeruch meldeten. Schließlich gab ich ihm meine zweite Atempatrone, und er hockte eine Stunde lang hinter dem gewaltig qualmenden Ofen, hielt sich die Nase zu und sog an seinem Einsatz herum.

An demselben Tag verlor ich zwei Leute meines Zuges durch Verwundung im Dorf: Hasselmann Gewehrschuß durch den Arm, Maschmeier Schrapnellkugel durch den Hals.

Ein Angriff erfolgte in dieser Nacht nicht; trotzdem büßte das Regiment wiederum fünfundzwanzig Tote und viele Verwundete ein. Am 15. und 17. hatten wir zwei weitere Gasangriffe auszuhalten. Am 17. wurden wir abgelöst und erlitten in Douchy zwei schwere Beschießungen. Eine überraschte uns gerade während einer Offiziersbesprechung unter Major von Jarotzky in einem Obstgarten. Trotz der Gefahr war es sehr lächerlich, zu sehen, wie die Gesellschaft auseinanderspritzte, auf die Nase fiel, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Hecken zwängte und blitzschnell in allen möglichen Deckungen verschwunden war. Eine Granate tötete im Garten meines Quartiers ein kleines Mädchen, das dort in einer Grube nach Abfällen stöberte.

Am 20. Juli rückten wir in Stellung. Am 28. verabredete ich mich mit dem Fähnrich Wohlgemut und den Gefreiten Bartels und Birkner zu einer Patrouille. Wir hatten kein anderes Ziel im Auge als etwas zwischen den Drähten herumzustreichen und zu sehen, was uns das Niemandsland Neues brächte, denn die Stellung begann allmählich wieder langweilig zu werden. Am Nachmittag kam der mich ablösende Offizier der sechsten Kompanie, Leutnant

Brauns, zu Besuch in meinen Unterstand und brachte einen guten Burgunder mit. Gegen Mitternacht brachen wir die Sitzung ab; ich ging in den Graben, wo meine drei Gefährten schon im dunklen Winkel einer Schulterwehr zusammenstanden. Nachdem ich mir einige trockene Handgranaten ausgesucht hatte, kletterte ich in bester Laune über den Draht, und Brauns rief mir ein »Hals- und Bauchschuß!« nach.

Wir hatten uns in kurzer Zeit an das feindliche Hindernis herangepirscht. Dicht davor entdeckten wir im hohen Gras einen ziemlich starken, gut isolierten Draht. Ich hielt die Beobachtung für wichtig und beauftragte Wohlgemut, ein Stück davon abzuschneiden und mitzunehmen. Während er sich in Ermangelung eines anderen Instruments mit seiner Zigarrenschere daran abplagte, klirrte es gerade vor uns im Draht; einige Engländer tauchten auf und begannen zu arbeiten, ohne unsere in das Gras gedrückten Gestalten wahrzunehmen.

Der bösen Erfahrungen der vorigen Streife eingedenk, hauchte ich fast unhörbar: »Wohlgemut, Handgranate dazwischen!«

»Herr Leutnant, ich glaube, wir lassen sie noch etwas arbeiten!«
»Direkter Befehl, Fähnrich!«

Die Formel verfehlte auch in dieser Einöde nicht ihre mächtige Wirkung. Mit dem fatalen Gefühl eines Mannes, der sich auf ein Ungewisses Abenteuer eingelassen hat, hörte ich neben mir das trockene Knistern der herausgerissenen Zündschnur und sah, wie Wohlgemut, um sich möglichst wenig zu zeigen, die Handgranate ganz flach über den Boden rollen ließ. Sie blieb im Gestrüpp, beinahe zwischen den Engländern, liegen, die nichts bemerkt zu haben schienen. Es vergingen einige Augenblicke höchster Spannung. »Krrrach!« Ein Blitz beleuchtete taumelnde Gestalten. Mit dem Angriffsschrei: »You are prisoners!«

stürzten wir uns wie die Tiger in die weiße Wolke. Ein wüstes Spiel wickelte sich in Bruchteilen von Sekunden ab. Ich hielt meine Pistole mitten in ein Gesicht, das mir wie eine blasse Maske aus der Dunkelheit entgegenleuchtete. Ein Schatten schlug mit quäkendem Aufschrei rücklings ins Drahtverhau. Es war ein schrecklicher Schrei, etwa: Uäh — wie ihn der Mensch vielleicht nur findet, wenn ihm ein Gespenst entgegentritt. Links neben mir feuerte Wohlgemut seine Pistole ab, während Bartels in seiner Erregung blindlings eine Handgranate zwischen uns schleuderte.

Beim ersten Schuß war mir das Magazin aus dem Pistolenkolben gesprungen. Ich stand schreiend vor einem Engländer, der sich entsetzt mit dem Rücken in den Stacheldraht preßte, und drückte immer wieder vergebens den Abzugsbügel zurück. Kein Schuß ertönte — es war wie in einem lähmenden Traum. Im Graben vor uns wurde es laut. Zurufe erschollen, ratternd setzte ein Maschinengewehr ein. Wir sprangen zurück. Noch einmal blieb ich in einem Trichter stehen und richtete die Pistole auf einen Schatten, der mir dicht auf den Fersen war. Diesmal erwies sich das Versagen als ein Glück, denn es war Birkner, den ich schon längst zurück glaubte.

Nun ging es in sausendem Lauf dem eigenen Graben zu. Vor unserem Draht pfiffen die Geschosse schon so, daß ich in einen wassergefüllten, drahtversponnenen Minentrichter springen mußte. Auf schwingendem Stacheldraht über dem Wasserspiegel pendelnd, hörte ich die Geschosse wie einen gewaltigen Immenschwarm über mich hinwegbrausen, während Drahtfetzen und Metallsplitter in die Böschung des Trichters fegten. Nach einer halben Stunde, als sich das Feuer beruhigt hatte, arbeitete ich mich über unser Hindernis und sprang, freudig begrüßt, in den Graben hinein. Wohlgemut und Bartels waren schon da; nach einer weiteren halben Stunde kam auch Birkner

zurück. Alles freute sich über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß uns der ersehnte Gefangene auch diesmal entronnen war. Daß das Erlebnis an die Nerven gegangen war, merkte ich erst, als ich im Unterstande zähneklappernd auf einer Pritsche lag und trotz der Erschöpfung keinen Schlaf finden konnte. Ich hatte vielmehr ein Gefühl des höchsten und angespanntesten Wachseins, als ob irgendwo im Körper ununterbrochen eine kleine elektrische Klingel läutete. Am nächsten Morgen konnte ich kaum gehen, da sich über mein eines Knie, das schon mehrere historische Narben aufwies, ein langer Drahtriß zog und in dem anderen ein Splitterchen der von Bartels geschleuderten Handgranate steckte.

Diese kurzen Streifzüge, bei denen man das Herz fest in die Hand nehmen mußte, waren ein gutes Mittel, den Mut zu stählen und die Eintönigkeit des Grabendaseins zu unterbrechen. Der Soldat darf sich vor allem nicht langweilen.

Am 11. August trieb sich vor dem Dorfe Berles-au-bois ein schwarzes Reitpferd herum, das von einem Landwehrmann mit drei Schuß zur Strecke gebracht wurde. Der englische Offizier, dem es entlaufen war, wird bei diesem Anblick wohl kein sehr vergnügtes Gesicht gemacht haben. In der Nacht flog dem Füsilier Schulz der Mantel eines Infanteriegeschosses ins Auge. Auch in Monchy nahmen die Verluste zu, da die durch Artilleriefeuer rasierten Mauern immer weniger Schutz vor den ins Blinde gesandten Garben der Maschinengewehre boten. Wir begannen, das Dorf mit Gräben zu durchziehen, und führten an den gefährlichsten Stellen neue Mauern auf. In den verwilderten Gärten waren die Beeren gereift, und sie schmeckten um so süßer, als man sich nur beim Schwirren der verirrten Geschosse an ihnen erlaben konnte.

Der 12. August war der langersehnte Tag, an dem ich zum zweiten Male während des Krieges auf Urlaub fahren

konnte. Kaum war ich jedoch zu Hause wieder etwas warm geworden, als mir ein Telegramm nachgeflogen kam: »Sofort zurückkommen, Näheres erfragen bei Ortskommandantur Cambrai.« Drei Stunden später saß ich im Zug. Auf dem Wege zum Bahnhof schlenderten drei Mädchen in hellen Kleidern an mir vorüber, die Tennisschläger unter dem Arm — ein strahlender Abschiedsgruß des Lebens, dessen ich mich draußen noch lang erinnerte.

Am 21. war ich wieder in der bekannten Gegend, deren Straßen infolge des Abmarsches der 111. und des Zuzuges einer neuen Division von Truppen wimmelten. Das erste Bataillon lag in dem Dorfe Ecoust-Saint-Mein, dessen Trümmer wir zwei Jahre später im Sturm wiederbesetzen sollten.

Paulicke, dessen Tage nun auch gezählt waren, begrüßte mich. Er berichtete mir, daß die jungen Leute aus meinem Zuge sich wohl schon ein dutzendmal erkundigt hätten, ob ich denn noch nicht zurückgekommen sei. Diese Nachricht ergriff mich lebhaft und erfüllte mich mit Kraft; ich merkte aus ihr, daß ich in den heißen Tagen, die uns bevorstanden, nicht nur von Amts wegen auf Gefolgschaft zählen durfte, sondern daß ich auch ein persönliches Guthaben besaß.

Ich war für die Nacht mit acht anderen Offizieren auf dem Dachboden eines leerstehenden Hauses untergebracht. Am Abend saßen wir noch lange wach und tranken in Ermangelung von etwas Stärkerem den Kaffee, den uns zwei Französinnen im Nebenhause bereiteten. Wir wußten, daß es diesmal in eine Schlacht gehen sollte, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Wir waren nicht weniger angriffslustig als die Truppen, die vor zwei Jahren die Grenze überschritten hatten, aber gefährlicher als sie, weil im Kampfe erfahrener. Wir waren dabei in der besten, heitersten Laune, und Worte wie »Ausweichen« waren uns unbekannt. Wer die Teilnehmer dieser fröhlichen Runde

sah, der mußte sich sagen, daß Stellungen, die ihnen anvertraut waren, erst verloren gehen konnten, wenn der letzte Verteidiger gefallen war. So sollte es denn auch geschehen.

Guillemont

Am 23. August 1916 wurden wir in Lastautos verladen und fuhren bis Le Mesnil. Obgleich wir bereits erfahren hatten, daß wir im sagenhaften Brennpunkt der Somme-Schlacht, dem Dorfe Guillemont, eingesetzt werden sollten, war die Stimmung vorzüglich. Scherzworte flogen unter allgemeinem Gelächter von einem Auto zum anderen.

Während eines Haltes quetschte sich ein Fahrer beim Anwerfen seines Wagens den Daumen entzwei. Der Anblick dieser Wunde bereitete mir, der solchen Dingen gegenüber immer empfindlich gewesen war, fast Übelkeit. Ich erwähne das, weil es um so merkwürdiger ist, als ich in den nächsten Tagen den Anblick schwerer Verstümmelungen zu ertragen imstande war. Das ist ein Beispiel dafür, daß im Leben der Sinn des Ganzen die Eindrücke bestimmt.

Von Le Mesnil marschierten wir nach Einbruch der Dunkelheit bis Sailly-Saillisel, wo das Bataillon auf einer großen Wiese die Tornister ablegte und Sturmgepäck fertigmachte.

Vor uns rollte und donnerte ein Artilleriefeuer von nie geahnter Stärke; tausend zuckende Blitze hüllten den westlichen Horizont in ein Flammenmeer. Fortwährend schleppten sich Verwundete mit bleichen, eingefallenen Gesichtern zurück, oft jäh von vorüberrasselnden Geschützen oder Munitionskolonnen in den Straßengraben gedrückt.

Ein Gefechtsläufer aus einem württembergischen Regi-

ment meldete sich bei mir, um meinen Zug in das berühmte Städtchen Combles zu führen, wo wir vorläufig in Reserve bleiben sollten. Er war der erste deutsche Soldat, den ich im Stahlhelm sah, und er erschien mir sogleich als der Bewohner einer fremden und härteren Welt. Neben ihm im Straßengraben sitzend, fragte ich ihn begierig nach den Verhältnissen in Stellung aus und vernahm eine eintönige Erzählung von tagelangem Hocken in Granattrichtern ohne Verbindung und Annäherungswege, von unaufhörlichen Angriffen, von Leichenfeldern und wahnsinnigem Durst, vom Verschmachten Verwundeter und anderem mehr. Das vom stählernen Helmrand umrahmte unbewegliche Gesicht und die eintönige, vom Lärm der Front begleitete Stimme machten einen gespenstischen Eindruck auf uns. Wenige Tage hatten diesem Boten, der uns in das Reich der Flammen geleiten sollte, einen Stempel aufgeprägt, der ihn auf eine unaussprechliche Weise von uns zu unterscheiden schien.

»Wer fällt, bleibt liegen. Da kann keiner helfen. Niemand weiß, ob er lebend zurückkommt. Jeden Tag wird angegriffen, doch durch kommen sie nicht. Jeder weiß, daß es auf Tod und Leben geht.«

Nichts war in dieser Stimme zurückgeblieben als ein großer Gleichmut; sie war vom Feuer ausgeglüht. Mit solchen Männern kann man kämpfen.

Wir marschierten auf einer breiten Straße, die sich im Mondschein wie ein weißes Band über das dunkle Gelände spannte, dem Kanonendonner entgegen, dessen verschlingendes Gebrüll immer unermeßlicher wurde. Laßt jede Hoffnung hinter euch! Was dieser Landschaft ein besonders finsteres Gesicht verlieh, war der Umstand, daß alle ihre Straßen wie ein helles Geäder im Mondlicht offenlagen und daß auf ihnen kein lebendes Wesen zu sehen war. Wir schritten wie auf den schimmernden Wegen eines mitternächtlichen Friedhofes dahin.

Bald schlugen die ersten Granaten rechts und links von unserem Wege ein. Die Unterhaltung wurde leiser und verstummte zuletzt ganz. Jeder lauschte dem gezogenen Heranheulen der Geschosse mit jener seltsamen Spannung, die dem Ohr eine äußerste Schärfe verleiht. Besonders das Durchschreiten von Fregicourt-Ferme, einer kleinen Häusergruppe vor dem Friedhof von Combles, stellte eine erste Probe an uns. Dort war der Sack, der um Combles gezogen war, bereits am engsten zugeschnürt. Jeder, der die Stadt betreten oder verlassen wollte, mußte hier hindurch, daher war ein ununterbrochenes schwerstes Feuer gleich den Strahlen eines Brennglases auf diese Lebensader zusammengefaßt. Der Führer hatte uns schon auf diesen berüchtigten Engpaß vorbereitet; wir liefen im Eilschritt hindurch, während die Trümmer prasselten.

Über den Ruinen lag, wie über allen gefährlichen Zonen dieses Gebietes, ein dicker Leichengeruch, denn das Feuer war so stark, daß sich um die Gefallenen niemand kümmerte. Man rannte durchaus auf Leben und Tod, und als ich diesen Dunst im Laufen verspürte, war ich kaum überrascht — er gehörte zum Ort. Übrigens war dieser schwere und süßliche Hauch nicht lediglich widerwärtig; er rief darüber hinaus, eng mit den stechenden Nebeln des Sprengstoffs vermischt, eine fast hellseherische Erregung hervor, wie sie nur die höchste Nähe des Todes zu erzeugen vermag.

Ich machte hier, und während des ganzen Krieges eigentlich nur in dieser Schlacht, die Beobachtung, daß es eine Art des Grauens gibt, die fremdartig ist wie ein unerforschtes Land. So spürte ich in diesen Augenblicken keine Furcht, sondern eine hohe und fast dämonische Leichtigkeit; auch überraschende Anwandlungen eines Gelächters, das nicht zu bezähmen war.

Combles war, soweit wir in der Dunkelheit beobachten konnten, nur noch als das Gerippe einer Siedlung anzuse-

hen. Große Mengen von Holz zwischen den Trümmern und auf den Weg geschleudertes Hausgerät verrieten, daß die Zerstörung ganz jungen Datums war. Nach dem Übersteigen zahlreicher Schutthaufen, das durch eine Reihe von Schrapnells beschleunigt wurde, erreichten wir unser Quartier, ein großes, von Löchern durchsiebtes Haus, das ich mit drei Gruppen zum Wohnsitz erwählte, während meine beiden anderen Gruppen sich im Keller einer gegenüberliegenden Ruine einrichteten.

Schon um vier Uhr wurden wir von unserem aus Bettstücken zusammengesuchten Lager geweckt, um Stahlhelme zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit fanden wir in einer Kellernische einen Sack voll Kaffeebohnen — eine Entdeckung, der eine eifrige Mokkasiederei folgte.

Nachdem ich gefrühstückt hatte, sah ich mich etwas im Orte um. In wenigen Tagen hatte die Wirkung der schweren Artillerie ein friedliches Etappenstädtchen in ein Bild des Grauens verwandelt. Ganze Häuser waren durch einen Treffer niedergestampft oder mitten auseinandergerissen, so daß die Zimmer und ihre Einrichtung wie Theaterkulissen über dem Chaos schwebten. Aus manchen Ruinen drang Leichengeruch, denn der erste, jähe Feuerüberfall hatte auch die Einwohner völlig überrascht und viele von ihnen unter den Trümmern begraben, ehe sie noch aus den Häusern stürzen konnten. Vor einer Schwelle lag ein kleines Mädchen in einer roten Lache ausgestreckt.

Ein stark beschossener Ort war der Platz vor der zerstörten Kirche gegenüber dem Eingang der Katakomben, eines uralten Höhlenganges mit eingesprengten Nischen, in denen zusammengedrängt fast sämtliche Stäbe der kämpfenden Truppen hausten. Es wurde erzählt, daß die Einwohner bei Beginn der Beschießung mit Hacken den vermauerten Zugang freigelegt hätten, der während der ganzen Besatzungszeit den Deutschen verheimlicht worden war.

Die Straßen bestanden nur noch aus schmalen Trampelpfaden, die sich in Schlangenlinien durch und über gewaltige Hügel von Balken und Mauerwerk wanden. In den zerwühlten Gärten verkamen Gemüse und Obst.

Nach dem Mittagessen, das wir uns in der Küche aus den im Überfluß vorhandenen eisernen Rationen gekocht hatten und das natürlich durch einen kräftigen Kaffee beschlossen wurde, legte ich mich oben in einen Lehnstuhl, um auszuruhen. Aus umherliegenden Briefen ersah ich, daß das Haus dem Brauereibesitzer Lesage gehörte. Im Zimmer standen aufgerissene Schränke und Kommoden, ein umgestürzter Waschtisch, eine Nähmaschine und ein Kinderwagen. An den Wänden hingen zerschlagene Bilder und Spiegel. Auf dem Boden waren in meterhoher Unordnung herausgerissene Schubladen, Wäsche, Korsetts, Bücher, Zeitungen, Nachttische, Scherben, Flaschen, Notenbücher, Stuhlbeine, Röcke, Mäntel, Lampen, Gardinen, Fensterläden, aus den Angeln gerissene Türen, Spitzen, Photographien, Ölgemälde, Albums, zerschmetterte Kisten, Damenhüte, Blumentöpfe und Tapeten wirr ineinander verknäult.

Durch die zersplitterten Fensterläden blickte man auf das von Granaten zerpflügte Viereck eines verödeten Platzes, den das Geäst zerfetzter Linden bedeckte. Dieses Gewirr von Eindrücken wurde noch verfinstert durch das unaufhörliche Artilleriefeuer, das rings um den Ort brandete. Ab und zu überbrüllte der riesenhafte Einschlag einer Achtunddreißig-Zentimeter-Granate den Lärm. Wolken von Splittern fegten dann durch Combles, klatschten gegen die Zweige der Bäume oder schlugen auf die wenigen noch erhaltenen Dächer, so daß die Schiefertafeln herabrollten.

Im Lauf des Nachmittags schwoll das Feuer zu solcher Stärke an, daß nur noch das Gefühl eines ungeheuren Getöses verblieb, in dem jedes Einzelgeräusch verschluckt

wurde. Von sieben Uhr an wurden der Platz und die umliegenden Häuser in Abständen von halben Minuten mit Fünfzehn-Zentimeter-Granaten beworfen. Es waren viele Blindgänger darunter, deren kurze, unangenehme Stöße das Haus bis in die Grundmauern erschütterten. Wir saßen während der ganzen Zeit in unserem Keller auf seidenbezogenen Sesseln rund um den Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, und zählten die Zeit zwischen den Einschlägen. Die Witzworte wurden immer seltener, und endlich verstummte auch der Verwegenste. Um acht Uhr brach das Nebenhaus nach zwei Volltreffern zusammen; der Einsturz blies eine mächtige Staubwolke hoch.

Von neun bis zehn Uhr gewann das Feuer eine wahnwitzige Wucht. Die Erde wankte, der Himmel schien ein brodelnder Riesenkessel. Hunderte von schweren Batterien krachten um und in Combles, unzählige Granaten kreuzten sich heulend und fauchend über uns. Alles war in dichten Rauch gehüllt, der von bunten Leuchtkugeln unheildrohend bestrahlt wurde. Bei heftigen Kopf- und Ohrenschmerzen konnten wir uns nur noch durch abgerissene, gebrüllte Worte verständigen. Die Fähigkeit des logischen Denkens und das Gefühl der Schwerkraft schienen aufgehoben. Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber. Ein Unteroffizier des dritten Zuges wurde tobsüchtig.

Um zehn Uhr beruhigte sich diese Fastnacht der Hölle allmählich und ging in ein ruhiges Trommelfeuer über, in dem man allerdings den einzelnen Abschuß auch noch nicht wahrnehmen konnte.

Um elf Uhr kam ein Läufer und brachte Befehl, die Gruppen auf den Kirchplatz zu führen. Wir vereinigten uns daraufhin mit den beiden anderen Zügen zum Abmarsch in Stellung. Um Verpflegung nach vorn zu bringen, war noch ein vierter Zug unter Führung des Leutnants Sie-

vers ausgeschieden. Diese Leute umringten uns, während wir uns unter hastigen Zurufen an dem gefährlichen Ort sammelten, und beluden uns mit Brot, Tabak und Büchsenfleisch. Sievers drängte mir ein Kochgeschirr voll Butter auf, drückte mir zum Abschied die Hand und wünschte uns viel Glück.

Dann marschierten wir ab, in Reihe zu einem hintereinander. Jeder hatte Befehl, sich unbedingt hinter seinem Vordermann zu halten. Gleich am Ortsausgang merkte unser Führer, daß er sich verirrt hatte. Wir waren gezwungen, bei starkem Schrapnellfeuer kehrtzumachen. Dann ging es, meist im Laufschritt, an einem als Leitfaden ausgelegten, in kleine Teile zerschossenen weißen Bande entlang über freies Feld. Oft mußten wir gerade an den übelsten Stellen stehenbleiben, wenn der Führer die Richtung verloren hatte. Dabei war es zur Aufrechterhaltung der Verbindung verboten, sich hinzulegen.

Trotzdem waren plötzlich der erste und dritte Zug verschwunden. Weiter! In einem heftig beschossenen Hohlweg stauten sich die Gruppen. Hinlegen! Ein ekelhaft aufdringlicher Geruch belehrte uns, daß dieser Durchgang schon viele Opfer gefordert hatte. Nach todbedrohtem Lauf gelangten wir in einen zweiten Hohlweg, der den Unterstand des Kampftruppenkommandeurs barg, verrannten uns und machten im qualvollen Gedränge aufgeregter Menschen kehrt. Höchstens fünf Meter neben Vogel und mir schlug eine mittlere Granate mit dumpfem Krach auf die hintere Böschung und bewarf uns mit gewaltigen Erdklumpen, während Todesschauer über unseren Rücken glitten. Endlich fand der Führer durch den Merkpunkt einer auffälligen Leichengruppe wieder den Weg. Einer von diesen Gefallenen lag wie gekreuzigt auf dem Kreidehange -- welche Phantasie hätte einen Wegweiser erfinden können, der dieser Landschaft angemessener war?

Weiter! Weiter! Leute brachen im Laufe zusammen, von

uns hart bedroht, damit sie die letzte Kraft aus ihren erschöpften Körpern herausholten. Verwundete schlugen mit unbeachtetem Hilfeschrei rechts und links in die Granatlöcher. Weiter ging es, die Augen starr auf den Vordermann gerichtet, durch einen knietiefen, von einer Kette riesiger Trichter gebildeten Graben, in dem ein Toter neben dem anderen lag. Widerstrebend trat der Fuß auf die weichen, nachgebenden Körper, deren Form die Finsternis dem Auge entzog. Auch der in den Weg stürzende Verwundete verfiel dem Schicksal, unter die Stiefel der Weiterhastenden getreten zu werden.

Und immer dieser süßliche Geruch! Auch mein Gefechtsläufer, der kleine Schmidt, Begleiter auf mancher gefährlichen Streife, begann zu taumeln. Ich riß ihm das Gewehr aus der Hand, wogegen der gute Junge sich selbst in diesem Augenblick noch sträuben wollte.

Endlich gelangten wir in die vordere Linie, die von eng in die Löcher gekauerten Leuten besetzt war, deren tonlose Stimmen vor Freude zitterten, als sie erfuhren, daß die Ablösung gekommen sei. Ein bayerischer Feldwebel übergab mir mit einigen Worten Abschnitt und Leuchtpistole.

Mein Zugabschnitt bildete den rechten Flügel der Regimentsstellung und bestand aus einem flachen, muldenartig zertrommelten Hohlweg, der ein paar hundert Schritt links von Guillemont und etwas näher rechts vom Bois de Trônes in das offene Gelände eingeschnitten war. Von der rechten Nachbartruppe, dem Infanterieregiment 76, trennte uns ein fünfhundert Schritt breiter unbesetzter Raum, in dem sich wegen des überaus heftigen Feuers niemand aufhalten konnte.

Der bayerische Feldwebel war plötzlich verschwunden, und ich stand ganz allein, meine Leuchtpistole in der Hand, mitten in dem unheimlichen Trichtergelände, das am Boden lagernde Nebelschwaden auf eine drohende und rätselhafte Weise verschleierten. Hinter mir ertönte

ein gedämpftes, unangenehmes Geräusch; ich stellte mit merkwürdiger Sachlichkeit fest, daß es von einem riesenhaften, in Zersetzung übergehenden Leichnam herrührte.

Da mir nicht einmal klar war, wo der Feind ungefähr liegen könnte, begab ich mich zu meinen Leuten und riet ihnen, sich auf das Äußerste gefaßt zu machen. Wir blieben alle wach; ich verbrachte die Nacht mit Paulicke und meinen beiden Gefechtsläufern in einem Fuchsloch von vielleicht einem Kubikmeter Rauminhalt.

Als der Morgen graute, entschleierte sich die fremde Umgebung allmählich den staunenden Augen.

Der Hohlweg erschien nur noch als eine Reihe riesiger, mit Uniformstücken, Waffen und Toten gefüllter Trichter; das umliegende Gelände war, soweit der Blick reichte, völlig von schweren Granaten umgewälzt. Nicht ein einziger armseliger Grashalm zeigte sich dem suchenden Blick. Der zerwühlte Kampfplatz war grauenhaft. Zwischen den lebenden Verteidigern lagen die toten. Beim Ausgraben von Deckungslöchern bemerkten wir, daß sie in Lagen übereinandergeschichtet waren. Eine Kompanie nach der anderen war, dicht gedrängt im Trommelfeuer ausharrend, niedergemäht, dann waren die Leichen durch die von den Geschossen hochgeschleuderten Erdmassen verschüttet worden, und die Ablösung war an den Platz der Gefallenen getreten. Nun war die Reihe an uns.

Der Hohlweg und das Gelände dahinter war mit Deutschen, das Gelände davor mit Engländern bestreut. Aus den Böschungen starrten Arme, Beine und Köpfe; vor unseren Erdlöchern lagen abgerissene Gliedmaßen und Tote, über die man zum Teil, um dem steten Anblick der entstellten Gesichter zu entgehen, Mäntel oder Zeltbahnen geworfen hatte. Trotz der Hitze dachte niemand daran, die Körper mit Erde zu bedecken.

Das Dorf Guillemont schien spurlos verschwunden zu sein; nur ein weißlicher Fleck im Trichterfelde deutete

noch die Fläche an, auf welcher der Kreidestein der Häuser zu Staub zermahlen war. Vor uns lag der wie ein Kinderspielzeug zerknüllte Bahnhof; weiter hinten der in Späne zerrissene Wald von Delville.

Kaum war der Tag hereingebrochen, als sich ein tieffliegender Engländer heranschraubte und uns gleich einem Aasvogel überkreiste, während wir in unsere Löcher flohen und uns dort zusammenkauerten. Das scharfe Auge des Beobachters mußte uns trotzdem erspäht haben, denn bald erklangen von oben in kurzen Abständen langgezogene, dumpfe Sirenentöne. Sie glichen den Rufen eines Fabelwesens, das unbarmherzig über einer Wüste schwebt.

Nach kurzer Zeit schien eine Batterie die Zeichen aufgenommen zu haben. Ein schweres Flachbahngeschoß nach dem ändern sauste mit unglaublicher Wucht heran. Wir hockten untätig in unseren Zufluchtsorten, ab und zu eine Zigarre anzündend und wieder fortwerfend, gewärtig, jeden Augenblick verschüttet zu werden. Schmidts Rockärmel wurde durch einen großen Splitter aufgeschlitzt.

Gleich beim dritten Schuß wurde der Bewohner des Erdloches neben uns durch einen ungeheuren Einschlag verschüttet. Wir gruben ihn sofort wieder aus; trotzdem war er durch den Druck der Erdmassen zu Tode erschöpft, sein Gesicht eingefallen und einem Totenkopf ähnlich. Es war der Gefreite Simon. Er war durch den Schaden klug geworden, denn wenn im Laufe des Tages Leute bei Fliegersicht sich außer Deckung bewegten, vernahm man seine scheltende Stimme und sah seine Faust aus einer Öffnung seines zeltbahnverhangenen Fuchsloches drohen.

Um drei Uhr nachmittags kamen meine Posten von links und gaben an, sich nicht mehr halten zu können, da ihre Löcher zusammengeschossen wären. Ich mußte meine volle Befehlsgewalt aufbieten, um sie wieder an ihre Plätze zu bringen. Allerdings befand ich mich am gefährlichsten Ort, und dort genießt man die höchste Autorität.

Kurz vor zehn Uhr abends setzte am linken Flügel des Regiments ein Feuersturm ein, der nach zwanzig Minuten auch auf uns übergriff. Bald waren wir völlig in Rauch und Staub gehüllt, doch lagen die meisten Einschläge dicht vor oder hinter dem Graben, wenn man unserer zusammengewalzten Mulde diesen Namen zubilligen will. Während des uns umbrausenden Orkans ging ich den Abschnitt meines Zuges ab. Die Männer hatten die Bajonette aufgepflanzt. Sie standen in steinerner Unbeweglichkeit, das Gewehr in der Hand, am vorderen Hange des Hohlwegs und starrten in das Vorgelände. Ab und zu, beim Schein einer Leuchtkugel, sah ich Stahlhelm an Stahlhelm, Klinge an Klinge blinken und wurde von einem Gefühl der Unverletzbarkeit erfüllt. Wir konnten zermalmt, aber nicht besiegt werden.

Im linken Nachbarzuge wollte der Feldwebel Hock, der unglückliche Rattenfänger von Monchy, eine weiße Leuchtkugel abschießen, vergriff sich indes, und ein rotes Sperrfeuersignal zischte, von allen Seiten weitergegeben, gen Himmel. Im Nu setzte unsere Artillerie ein, daß es eine Freude war. Eine Mörsergranate neben der anderen kam hoch aus den Lüften herabgeheult und zerschellte im Vorgelände zu Splittern und Funken. Ein Gemisch von Staub, stickigen Gasen und dem Dunsthauch aufgeschleuderter Leichen braute aus den Trichtern.

Nach dieser Orgie der Vernichtung flutete das Feuer wieder auf seinen gewöhnlichen Spiegel zurück. Der aufgeregte Griff eines Einzelnen hatte die gewaltige Kriegsmaschinerie ins Rollen gebracht.

Hock war und blieb ein Unglücksmensch; er schoß sich noch in derselben Nacht beim Laden seiner Pistole eine Leuchtkugel in den Stiefelschaft und mußte mit schweren Brandwunden zurückgetragen werden.

Am nächsten Tage regnete es stark, was uns nicht unlieb war, da das Gefühl der Trockenheit im Gaumen nach der

Löschung des Staubes nicht mehr so quälend war und die großen blauschwarzen Fliegen, die sich in riesigen Klumpen wie dunkle Sammetkissen an den sonnigen Stellen gesammelt hatten, vertrieben wurden. Ich saß fast den ganzen Tag vor meinem Fuchsloch auf dem Boden, rauchte und aß trotz der Umgebung mit gutem Appetit.

Am nächsten Vormittag erhielt der Füsilier Knicke meines Zuges von irgendwoher einen Gewehrschuß durch die Brust, der auch das Rückenmark streifte, so daß er die Beine nicht mehr bewegen konnte. Als ich nach ihm sah, lag er gefaßt in einem Erdloch, wie jemand, der seine Rechnung mit dem Tod gemacht hat. Er wurde am Abend durch das Artilleriefeuer geschleppt, wobei er, als seine Träger plötzlich Deckung nehmen mußten, noch einen Beinbruch erlitt. Er starb auf dem Verbandplatz.

Am Nachmittag rief mich ein Mann meines Zuges und ließ mich über das abgerissene Bein eines Engländers zum Bahnhof Guillemont visieren. Durch einen flachen Laufgraben eilten Hunderte von Engländern nach vorn, ohne sich sonderlich um das schwache Gewehrfeuer zu kümmern, das ich sogleich auf sie richten ließ. Der Anblick war bezeichnend für die Ungleichheit der Mittel, mit denen wir kämpften. Hätten wir dasselbe gewagt, so wären unsere Abteilungen innerhalb weniger Minuten zusammengeschossen worden. Während sich auf unserer Seite auch nicht ein einziger Fesselballon blicken ließ, waren drüben gleich über dreißig zu einer großen, leuchtendgelben Traube zusammengeballt und beobachteten mit Argusaugen jede Bewegung, die sich in dem zerstampften Gelände zeigte, um sofort einen Eisenhagel darauf zu lenken.

Am Abend, als ich die Parole ausgab, schnurrte mir noch ein großer Granatsplitter gegen den Magen, der zum Glück ziemlich am Ende seiner Flugbahn war und nach einem kräftigen Schlag an mein Koppelschloß zu Boden fiel. Ich war davon so überrascht, daß mir erst die besorgten

Zurufe meiner Begleiter, die mir ihre Feldflaschen anboten, die Gefahr vergegenwärtigten.

Vor dem Abschnitt des ersten Zuges erschienen bei Einbruch der Dunkelheit zwei englische Essenholer, die sich verlaufen hatten. Sie näherten sich mit großer Gemütlichkeit; der eine hielt ein rundes Eßgefäß, der andere einen langen Kessel voll Tee in der Hand. Beide wurden auf kürzeste Entfernung niedergeschossen; der eine schlug mit dem Oberkörper in den Hohlweg, während seine Beine auf der Böschung liegenblieben. Gefangene zu machen war in diesem Inferno kaum möglich, und wie hätte man sie durch die Sperrfeuerzone bringen sollen?

Gegen ein Uhr nachts wurde ich von Schmidt aus wirrem Schlaf gerüttelt. Erregt fuhr ich hoch und griff zum Gewehr. Unsere Ablösung war gekommen. Wir übergaben, was zu übergeben war, und ließen so schnell wie möglich diesen Ort des Teufels hinter uns.

Kaum hatten wir den flachen Laufgraben erreicht, als die erste Gruppe Schrapnells zwischen uns zündete. Eine Kugel durchschlug meinem Vordermann das Handgelenk, aus dem das Blut lebhaft hervorspritzte. Er begann zu taumeln und wollte sich auf die Seite legen. Ich packte ihn am Arm, riß ihn trotz seinem Stöhnen hoch und gab ihn erst beim Sanitätsunterstand neben dem Stollen des Kampftruppenkommandeurs ab.

In beiden Hohlwegen ging es scharf her. Wir kamen stark außer Atem. Die schlimmste Ecke war ein Tal, in das wir gerieten und in dem ununterbrochen Schrapnells und leichte Granaten aufflammten. Brrruch! Brrruch! umkrachte uns der eiserne Wirbel, einen Funkenregen in die Dunkelheit sprühend. Huiiiii! Wieder eine Gruppe! Mir blieb der Atem aus, denn ich erkannte Bruchteile von Sekunden vorher aus dem immer schärfer werdenden Heulen, daß der absteigende Ast der Geschoßbahn unmittelbar bei mir enden mußte. Gleich darauf wuchtete neben

meiner Fußsohle ein schwerer Aufschlag, weiche Lehmfetzen hochschleudernd. Gerade diese Granate ging blind!

Überall eilten ablösende und abgelöste Trupps durch Nacht und Feuer, zum Teil völlig verirrt, vor Aufregung und Erschöpfung stöhnend; dazwischen erschollen Zurufe, Befehle und in eintöniger Wiederholung die langgezogenen Hilfeschreie im Trichtergelände verlorener Verwundeter. Ich gab Verirrten im Vorbeirasen Auskunft, zog Leute aus Granatlöchern, bedrohte andere, die sich hinlegen wollten, schrie dauernd meinen Namen, um alle zusammenzuhalten, und brachte so meinen Zug wie durch ein Wunder nach Combles zurück.

Wir mußten dann noch über Sailly und die Gouvernements-Ferme zum Walde von Hennois marschieren, in dem wir biwakieren sollten. Jetzt zeigte sich unsere Erschöpfung erst in vollem Maß. Den Kopf stumpfsinnig zu Boden gerichtet, schlichen wir, oft von Automobilen oder Munitionskolonnen an die Seite gedrückt, unsere Straße entlang. In krankhafter Überreizung glaubte ich nicht anders, als daß die vorbeirasselnden Fahrzeuge nur uns zum Ärger so scharf am Wegrand fuhren, und überraschte meine Hand mehr als einmal am Pistolenschaft.

Nach dem Marsche mußten wir noch Zelte aufschlagen und konnten uns dann erst auf den harten Boden werfen. Während unseres Aufenthalts in diesem Waldlager gingen gewaltige Regengüsse nieder. Das Stroh in den Zelten begann zu faulen, und viele erkrankten. Wir fünf Kompanieoffiziere ließen uns durch die Nässe wenig stören, sondern saßen abends auf unseren Koffern im Zelt hinter einigen dickbauchigen Flaschen beisammen, die man irgendwo aufgetrieben hatte. Rotwein in solchen Lagen ist Medizin.

An einem dieser Abende stürmte die Garde im Gegenangriff das Dorf Maurepas. Während die beiden Artillerien auf ausgedehnten Flächen gegeneinander wüteten,

brach ein furchtbares Gewitter los, so daß wie in der homerischen Schlacht der Götter und Menschen der Aufruhr der Erde mit dem des Himmels wetteiferte.

Drei Tage später rückten wir wieder nach Combles ab, wo ich mit meinem Zug vier kleinere Keller bezog. Diese Keller waren aus Kreideblöcken aufgeführt, schmal, lang und tonnenförmig gewölbt; sie versprachen Sicherheit. Sie schienen einem Winzer gehört zu haben — so wenigstens erklärte ich mir die Tatsache, daß sie mit kleinen, in die Mauer gebrochenen Kaminen ausgestattet waren. Nachdem ich Posten ausgestellt hatte, streckten wir uns auf die zahlreichen Matratzen aus, die unsere Vorgänger hier zusammengetragen hatten.

Am ersten Morgen war es verhältnismäßig ruhig; ich machte daher einen kleinen Spaziergang durch die verwüsteten Gärten und plünderte mit köstlichen Pfirsichen behangene Spaliere. Auf meinen Irrgängen geriet ich in ein von hohen Hecken umschlossenes Haus, das ein Liebhaber schöner alter Dinge bewohnt haben mußte. An den Wänden der Zimmer hingen eine Sammlung bemalter Teller, Weihwasserbecken, Kupferstiche und holzgeschnitzte Heiligenbilder. In großen Schränken stapelte altes Porzellan, zierliche Lederbände waren auf den Boden geschleudert, darunter eine köstliche alte Ausgabe des Don Quijote. Alle diese Schätze lagen dem Verderben preis. Gern hätte ich mir ein Andenken mitgenommen, allein es ging mir wie Robinson mit dem Goldklumpen; diese Dinge waren hier nichts wert. So verkamen in einer Manufaktur große Ballen der herrlichsten Seidenstoffe, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Wenn man an den glühenden Riegel bei Fregicourt-Ferme dachte, der diese Landschaft verschloß, verzichtete man gern auf jedes überflüssige Gepäck.

Als ich meine Behausung erreichte, hatten die Leute, von einem ähnlichen Erkundungszuge durch die Gärten

zurückgekehrt, aus Fleischkonserven, Kartoffeln, Erbsen, Mohren, Artischocken und vielerlei Grünkram eine Suppe gebraut, in der der Löffel stehenblieb. Während des Essens schlug eine Granate ins Haus und drei in die Nähe, ohne uns weiter zu stören. Wir waren durch die Überfülle der Eindrücke schon zu sehr abgestumpft. In dem Hause mußte sich Blutiges zugetragen haben, denn auf einem Schuttberg im Mittelzimmer erhob sich ein rohgeschnitztes Kreuz mit einer Reihe ins Holz gegrabener Namen. Am nächsten Mittag holte ich mir aus dem Hause des Porzellansammlers einen Band der illustrierten Beilagen des »Petit Journal«; dann setzte ich mich in ein erhaltenes Zimmer, entzündete im Kamin aus Möbelstücken ein Feuerchen und begann zu lesen. Ich mußte häufig den Kopf schütteln, denn mir waren die zur Zeit der Faschoda-Affäre gedruckten Nummern in die Hände geraten. Während dieser Lektüre umkrachten in regelmäßigen Abständen die vier Einschläge unser Haus. Ungefähr um sieben Uhr hatte ich die letzte Seite umgeblättert und ging in den Vorraum vor dem Eingang des Kellers, wo die Männer an einem kleinen Herde das Abendessen bereiteten.

Kaum stand ich zwischen ihnen, gab es vor der Haustür einen scharfen Knall, und im selben Augenblick spürte ich einen starken Schlag gegen den linken Unterschenkel. Mit dem uralten Kriegerruf: »Ich habe einen weg!« sprang ich, meine Shagpfeife im Munde, die Kellertreppe hinab.

Rasch wurde ein Licht entzündet und der Fall untersucht. Ich ließ mir, wie stets in solchen Lagen, zunächst Bericht erstatten, während ich an die Decke blickte, denn man selbst sieht nicht gern hin. In der Wickelgamasche klaffte ein gezacktes Loch, aus dem ein feiner Blutstrahl auf den Boden sprang. Auf der anderen Seite erhob sich der rundliche Wulst einer unter der Haut liegenden Schrapnellkugel.

Die Diagnose war also einfach — ein typischer Heimat-

schuß: nicht zu leicht und nicht zu schwer. Das war allerdings die letzte Gelegenheit, sich »ankratzen« zu lassen, wenn man den Anschluß nach Deutschland nicht verpassen wollte. Der Treffer hatte etwas Ausgeklügeltes, denn das Schrapnell war jenseits der Ziegelmauer, die unseren Hof umschloß, auf dem Boden explodiert. In diese Mauer .hatte eine Granate ein rundes Fenster gebrochen, vor dem ein Oleanderkübel stand. Meine Kugel war also erst durch das Granatloch, dann durch das Oleanderlaub geflogen, hatte den Hof und die Haustür durchquert und sich im Flur unter den vielen Beinen, die dort zusammenstanden, das meine ausgesucht.

Nachdem mir die Kameraden einen flüchtigen Verband angelegt hatten, trugen sie mich über die beschossene Straße in die Katakomben und legten mich gleich auf den Operationstisch. Während mir der herbeigeeilte Leutnant Wetje den Kopf hielt, schnitt mir unser Oberstabsarzt mit Messer und Schere die Schrapnellkugel heraus, wobei er mich beglückwünschte, denn das Blei war scharf zwischen Schien- und Wadenbein hindurchgefahren, ohne einen Knochen zu verletzen. »Habent sua fata libelli et balli«, meinte der alte Korpsstudent, indem er mich einem Sanitäter zum Verbinden überließ.

Während ich bis zum Einbruch der Dunkelheit auf einer Bahre in einer Nische der Katakomben lag, kamen zu meiner Freude viele meiner Leute, um Abschied von mir zu nehmen. Schweres stand ihnen bevor. Auch mein verehrter Oberst von Oppen besuchte mich für kurze Zeit.

Am Abend wurde ich mit anderen Verwundeten an den Ortsausgang getragen und dort in einen Sanitätswagen geladen. Ohne auf das Geschrei der Insassen zu achten, raste der Fahrer auf der bei Fregicourt-Ferme wie immer unter starkem Feuer liegenden Straße über Trichter und andere Hindernisse hinweg und gab uns endlich an ein Auto weiter, das uns in der Kirche des Dorfes Fins ablieferte. Der

Fahrzeugwechsel vollzog sich mitten in der Nacht bei einer einsamen Häusergruppe, in der ein Arzt die Verbände prüfte und über unser Verbleiben entschied Halb im Fieber hatte ich den Eindruck eines noch jungen Mannes mit vollkommen weißen Haaren, der sich mit unglaublicher Behutsamkeit mit den Wunden beschäftigte.

Die Kirche von Fins war mit Hunderten von Verwundeten belegt. Eine Krankenschwester erzählte mir, daß in den letzten Wochen mehr als dreißigtausend an diesem Ort verpflegt und verbunden worden seien. Vor solchen Zahlen kam ich mir mit meinem armseligen Beinschuß recht unbedeutend vor.

Von Fins wurde ich mit vier anderen Offizieren in ein kleines Lazarett gebracht, das in einem Bürgerhause von Saint-Quentin eingerichtet war. Als wir ausgeladen wurden, zitterten alle Fensterscheiben der Stadt; es war gerade um die Stunde, in der unter höchstem Aufgebot aller Artilleriekräfte die Engländer Guillemont eroberten.

Als die Bahre neben mir aus dem Wagen gehoben wurde, hörte ich eine jener tonlosen Stimmen, die man nicht vergißt:
»Bitte gleich zum Arzt - - ich bin sehr krank - - ich
habe eine Gasphlegmone.«

Mit diesem Namen wurde eine furchtbare Form der Blutvergiftung bezeichnet, die zuweilen im Anschluß an Verwundungen das Leben zerstört.

Ich wurde in ein Zimmer getragen, in dem zwölf Betten so dicht nebeneinanderstanden, daß man den Eindruck eines ganz mit schneeweißen Kissen ausgefüllten Raumes gewann. Die Verwundungen waren meist schwer, und es herrschte ein Trubel, an dem ich im Fieber traumhaften Anteil nahm. So sprang bald nach meiner Ankunft ein junger Mensch, dem ein Verband turbanartig um den Kopf gewunden war, aus seinem Bett in die Höhe und hielt eine Ansprache. Ich glaubte an einen sonderbaren Scherz,

allein man sah ihn ebenso plötzlich zusammenbrechen, wie er aufgesprungen war. Sein Bett wurde unter beklommenem Schweigen durch eine kleine dunkle Tür hinausgerollt.

Neben mir lag ein Pionieroffizier. Er war im Graben auf einen Sprengkörper getreten, der bei der Berührung eine lange Stichflamme ausgespien hatte. Man hatte über seinen durch die Flamme verstümmelten Fuß eine durchsichtige Gazeglocke gestellt. Er war übrigens guter Laune und froh, in mir einen Zuhörer gefunden zu haben. Links neben mir wurde ein blutjunger Fähnrich mit Rotwein und Eigelb gefüttert; er hatte den letzten Grad der Auszehrung erreicht, den man sich vorstellen kann. Wenn die Schwester sein Bett machen wollte, hob sie ihn wie eine Feder empor; man sah unter seiner Haut alle Knochen, die der Mensch im Leibe trägt. Als die Schwester ihn am Abend fragte, ob er seinen Eltern nicht einen netten Brief schreiben wolle, ahnte ich, was die Uhr geschlagen hatte, und wirklich wurde noch in der Nacht auch sein Bett durch die dunkle Tür in das Sterbezimmer gerollt.

Bereits am nächsten Mittag lag ich in einem Lazarettzug, der mich nach Gera brachte, wo ich im Garnisonlazarett eine vorzügliche Pflege fand. Schon nach einer Woche schwärmte ich des Abends aus, mußte allerdings aufpassen, daß ich dem Chefarzt nicht begegnete.

Hier zeichnete ich auch die dreitausend Mark, die ich damals besaß, als Kriegsanleihe, um sie niemals wiederzusehen. Als ich die Bogen in den Händen hielt, fiel mir das schöne Feuerwerk ein, das auf die verkehrte Leuchtkugel hin losgegangen war — ein Schauspiel, das gewiß nicht unter einer Million zu haben war.

Wir kehren noch einmal in den furchtbaren Hohlweg zurück, um den letzten Akt zu betrachten, der ein solches Drama beschließt, und halten uns dabei an die Berichte

der wenigen überlebenden Verwundeten, vor allem an den meines Gefechtsläufers Otto Schmidt.

Nach meiner Verwundung übernahm mein Stellvertreter, der Feldwebel Heistermann, den Zug, um ihn wenige Minuten später in das Trichterfeld bei Guillemont vorzuführen. Bis auf vereinzelte Leute, die noch während des Anmarsches getroffen wurden und, soweit sie gehen konnten, nach Combles zurückkehrten, verschwand die Mannschaft spurlos in den feurigen Labyrinthen der Schlacht.

Der Zug richtete sich nach der Ablösung wieder in den wohlbekannten Fuchslöchern ein. Die Lücke am rechten Flügel hatte sich in der Zwischenzeit durch das unausgesetzte Vernichtungsfeuer so verbreitert, daß sie unübersehbar geworden war. Auch am linken Flügel waren Löcher entstanden, so daß die Stellung einer durch mächtige Feuerströme eingeschlossenen Insel glich. Aus ähnlichen, größeren und kleineren, immer mehr zusammenschmelzenden Inseln bestand der Abschnitt im weiteren Sinne überhaupt. Der Angriff fand ein Netz vor, dessen Maschen zu weit geworden waren, als daß es ihn noch hätte einfangen können.

So verging unter wachsender Unruhe die Nacht. Gegen Morgen erschien eine zwei Mann starke Streife des Regiments 76, die nach unendlichen Mühen sich durchgetastet hatte. Sie verschwand gleich wieder im Feuermeer und mit ihr die letzte Verbindung mit der Außenwelt. Immer heftiger griff das Feuer auf den rechten Flügel herüber und vergrößerte langsam die Lücke, indem es ein Widerstandsnest nach dem anderen aus der Linie brach.

Gegen sechs Uhr morgens wollte Schmidt, um zu frühstücken, nach dem Kochgeschirr greifen, das er vor unserem alten Fuchsloch aufbewahrt hatte, allein es fand sich nur noch ein plattgewalztes, durchlöchertes Stück Aluminiumblech vor. Bald setzte die Beschießung wieder ein und

begann sich zu einer Wucht zu steigern, die als untrügliches Zeichen eines nahen Angriffs angesehen werden mußte. Flugzeuge tauchten auf und begannen, wie niederstoßende Geier, dicht über dem Boden ihre Kreise zu ziehen.

Heistermann und Schmidt, die beiden einzigen Bewohner der winzigen Erdhöhle, die so lange wie durch ein Wunder standgehalten hatte, wußten, daß der Augenblick gekommen war, sich fertigzumachen. Als sie in den mit Rauch und Staub erfüllten Hohlweg hinaustraten, sahen sie sich in völliger Einsamkeit. Das Feuer hatte im Laufe der Nacht die letzten spärlichen Deckungen, die sich zwischen ihnen und dem rechten Flügel befanden, eingeebnet und die Insassen unter den einstürzenden Erdmassen verschüttet. Aber auch zu ihrer linken Hand zeigte sich der Rand des Hohlweges von Verteidigern entblößt. Der Überrest der Besatzung, darunter die Mannschaft eines Maschinengewehrs, hatte sich in einen engen, nur mit Brettern und einer dünnen Erdschicht abgedeckten Unterstand zusammengezogen, der mit zwei Eingängen ungefähr in der Mitte des Hohlwegs in die rückwärtige Böschung gegraben war. Diese letzte Zuflucht suchten auch Heistermann und Schmidt zu erreichen. Auf dem Wege dorthin verschwand jedoch auch der Feldwebel, der gerade an diesem Tage Geburtstag hatte. Er blieb hinter einer Biegung zurück und wurde nie mehr gesehen.

Der einzige Mensch, der dann noch von rechts bei der kleinen Unterstandsgruppe erschien, war ein Gefreiter mit verbundenem Gesicht, der sich plötzlich den Verband herunterriß, um Männer und Waffen mit einem Schwall von Blut zu übersprudeln und sich zum Sterben niederzulegen. Während dieser Zeit war die Mächtigkeit des Feuers noch ununterbrochen im Wachsen; jeden Augenblick mußte in dem überfüllten Unterstand, in dem längst kein Wort mehr gesprochen wurde, mit einem Treffer gerechnet werden.

Weiter links hatten sich noch einige Leute des dritten Zuges in ihre Trichter verbissen, wie ja überhaupt die Stellung von rechts, von der ehemaligen Lücke her, die nun längst zu einem unübersehbaren Dammbruch angewachsen war, zermalmt wurde. Diese Leute müssen auch die ersten gewesen sein, welche die nun nach einem allerletzten, zusammengefaßten Feuerschlage eindringenden englischen Stoßtrupps wahrnahmen. Jedenfalls wurde die Besatzung zuerst durch ein links von ihr erschallendes, den Gegner ankündigendes Geschrei alarmiert.

Schmidt, der den Unterstand als letzter erreicht hatte und daher dem Ausgang am nächsten saß, tauchte als erster im Hohlweg auf. Er sprang in den spritzenden Kegel einer Granate hinein. Durch die sich verziehende Wolke erblickte er nun auch bereits rechts, gerade an der Stelle des alten Fuchsloches, das uns so treulich beschirmt hatte, kauernde khakifarbene Gestalten. Im gleichen Augenblick brach der Gegner in dichten Gruppen in den linken Teil der Stellung ein. Was sich jenseits der vorderen Böschung abspielte, war wegen der Tiefe des Hohlweges nicht einzusehen.

In dieser verzweifelten Lage stürzten die nächsten Insassen des Unterstandes, vor allem der Feldwebel Sievers, mit einem noch intakten Maschinengewehr und dessen Richtschützen heraus. In Sekunden war die Waffe auf der Sohle des Hohlwegs in Stellung gebracht und der Gegner zur Rechten aufs Korn genommen. Aber während der Richtschütze bereits die Faust am Gurt und den Finger am Ladehebel hatte, rollten über die vordere Böschung englische Handgranaten herab. Die beiden Schützen brachen, ohne einen Schuß aus dem Lauf bekommen zu haben, neben ihrer Waffe zusammen. Wer sonst noch aus dem Unterstand sprang, wurde bereits mit Gewehrschüssen empfangen, so daß sich in wenigen Augenblicken um jeden der beiden Eingänge ein weiter Kranz von Gefallenen legte.

Auch Schmidt wurde schon durch die erste Handgranatensalve zu Boden gestreckt. Ein Splitter traf ihn am Kopf, andere rissen ihm drei Finger auf. Er blieb mit gegen den Boden gepreßtem Gesicht in der Nähe des Unterstandes liegen, der noch längere Zeit ein lebhaftes Gewehr- und Handgranatenfeuer auf sich zog.

Endlich wurde es still; der Engländer nahm auch diesen Teil der Stellung in Besitz. Schmidt, vielleicht die letzte lebende Seele im Hohlweg selbst, hörte Schritte, die die Annäherung der Angreifer ankündigten. Gleich darauf ertönten dicht über dem Boden hallende Gewehrschüsse und Explosionen von Sprengladungen und Gasbomben, mit denen der Unterstand ausgeräuchert wurde. Trotzdem krochen gegen Abend aus ihm noch einige Überlebende hervor, die sich in einem geschützten Winkel verborgen hatten. Aus ihnen setzten sich wohl die Grüppchen Gefangener zusammen, die den Sturmtruppen in die Hände fielen. Sie wurden von englischen Krankenträgern aufgelesen und zurückgebracht.

Bald darauf fiel auch Combles, nachdem der Sack bei Fregicourt-Ferme zugeschnürt worden war. Seine letzten Verteidiger, die sich während des Feuers in den Katakomben aufgehalten hatten, wurden im Kampf um die Trümmer der Kirche niedergemacht.

Dann wurde es still in dieser Gegend, bis wir sie im Frühjahr 1918 wiedereroberten.

Am Saint-Pierre-Vaast

Nachdem ich vierzehn Tage im Lazarett und ebenso viele auf Urlaub verbracht hatte, begab ich mich wieder zum Regiment, das bei Deuxnouds, ganz nahe der uns wohlbekannten Grande Tranchee, in Stellung lag. Es blieb nach meiner Ankunft nur zwei Tage dort und die gleiche Zeit in

dem altertümlichen Bergnest Hattonchätel. Dann dampften wir vom Bahnhof Mars-la-Tour wieder in Richtung auf das Sommegebiet ab.

Wir wurden in Bohain ausgeladen und in Brancourt untergebracht. Diese Gegend, die wir später noch oft berührten, wird von Ackerbauern bewohnt, doch ist fast in jedem Hause ein Webstuhl aufgestellt.

Ich war bei einem Ehepaar einquartiert, das eine recht hübsche Tochter besaß. Wir teilten die beiden Räume, aus denen das Häuschen bestand, und ich mußte abends durch das Familienschlafzimmer hindurch.

Der Vater bat mich gleich am ersten Tage, ihm eine Anklageschrift an den Ortskommandanten aufzusetzen, da ihn ein Nachbar an der Kehle gepackt, geprügelt und unter dem Rufe »Demande pardon!« mit dem Tode bedroht hätte.

Als ich eines Morgens mein Zimmer verlassen wollte, um zum Dienst zu gehen, drückte die Tochter von außen die Türe zu. Ich hielt das für einen ihrer Scherze und stemmte mich auch von meiner Seite kräftig gegen die Tür, die sich unter unserem gemeinsamen Druck aus den Angeln hob, so daß wir mit ihr im Zimmer umherwanderten. Plötzlich fiel die Scheidewand, und die Schöne stand zu unser beider Verlegenheit und zur großen Heiterkeit ihrer Mutter im Evakostüm da.

Niemals habe ich jemand mit so großer Zungengeläufigkeit schimpfen hören wie diese Rose von Brancourt auf die Anschuldigung einer Nachbarin hin, in einer gewissen Straße von Saint-Quentin Pensionärin gewesen zu sein. »Ah, cette plure, cette pomme de terre pourrie, jetee sur un furnier, c'est la creme de la creme pourrie«, sprudelte sie hervor, während sie mit krallenartig vorgestreckten Händen durch das Zimmer raste, ohne ein Opfer für ihre Wut finden zu können.

Es ging in diesem Nest überhaupt recht landsknechts-

mäßig zu. Eines Abends wollte ich noch einen Kameraden aufsuchen, der bei dieser besagten Nachbarin, einer derb-flämischen Schönheit, Madame Louise genannt, einquartiert war. Ich ging gleich durch die Gärten und sah durch ein kleines Fenster Madame Louise am Tische sitzen und sich noch an einer großen Kanne Kaffee gütlich tun. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Inhaber dieses gemütlichen Quartiers trat wie ein Nachtwandler und zu meinem Erstaunen auch nicht reichlicher bekleidet als ein solcher ins Zimmer herein. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er die Kanne und goß sich zielsicher durch die Tülle eine gehörige Portion Kaffee in den Mund. Dann schritt er ebenso wortlos wieder hinaus. Da ich fühlte, daß ich ein solches Idyll nur stören könnte, schlich ich mich leise wieder davon.

Es herrschte ein lockerer Zug in dieser Gegend, der in seltsamem Kontrast zu ihrem ländlichen Charakter stand. Das hing wohl mit der Weberei zusammen, denn in Städten und Landschaften, in denen die Spindel herrscht, wird man immer einen ganz anderen Geist antreffen als etwa in solchen, in denen geschmiedet wird.

Da wir kompanieweise auf die einzelnen Ortschaften verteilt waren, bildeten wir abends nur einen kleinen Kreis. Unsere Gesellschaft bestand gewöhnlich aus Leutnant Boje, der die zweite Kompanie führte, Leutnant Heilmann, einem grimmigen Krieger, dem ein Auge ausgeschossen war, Fähnrich Gornick, der später zu den Parisfliegern ging, und mir. Allabendlich speisten wir Salzkartoffeln mit Büchsengulasch, dann kamen die Karten und einige Flaschen »Polnischer Reiter« oder »Grüne Pomeranzen« auf den Tisch. Hier führte vor allem Heilmann das Wort, der zu den Menschen gehörte, denen nichts imponieren kann. Er wohnte in einem der zweitschönsten Quartiere, wurde am zweitschwersten verwundet oder nahm an einer der zweitgrößten Beerdigungen teil. Nur seine Hei-

mat Oberschlesien machte eine Ausnahme, denn sie besaß das größte Dorf, den größten Güterbahnhof und den tiefsten Schacht der Welt.

Für den bevorstehenden Einsatz war ich als Spähoffizier bestimmt und stand mit einem Trupp von zwei Unteroffizieren und vier Mann der Division zur Verfügung. Solche Sonderaufträge behagten mir wenig, denn ich fühlte mich in meiner Kompanie wie in einer Familie, und nur ungern verließ ich sie vor einer Schlacht.

Am 8. November fuhr das Bataillon bei strömendem Regen nach dem von der Bevölkerung verlassenen Dorfe Gonnelieu. Von dort wurde der Spähtrupp nach Liera-mont abkommandiert und dem Nachrichtenoffizier der Division, Rittmeister Böckelmann, unterstellt. Der Rittmeister bewohnte mit uns vier Spähtruppführern, zwei Beobachtungsoffizieren und seinem Adjutanten das geräumige Pfarrhaus, dessen Zimmer wir unter uns aufteilten. An einem der ersten Abende entspann sich in der Bibliothek ein langes Gespräch über das deutsche Friedensangebot, das gerade bekanntgegeben war. Böckelmann beendete es mit dem Satze, daß es jedem Soldaten während eines Krieges verboten sein müsse, das Wort Frieden überhaupt nur auszusprechen.

Unsere Vorgänger machten uns mit der Stellung der Division vertraut. Wir mußten uns jede Nacht nach vorn begeben. Unsere Aufgabe bestand darin, die jeweilige Lage zu erkunden, die Anschlüsse zu prüfen und uns überall ins Bild zu setzen, um im Notfall Truppen einweisen und Sonderaufträge ausführen zu können. Der mir als Arbeitsgebiet zugewiesene Abschnitt lag links vom Saint-Pierre-Vaast-Wald, unmittelbar vor dem »Namenlosen Wald«.

Die nächtliche Landschaft war schlammig und wüst, oft von schweren Feuerstößen durchdröhnt. Häufig stiegen gelbe Raketen auf, die in der Luft zersprangen und einen

Feuerregen niederrieseln ließen, dessen Farbe mich an den Ton einer Bratsche erinnerte.

Gleich in der ersten Nacht verirrte ich mich bei völliger Dunkelheit in den Sümpfen des Tortillebachs, in denen ich fast ertrunken wäre. Es gab hier unergründliche Stellen; erst in der Nacht vorher war ein bespannter Munitionswagen spurlos in einem riesigen Granattrichter verschwunden, der unter dem Schlammspiegel verborgen war.

Nachdem ich dieser Wildnis entronnen war, suchte ich mich zum Namenlosen Walde vorzutasten, in dessen Umgebung ein schwaches, aber ununterbrochenes Granatfeuer lag. Ziemlich sorglos schritt ich darauf zu, denn der matte Klang der Einschläge ließ mich vermuten, daß dort der Engländer seine Ladenhüter verpulverte. Plötzlich aber trug ein kleiner Windstoß einen süßlichen Zwiebelgeruch heran, zugleich hörte ich im Walde eine Reihe von Stimmen: »Gas, Gas, Gas!« Dieser Ruf klang aus der Entfernung eigenartig fein und klagend, so wie man etwa ein Grillenzirpen hört.

Wie ich am nächsten Morgen erfuhr, erlitten um diese Stunde in dem Walde, in dessen Unterholz die schweren Phosgenwolken mit Zähigkeit hafteten, viele der unseren den Vergiftungstod.

Mit tränenden Augen stolperte ich zum Vaux-Wald zurück, indem ich, durch die beschlagenen Fenster der Gasmaske geblendet, aus einem Trichter in den anderen stürzte. Diese Nacht war, mit der Weite und Unwirtlichkeit ihrer Räume, von gespenstischer Einsamkeit. Wenn ich in dieser Finsternis auf Posten oder umherirrende Versprengte stieß, hatte ich das eisige Gefühl, daß ich mich nicht mehr mit Menschen, sondern mit Dämonen unterhielt. Man schweifte wie auf einem riesigen Schuttplatz jenseits der Ränder der bekannten Welt.

Am 12. November tat ich, auf besseres Glück hoffend, mit dem Auftrag, die Anschlüsse in der Trichterstellung zu

prüfen, meinen zweiten Gang nach vorn. Entlang einer in Erdlöchern verborgenen Kette von Relaisposten strebte ich meinem Ziele zu.

Die Trichterstellung trug ihren Namen zu Recht. Auf einem Höhenrücken vor dem Dorfe Rancourt waren zahllose Krater verstreut und hier und dort von einigen Leuten besetzt. Die dunkle Fläche, über der sich pfeifend die Geschosse kreuzten, war öde und beängstigend.

Nach einiger Zeit verlor ich den Anschluß an die Trichterkette und ging zurück, um nicht den Franzosen in die Hände zu laufen. Ich stieß dabei auf einen bekannten Offizier vom Regiment 164, der mich warnte, in der anbrechenden Dämmerung noch länger zu verweilen. Eilig durchschritt ich daher den Namenlosen Wald und stolperte durch tiefe Trichter, über entwurzelte Bäume und ein fast undurchdringliches Gewirr herabgeschlagener Äste.

Als ich aus dem Waldrande trat, war es hell geworden. Das Trichterfeld dehnte sich ohne eine Spur von Leben vor mir aus. Ich stutzte, weil im Kriege menschenleere Flächen stets verdächtig sind.

Plötzlich fiel ein von einem unsichtbaren Schützen abgefeuerter Schuß, der mich an beiden Beinen traf. Ich warf mich in den nächsten Trichter und verband die Wunden mit meinem Taschentuch, da ich meine Verbandpäckchen natürlich wieder vergessen hatte. Ein Geschoß hatte die rechte Wade durchbohrt und die linke gestreift.

Mit äußerster Vorsicht kroch ich in den Wald zurück und humpelte von dort durch das schwerbeschossene Gelände dem Verbandplatz zu.

Kurz davor erlebte ich wieder ein Beispiel dafür, wie kleine Umstände das Glück im Kriege ausmachen. Ungefähr hundert Meter vor einer Straßenkreuzung, der ich zustrebte, rief mich der Führer einer schanzenden Abteilung an, mit dem ich in der neunten Kompanie zusammengewesen war. Kaum hatten wir eine Minute gesprochen, als

mitten auf der Kreuzung eine Granate krepierte, der ich ohne diese Begegnung wahrscheinlich zum Opfer gefallen wäre. Derartiges sieht man nicht als Zufall an.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurde ich bis Nurlu auf einer Bahre getragen. Von dort holte mich der Rittmeister mit einem Auto ab. Auf der von feindlichen Scheinwerfern bestrahlten Landstraße zog der Führer plötzlich die Bremse an. Ein dunkles Hindernis sperrte den Weg. »Sehen Sie nicht hin!« sagte mir Böckelmann, der mich im Arme hielt. Es war eine Infanteriegruppe mit ihrem Führer, die soeben einem Volltreffer zum Opfer gefallen war. Die Kameraden lagen im Tode wie friedliche Schläfer vereint.

Im Pfarrhaus nahm ich noch am Abendessen teil, wenigstens insofern, als ich im gemeinsamen Zimmer auf ein Sofa gebettet wurde und mir ein Glas Rotwein munden ließ. Diese Gemütlichkeit wurde aber bald dadurch gestört, daß Lieramont seinen Abendsegen erhielt. Ortsbeschießungen sind besonders unangenehm, und so siedelten wir denn eilig in den Keller über, nachdem wir einige Male dem zischenden Gesang der eisernen Boten gelauscht hatten, der krachend in den Gärten oder im Gebälk der Häuser endete.

Ich wurde als erster in eine Decke gerollt und nach unten geschleppt. Noch in derselben Nacht kam ich dann in das Feldlazarett Villeret und von dort zum Kriegslazarett Valenciennes.

Das Kriegslazarett war nahe dem Bahnhof im Gymnasium eingerichtet und beherbergte über vierhundert Schwerverwundete. Tag für Tag verließ unter dumpfem Trommelschlag ein Leichenzug das große Portal. In dem weiten Operationssaal verdichtete sich der ganze Jammer des Krieges. An einer Reihe von Operationstischen walteten die Ärzte ihres blutigen Handwerkes. Hier wurde ein Glied abgeteilt, dort ein Schädel aufgemeißelt oder ein festgewachsener Verband gelöst. Wimmern und Schmer-

zensschreie hallten durch den von mitleidlosem Licht durchfluteten Raum, während weißgekleidete Schwestern geschäftig mit Instrumenten oder Verbandzeug von einem Tisch zum anderen eilten.

Neben meinem Bett lag ein Feldwebel, der ein Bein verloren hatte, mit einer schweren Blutvergiftung im Kampf. Wirre Hitzeschauer wechselten mit Schüttelfrösten ab, und die Fieberkurve machte Sprünge wie ein durchgehendes Pferd. Die Ärzte suchten das Leben mit Sekt und Kampfer zu unterstützen, aber immer deutlicher neigte sich die Waagschale dem Tode zu. Merkwürdig war, daß er, der die letzten Tage eigentlich bereits von uns abwesend gewesen war, in der Stunde seines Todes die volle Klarheit wiederfand und noch einige Vorbereitungen traf. So ließ er sich von der Schwester sein Lieblingskapitel aus der Bibel vorlesen, dann verabschiedete er sich von uns allen, indem er uns um Entschuldigung bat, daß er uns durch seine Fieberanfälle so oft des Nachts in der Ruhe gestört habe. Endlich flüsterte er mit einer Stimme, der er noch einen scherzhaften Klang zu geben suchte: »Haben S' nit noch a bisserl Brot, Fritz?« und war in wenigen Minuten tot. Dieser letzte Satz bezog sich auf unseren Krankenpfleger Fritz, einen älteren Mann, dessen Dialekt wir nachzuahmen pflegten, und er erschütterte uns, weil in ihm eine Absicht des Sterbenden, uns aufzuheitern, zum Ausdruck kam.

Während dieses Aufenthaltes litt ich unter einem Anfall von Trübsinn, zu dem wohl auch die Erinnerung an die kalte Urschlammlandschaft beitrug, in der ich verwundet worden war. Jeden Nachmittag humpelte ich an den Ufern eines öden Kanals zwischen entlaubten Pappeln entlang. Besonders bedrückte mich, daß ich an dem Sturm meines Regiments auf den Saint-Pierre-Vaast-Wald nicht hatte teilnehmen können — einer glänzenden Waffentat, die Hunderte von Gefangenen in unsere Hand gebracht hatte.

Sowie sich nach vierzehn Tagen die Wunden halbwegs geschlossen hatten, kehrte ich zur Truppe zurück. Die Division hielt noch dieselbe Stellung, in der ich sie nach meiner Verwundung verlassen hatte. Als mein Zug in Epehy einrollte, ertönte draußen eine Reihe von Einschlägen. Verbeulte Trümmer von Güterwagen, die neben den Gleisen umherlagen, verrieten, daß hier nicht gespaßt wurde.

»Was ist denn hier los?« fragte ein mir gegenübersitzender Hauptmann, der anscheinend frisch aus der Heimat verfrachtet war. Ohne mich mit einer Antwort aufzuhalten, riß ich die Tür des Abteils auf und nahm hinter dem Bahndamm Deckung, während der Zug noch ein Stück weiterfuhr. Zum Glück waren diese Einschläge die letzten. Von den Reisenden war niemand getroffen; nur einige blutende Pferde wurden aus dem Viehwagen geführt.

Da ich noch nicht gut marschieren konnte, wurde mir der Posten eines Beobachtungsoffiziers übertragen. Die Beobachtungsstelle lag an dem abfallenden Hang zwischen Nurlu und Moislains. Sie bestand aus einem eingebauten Scherenfernrohr, durch das ich die mir wohlbekannte vordere Linie beobachtete. Bei stärkerem Feuer, bunten Leuchtkugeln oder besonderen Ereignissen war die Division telefonisch zu benachrichtigen. Tagelang hockte ich frierend auf einem Stühlchen hinter dem Doppelglase im Novembernebel und verschaffte mir höchstens durch eine Leitungsprobe eine dürftige Abwechslung. War der Draht zerschossen, so mußte ich ihn durch meinen Störungstrupp flicken lassen. Ich entdeckte in diesen Leuten, deren Tätigkeit mir bisher im Kampfgelände kaum aufgefallen war, eine besondere Art von unbekannten Arbeitern im tödlichen Raum. Während jeder andere sich gemeinhin beeilte, den Zonen des Beschusses auszuweichen, strebte der Störungstrupp unverzüglich und berufsmäßig auf sie zu. Bei Tag und Nacht suchte er die vom Einschlage noch warmen Trichter auf, um zwei Drahtenden wieder zusam-

menzuflechten; diese Tätigkeit war ebenso gefährlich wie unscheinbar.

Der Beobachtungsstand war unauffällig in das Gelände gebaut. Von außen war nur ein schmaler Schlitz zu sehen, der sich halb unter einer Graskuppe verbarg. So kamen nur Zufallstreffer in die Nähe, und ich konnte aus dem sicheren Versteck bequem das Benehmen der einzelnen Leute und kleinen Abteilungen verfolgen, auf das man weniger achtet, wenn man selbst den beschossenen Raum durchquert. Die Landschaft glich zuweilen, vor allem in den Stunden der Dämmerung, einer großen Steppe, die von Tieren bevölkert ist. Besonders, wenn auf in regelmäßigen Abständen beschossene Punkte immer wieder neue Ankömmlinge zustrebten, um sich dann plötzlich zu Boden zu werfen und in höchster Geschwindigkeit davonzueilen, drängte sich der Vergleich mit einer bösartigen Naturlandschaft auf. Der Eindruck war wohl deshalb so stark, weil ich gleichsam als ein vorgeschobenes Sinnesorgan der Führung die Vorgänge in aller Ruhe betrachtete. Ich hatte eigentlich weiter nichts zu tun, als die Stunde des Angriffs abzuwarten.

Nach je vierundzwanzig Stunden löste mich ein anderer Offizier ab, und ich erholte mich im nahen Nurlu, wo in einem großen Weinkeller ein verhältnismäßig bequemes Quartier eingerichtet war. Ich erinnere mich noch manchmal der langen, nachdenklichen Novemberabende, die ich, meine Pfeife rauchend, einsam vor dem Kamin des kleinen tonnenförmigen Gewölbes verbrachte, während draußen im verwüsteten Park der Nebel von den kahlen Kastanienbäumen tropfte und zuweilen ein widerhallender Einschlag die Stille unterbrach.

Am 18. Dezember wurde die Division abgelöst, und ich stieß wieder zum Regiment, das im Dorfe Fresnoy-le-Grand in Ruhe lag. Dort übernahm ich für den beurlaubten Leutnant Boje die Führung der zweiten Kompanie. In

Fresnoy hatte das Regiment vier Wochen ungestörter Ruhe, und jeder bemühte sich, davon soviel wie möglich zu genießen. Weihnachten und Neujahr wurden durch Kompaniefeste gefeiert, bei denen Bier und Grog in Strömen flössen. Es waren gerade noch fünf Mann in der zweiten Kompanie, die das vorige Weihnachtsfest mit mir zusammen in den Schützengräben von Monchy gefeiert hatten.

Ich bewohnte mit dem Fähnrich Gornick und meinem Bruder Fritz, der als Fahnenjunker für sechs Wochen zum Regiment gekommen war, den Salon und zwei Schlafzimmer eines französischen Kleinrentners. Hier taute ich wieder etwas auf und kam häufig erst in der Frühe nach Haus.

Eines Morgens, als ich noch schlaftrunken im Bette lag, trat ein Kamerad zu mir ins Zimmer, um mich zum Dienst abzuholen. Während wir noch etwas plauderten, spielte er an meiner Pistole herum, die wie gewöhnlich auf dem Nachttisch lag, und jagte mir dabei eine Kugel dicht am Schädel vorbei. Ich habe im Krieg eine Reihe von tödlichen Verletzungen durch unvorsichtigen Waffengebrauch miterlebt; solche Zufälle sind besonders ärgerlich.

In der ersten Woche fand eine Besichtigung durch den General Sontag statt, bei der das Regiment für seine Leistungen beim Sturm auf den Saint-Pierre-Vaast-Wald gerühmt und mit zahlreichen Auszeichnungen bedacht wurde. Als ich die zweite Kompanie im Parademarsch vorführte, glaubte ich zu bemerken, daß Oberst von Oppen dem General über mich berichtete. Einige Stunden später wurde ich in das Stabsquartier befohlen, wo mir der General das Eiserne Kreuz Erster Klasse überreichte. Ich war um so mehr erfreut, als ich eigentlich in der heimlichen Erwartung irgendeines Anpfiffes dem Befehl nachgekommen war. »Sie pflegen öfters verwundet zu werden«, begrüßte mich jedoch der General, »ich habe daher an ein Pflaster für Sie gedacht.«

Am 17. Januar 1917 wurde ich von Fresnoy für vier Wo-

chen auf den Truppenübungsplatz Sissonne bei Laon zu einem Kompanieführerkurs kommandiert. Der Dienst wurde uns durch den Leiter unserer Abteilung, Hauptmann Funk, sehr angenehm gemacht. Er besaß das Talent, die große Fülle der Vorschriften aus wenigen Grundregeln abzuleiten; durch diese Methode wird man immer gefördert, auf welchem Gebiet man ihr auch begegnen mag.

Die Verpflegung während dieser Zeit war dagegen recht kümmerlich. Die Kartoffeln hatten sich rar gemacht; Tag für Tag fanden wir, wenn wir in unserem riesigen Speisesaal die Deckel der Schüsseln lüfteten, ein wässeriges Steckrübengemüse vor. Bald konnten wir die gelben Erdfrüchte kaum noch sehen. Dabei sind sie eigentlich besser als ihr Ruf — vorausgesetzt allerdings, daß man sie mit einem tüchtigen Stück Schweinefleisch schmort und auch den Pfeffer nicht spart. Daran freilich fehlte es.

Der Somme-Rückzug

Ende Februar 1917 stieß ich wieder zum Regiment, das seit einigen Tagen bei den Ruinen von Villers-Carbonnel in Stellung lag, und übernahm die Führung der achten Kompanie.

Der Anmarsch zu den Kampfgräben schlängelte sich durch das unheimliche, verödete Gebiet der Somme-Niederung; eine alte, schon stark beschädigte Brücke führte über den Fluß. Andere Annäherungspfade waren als schmale Knüppeldämme quer über das Sumpfbecken gelegt, das sich in der Niederung ausbreitete; auf ihnen galt es, Mann hinter Mann, breite, raschelnde Schilfgürtel zu durchbrechen und schweigende, schwarzblinkende Wasserflächen zu überschreiten. Wenn auf diesen Strecken Granaten einschlugen und den Morast in hohen Spring-

säulen aufrissen oder wenn die Garben der Maschinengewehre über die Sumpfflächen irrten, konnte man nur die Zähne zusammenbeißen, denn man schritt wie auf einem Seile dahin, zu dessen Seiten es keine Deckung gab. Daher wurden einige phantastisch zerschossene Lokomotiven, die am hohen Ufer der anderen Seite auf einem Bahngleis stehengeblieben waren und das Ende des Weges ankündigten, jedesmal mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßt.

In der Niederung lagen die Dörfer Brie und Saint-Christ. Türme, von denen sich nur eine einzige schmale Mauer erhalten hatte, in deren Fensteröffnungen das Mondlicht spielte, dunkle Trümmerhaufen, von wirrem Balkenwerk überragt, und vereinzelte, ihrer Zweige beraubte Bäume auf weiten, von schwarzen Einschlägen gemusterten Schneeflächen säumten den Weg als starre metallische Kulissen, hinter denen das Gespenstische dieser Landschaft auf der Lauer zu liegen schien.

Die Kampfgräben waren nach einer starken Schlammperiode gerade wieder notdürftig in Ordnung gebracht. Die Zugführer erzählten mir, daß sie eine Zeitlang die Ablösung nur durch Leuchtkugeln vollzogen hätten, um sich nicht der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen. Eine schräg über den Graben geschossene Leuchtkugel bedeutete »Ich gebe die Wache ab«, eine andere, in entgegengesetzter Richtung, »Ich habe sie übernommen«.

Mein Unterstand lag ungefähr fünfzig Meter hinter der vorderen Linie in einem Quergraben, in dem außer mir und meinem kleinen Stabe noch eine mir persönlich zur Verfügung stehende Gruppe hauste. Er war trocken und gut ausgebaut. An seinen beiden durch Zeltbahnen verhängten Ausgängen standen kleine eiserne Öfen mit langen Rohren, durch die bei schweren Beschießungen oft Erdbrocken mit einem fatalen Poltern herunterrollten. Vom Stollen zweigten sich rechtwinklig einige blinde

Gänge ab, die eine Reihe winziger Zellen bildeten. In einer von ihnen nahm ich Quartier. Außer einer schmalen Pritsche, einem Tisch und einigen Handgranatenkisten bestand die Einrichtung nur noch aus wenigen altvertrauten Gegenständen, der Spiritusbüchse, dem Kerzenhalter, dem Kochgeschirr und der persönlichen Ausrüstung.

Hier hielten wir auch des Abends, jeder auf fünfundzwanzig scharfen Handgranaten hockend, eine gemütliche Plauderstunde ab. Gesellschaft leisteten mir dabei die beiden Kompanieoffiziere Hambrock und Eisen, und ich glaube, daß die unterirdischen Sitzungen unserer kleinen Runde, dreihundert Meter vorm Feinde, seltsam genug waren.

Hambrock, seines Zeichens Astronom, ein großer Liebhaber E. Th. A. Hoffmanns, pflegte lange Reden über die Beobachtung der Venus zu halten, von der er behauptete, daß dieser Stern in seinem reinen Glänze auf Erden nie zu finden sei. Er war von winziger Figur, spinnendünn, rothaarig und hatte ein mit gelben und grünlichen Sommersprossen besätes Gesicht, das ihm unter uns den Beinamen »Marquis Gorgonzola« eingetragen hatte. Im Verlaufe des Krieges hatte er eigentümliche Gewohnheiten angenommen; so pflegte er tagsüber zu schlafen und erst am Abend lebendig zu werden, um dann zuweilen einsam vor den deutschen oder den englischen Gräben umherzugeistern. Auch hatte er die bedenkliche Manier, sich leise an einen Posten heranzuschleichen und plötzlich dicht neben seinem Ohre eine Leuchtkugel abzufeuern, »um den Mut zu prüfen«. Leider war er von viel zu schwächlicher Gesundheit für einen Krieg, und daher kam es wohl auch, daß er einer an sich harmlosen Verwundung erlag, die er bald danach bei Fresnoy erhielt.

Eisen war von ebenso kleiner Gestalt, aber beleibt, und da er als der Sohn eines Ausgewanderten im wärmeren Klima Lissabons aufgewachsen war, von einem ewigen

Frösteln geplagt. Aus diesem Grunde pflegte er sich den Kopf durch ein großes rotkariertes Taschentuch zu wärmen, das oben über den Stahlhelm lief und unter dem Kinn zugeknotet war. Außerdem hatte er eine Vorliebe dafür, sich mit Waffen zu behängen — außer einem Gewehr, das er ständig trug, hatte er noch allerhand Messer, Pistolen, Handgranaten und eine Lampe im Gürtel stecken, so daß man, wenn man im Graben auf ihn stieß, zunächst glaubte, einer Art von Armenier begegnet zu sein. Eine Zeitlang trug er auch noch einige Eierhandgranaten in den Hosentaschen, bis diese Angewohnheit zu einem sehr unangenehmen Erlebnis führte, das er uns eines Abends zum besten gab. Er hatte nämlich in der Tasche herumgekramt, um seine Pfeife herauszuziehen, die sich dann in der Schlaufe einer Eierhandgranate verfangen und diese zum Abzug gebracht hatte. So hatte ihn plötzlich der unverkennbare matte Knall überrascht, der das drei Sekunden währende leise Zischeln des abbrennenden Zündsatzes einzuleiten pflegt. In seinem entsetzten Bestreben, das Ding herauszuziehen, um es über Deckung zu schleudern, verfitzte er sich dermaßen in seiner eigenen Hosentasche, daß es ihn längst in Stücke gerissen hätte, wenn nicht durch einen märchenhaften Glücksfall gerade dieses Geschoß ein Versager gewesen wäre. Halb gelähmt und in Angstschweiß gebadet, sah er sich dem Leben wiedergeschenkt.

Es war jedoch nur ein kurzer Aufschub, den er so gewann, denn er blieb wenige Monate später bei Langemarck im Gefecht. Auch bei ihm mußte der Wille dem Körper sehr zu Hilfe kommen; er war sowohl kurzsichtig wie schwerhörig und mußte, wie es sich bald bei einer kleinen Begegnung erwies, von seinen Leuten erst in die Richtung des Gegners gestellt werden, um sich am Kampf beteiligen zu können.

Immerhin sind schwächliche Leute von Herz besser als

kräftige Feiglinge, was sich während der wenigen Wochen, die wir in dieser Stellung verbrachten, wiederum bei mancher Gelegenheit erwies.

Wenn dieser Teil der Front auch als ruhig bezeichnet werden konnte, so verrieten doch mächtige Feuerstöße, die zuweilen überraschend auf die Gräben hämmerten, daß es an Artillerie nicht mangelte. Auch war der Engländer recht neugierig, und es verging keine Woche, in der er nicht durch kleine Erkundungsabteilungen mit List oder mit Gewalt sich einen Einblick bei uns zu verschaffen suchte. Man munkelte manches von einer großen »Übermaterialschlacht«, durch die uns im Frühling noch ganz andere Feste bereitet werden sollten als jene, an die wir durch die Somme-Schlacht des vergangenen Jahres gewöhnt waren. Um die erste Wucht des Anpralls zu dämpfen, bereiteten wir eine großzügige Räumung vor. Ich berichte hier einige Erlebnisse aus dieser Zeit:

1. März 1917. Am Nachmittag herrschte des klaren Wetters wegen lebhafte Feuertätigkeit. Besonders eine schwere Batterie ebnete unter Ballonbeobachtung den Abschnitt des dritten Zuges fast vollkommen ein. Um meine Stellungskarte zu ergänzen, patschte ich am Nachmittag durch den vollständig versoffenen »Namenlosen Graben« dorthin. Während dieses Weges sah ich vor uns eine riesige gelbe Sonne zur Erde sinken, die eine lange schwarze Rauchfahne nach sich zog. Ein deutscher Flieger hatte sich an den unangenehmen Fesselballon herangemacht und ihn in Brand geschossen. Vom rasenden Feuer der Erdabwehr verfolgt, zog er glücklich in steilen Flügelkurven davon.

Am Abend kam der Gefreite Schnau zu mir und meldete, daß unter seinem Gruppenunterstande schon seit vier Tagen ein pickendes Geräusch zu hören sei. Ich gab die Beobachtung weiter und bekam ein Pionierkommando mit Horchapparaten gestellt, das allerdings nichts Verdächti-

ges erkundete. Später hieß es, daß damals die ganze Stellung unterminiert gewesen sei.

Am 5. März näherte sich in den frühen Morgenstunden eine Streife unserem Graben und begann den Drahtverhau zu durchschneiden. Eisen eilte mit einigen Leuten auf die Meldung eines Postens herbei und warf Handgranaten, worauf die Angreifer sich zur Flucht wandten und zwei Mann liegen ließen. Der eine, ein junger Leutnant, starb gleich darauf; der andere, ein Sergeant, war schwer an Arm und Bein verwundet. Aus den Papieren des Offiziers ging hervor, daß er den Namen Stokes trug und dem Royal Munster 2. Füsilierregiment angehörte. Er war sehr gut angezogen, und sein im Tode verkrampftes Gesicht war intelligent und energisch geschnitten. In seinem Notizbuch las ich eine Menge Anschriften von Londoner Mädchen; das rührte mich an. Wir begruben ihn hinter unserem Graben und setzten ihm ein einfaches Kreuz, in das ich mit Schuhnägeln seinen Namen einhämmern ließ. Ich ersah aus diesem Erlebnis, daß nicht jede Streife so glücklich zu enden brauchte wie meine bisherigen.

Am nächsten Morgen griff der Engländer nach kurzer Artillerievorbereitung mit fünfzig Mann den Abschnitt der Nachbarkompanie an, in dem der Leutnant Reinhardt befehligte. Die Angreifer hatten sich vor den Draht geschlichen, und nachdem einer von ihnen mit einer am Ärmel befestigten Reibfläche ein Lichtzeichen gegeben hatte, um die englischen Maschinengewehre zum Schweigen zu bringen, waren sie gleichzeitig mit den letzten Granaten gegen unseren Graben angelaufen. Alle hatten berußte Gesichter, um sich möglichst wenig von der Dunkelheit abzuheben.

Unsere Leute empfingen sie indessen so meisterlich, daß nur ein einziger in den Graben gelangte. Dieser rannte gleich bis zur zweiten Linie durch, wo er, nachdem er die Aufforderung, sich zu ergeben, nicht beachtet hatte, nie-

dergeschossen wurde. Den Draht zu überspringen, gelang nur einem Leutnant und einem Sergeanten. Der Leutnant fiel, obwohl er unter der Uniform einen Panzer trug, da ihm eine von Reinhardt auf nächste Entfernung entgegengesandte Pistolenkugel eine Platte in den Leib jagte. Dem Sergeanten wurden durch Handgranatensplitter beide Beine fast abgerissen; trotzdem behielt er mit stoischer Ruhe seine kurze Pfeife bis zum Tode zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Auch hier hatten wir wieder wie überall, wo wir Engländern begegneten, den erfreulichen Eindruck kühner Männlichkeit.

Am Vormittag dieses erfolgreichen Morgens schlenderte ich durch meinen Graben und sah auf einem Postenstand den Leutnant Pfaffendorf, der von dort mit einem Scherenfernrohr das Feuer seiner Minenwerfer leitete. Neben ihn tretend, bemerkte ich sofort einen Engländer, der hinter der dritten feindlichen Linie über Deckung ging und sich in seiner khakibraunen Uniform scharf vom Horizont abzeichnete. Ich riß dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, stellte Visier sechshundert, nahm den Mann scharf aufs Korn, hielt etwas vor den Kopf und zog ab. Er tat noch drei Schritte, fiel dann auf den Rücken, als ob ihm die Beine unter dem Leib fortgezogen wären, schlug ein paar Mal mit den Armen und rollte in ein Granatloch, aus dem wir durch das Glas noch lange seinen braunen Ärmel leuchten sahen.

Am 9. März pflasterte der Engländer unseren Abschnitt wieder einmal nach allen Regeln der Schießkunst aus. Am frühen Morgen schon wurde ich durch einen starken Feuerüberfall geweckt, griff nach der Pistole und stürzte schlaftrunken nach draußen. Als ich die Zeltbahn vor meinem Stolleneingang zur Seite riß, war es noch stockdunkel. Das grelle Aufflammen der Geschosse und der sausende Dreck machten mich sofort munter. Ich rannte durch den Graben, ohne einer Menschenseele zu begeg-

nen, bis ich an eine Stollentreppe kam, auf der eine führerlose Gruppe kauerte, wie Hühner beim Regen aneinander-gedrängt. Ich nahm sie mit und machte den Graben mobil. Irgendwo hörte ich zu meiner Freude die piepsende Stimme des kleinen Hambrock, der schon in ähnlicher Weise aufräumte.

Mißmutig ging ich, nachdem das Feuer abgeflaut war, in meinen Stollen zurück, wo meine schlechte Stimmung durch den Anruf einer Befehlsstelle noch erhöht wurde.

»Zum Donnerwetter, was ist bei Ihnen eigentlich los? Warum kommen Sie jetzt erst ans Telefon?«

Nach dem Frühstück setzte sich die Beschießung fort. Diesmal hämmerte der Engländer langsam, doch planmäßig die Stellung mit schweren Granaten ab. Endlich wurde es langweilig; ich besuchte durch einen unterirdischen Gang den kleinen Hambrock, sah zu, was er zu trinken hatte, und spielte mit ihm Siebzehn und Vier. Einmal wurden wir durch einen Riesenkrach gestört; Erdklumpen rollten durch die Tür und das Ofenrohr. Der Stollenhals war eingeschossen, die Verschalung wie eine Streichholzschachtel zerknickt. Manchmal zog ein stickiger Bittermandelgeruch durch den Schacht — sollten die Kerle mit Blausäure schießen? Na, Prösterchen! Einmal mußte ich verschwinden; es mußte wegen der dauernden Unterbrechung durch schwere Geschosse in vier Zeiten geschehen. Gleich darauf stürzte der Bursche herein mit der Meldung, daß die Latrine durch Volltreffer zu Sägespänen zerrissen sei, was Hambrock zu einer anerkennenden Bemerkung über meinen Dusel veranlaßte. Ich meinte: »Wenn ich draußen geblieben wäre, hätte ich jetzt vielleicht ebensoviel Sommersprossen wie Sie.«

Gegen Abend hörte das Feuer auf. Ich ging in der Stimmung, die mich immer nach schweren Beschießungen überkam und die ich nur dem aufgelockerten Gefühl nach einem Gewitter vergleichen kann, den Graben ab. Er sah

wüst aus; ganze Strecken waren eingeebnet, fünf Stollenhälse zusammengedrückt. Mehrere Leute waren verwundet; ich besuchte sie und fand sie verhältnismäßig wohlauf. Ein Toter lag im Graben, mit seiner Zeltbahn zugedeckt. Ein langer Splitter hatte ihm, als er tief unten auf der Stollentreppe stand, die linke Hüfte weggerissen.
Am Abend wurden wir abgelöst.

Am 13. März bekam ich von Oberst von Oppen den Auftrag, den Kompanieabschnitt mit einer Patrouille von zwei Gruppen bis zum völligen Rückzug des Regiments über die Somme zu halten. Jeder der vier Abschnitte in vorderer Linie sollte durch eine solche Patrouille, deren Führung Offizieren übertragen war, besetzt werden. Die Abschnitte waren, vom rechten Flügel an, den Leutnants Reinhardt, Fischer, Lorek und mir unterstellt.

Die Dörfer, die wir auf dem Anmarsch durchschritten, hatten das Aussehen großer Tollhäuser angenommen. Ganze Kompanien stießen und rissen Mauern um oder saßen auf den Dächern und zertrümmerten die Ziegel. Bäume wurden gefällt, Scheiben zerschlagen; rings stiegen von gewaltigen Schutthaufen Rauch- und Staubwolken auf. Man sah Leute in den von den Einwohnern zurückgelassenen Anzügen und Frauenkleidern, Zylinderhüte auf den Köpfen, umherrasen. Sie fanden mit zerstörerischem Scharfsinn die Hauptbalken der Häuser heraus, befestigten Seile daran und zogen mit taktmäßigem Geschrei so lange, bis alles zusammenprasselte. Andere schwangen gewaltige Hämmer und zerschmetterten damit, was ihnen in den Weg kam, vom Blumentopf vorm Fensterbrett bis zur kunstvollen Glaskonstruktion eines Wintergartens.

Bis zur Siegfriedstellung war jedes Dorf ein Trümmerhaufen, jeder Baum gefällt, jede Straße unterminiert, jeder Brunnen verseucht, jeder Flußlauf abgedämmt, jeder Keller gesprengt oder durch versteckte Bomben gefährdet, jede Schiene abgeschraubt, jeder Telefondraht abgerollt,

alles Brennbare verbrannt; kurz, wir verwandelten das Land, das den vordringenden Gegner erwartete, in eine Wüstenei.

Die Bilder erinnerten, wie gesagt, an ein Tollhaus und riefen eine ähnliche, halb komische, halb widrige Wirkung hervor. Sie waren auch, wie man sogleich bemerkte, der Mannszucht abträglich. Zum ersten Male sah ich hier die planmäßige Zerstörung, der ich später im Leben noch bis zum Überdruß begegnen sollte; sie ist unheilvoll mit dem ökonomischen Denken unserer Epoche verknüpft, bringt auch dem Zerstörer mehr Schaden als Nutzen und dem Soldaten keine Ehre ein.

Unter den Überraschungen, die für unsere Nachfolger vorbereitet wurden, waren einige von erfinderischer Bösartigkeit. So wurden in Haus- und Stolleneingänge fast unsichtbare, pferdehaardünne Drähte gespannt, die bei der leisesten Berührung verborgene Sprengladungen entzündeten. An manchen Stellen wurden schmale Schächte in die Straßen gegraben, in die man eine Granate versenkte; das Ganze wurde mit einer Eichenbohle und dann wieder mit Erde verdeckt. In die Bohle war ein Nagel getrieben, der dicht über dem Granatzünder stand. Ihre Dicke war so bemessen, daß marschierende Abteilungen ungefährdet passieren konnten, sowie aber das erste Lastauto oder das erste Geschütz anrollten, mußte sich die Bohle durchbiegen, und die Granate flog in die Luft. Zu den gehässigen Erfindungen gehörten die Zeitbomben, die man in den Kellern von unbeschädigten Gebäuden vergrub. Sie waren durch eine Metallwand in zwei Teile geteilt. Die eine Kammer war mit Sprengstoff, die andere mit einer Säure gefüllt. Nachdem man diese Teufelseier versteckt hatte, fraß die Säure in wochenlanger Arbeit die Metallwand durch und zündete. Eins von ihnen jagte das Rathaus von Bapaume in die Luft, gerade als sich in ihm die Spitzen der Behörden zu einer Siegesfeier vereint hatten.

Am 13. März verließ also die Zweite die Stellung, die ich mit meinen beiden Gruppen übernahm. In der Nacht wurde ein Mann mit dem Namen Kirchhof durch Kopfschuß niedergestreckt. Merkwürdigerweise war dieses Unglücksgeschoß das einzige, das der Gegner innerhalb mehrerer Stunden abfeuerte.

Ich ordnete alles Mögliche an, um den Feind über unsere Stärke zu täuschen. Bald wurden hier, bald dort einige Schaufeln voll Erde über Deckung geworfen, und unser einziges Maschinengewehr mußte bald vom rechten, bald vom linken Flügel eine Reihe von Schüssen abgeben. Trotzdem klang unser Feuer recht dünn, wenn niedrigfliegende Beobachter die Stellung überkreuzten oder eine Abteilung von Schanzern das feindliche Hinterland durchquerte. Daher tauchten jede Nacht an verschiedenen Punkten vor unserem Graben Patrouillen auf, die sich am Draht zu schaffen machten.

Am vorletzten Tage hätte ich beinahe ein ärgerliches Ende gefunden. Der Blindgänger einer Ballonabwehrkanone sauste aus gewaltiger Höhe herunter und explodierte auf der Schulterwehr, an die ich mich ahnungslos gelehnt hatte. Ich wurde durch den Luftdruck genau in die gegenüberliegende Öffnung eines Stollens geschleudert, wo ich mich äußerst verdutzt wiederfand.

Am 17. morgens merkten wir, daß ein Angriff nahe bevorstehen mußte. Im vorderen, sonst unbesetzten, stark verschlammten englischen Graben erklang das Patschen vieler Stiefel. Das Lachen und Rufen einer starken Abteilung verriet, daß diese Leute sich auch innerlich gut angefeuchtet haben mußten. Dunkle Gestalten näherten sich unserem Draht und wurden durch Schüsse vertrieben; eine brach jammernd zusammen und blieb liegen. Ich zog meine Gruppen igelförmig um die Einmündung eines Laufgrabens zusammen und bemühte mich, das Vorgelände in dem plötzlich einsetzenden Artillerie- und Minenfeuer

durch Leuchtkugeln zu erhellen. Da uns die weißen bald ausgingen, jagten wir ein wahres Feuerwerk von bunten in die Luft. Als um fünf Uhr die Stunde der Räumung anbrach, sprengten wir noch rasch die Unterstände mit Handgranaten auseinander, soweit wir sie nicht vorher mit teilweise genial konstruierten Höllenmaschinen versehen hatten, in die wir die Reste unserer Munition verwandelten. In den letzten Stunden hatte ich schon keine Kiste, keine Tür und keinen Wassereimer mehr berühren mögen in der Sorge, plötzlich in die Luft zu fliegen.

Zur festgesetzten Zeit zogen sich die Patrouillen, zum Teil schon in Handgranatenkämpfe verwickelt, gegen die Somme zurück. Nachdem wir als die letzten die Niederung überschritten hatten, wurden die Brücken durch Pionierkommandos in die Luft gesprengt. Auf unserer Stellung tobte noch immer das Trommelfeuer. Erst nach einigen Stunden erschienen die ersten feindlichen Streifen an der Somme. Wir zogen uns hinter die noch im Bau befindliche Siegfriedstellung zurück; das Bataillon bezog Quartier in dem am Canal de Saint-Quentin gelegenen Dorfe Lehau-court. Ich bewohnte mit meinem Burschen ein gemütliches Häuschen, in dem sich der Vorrat noch in Truhen und Schränken speicherte. Der treue Knigge war trotz allem Zureden nicht zu bewegen, sein Nachtlager im warmen Wohnzimmer aufzuschlagen, sondern wollte durchaus in der kalten Küche schlafen — ein bezeichnender Zug für die unseren Niedersachsen eigene Zurückhaltung.

Am ersten Ruheabend lud ich meine Freunde zu einem mit sämtlichen vom Hausbesitzer hinterlassenen Gewürzen gefeuerten Glühwein ein, denn unsere Patrouille hatte uns neben anderen Anerkennungen einen vierzehntägigen Urlaub eingebracht.

Im Dorfe Fresnoy

Der Urlaub, den ich einige Tage später antrat, wurde diesmal nicht unterbrochen. In meinem Tagebuch finde ich die kurze, aber vielsagende Notiz: »Urlaub sehr gut verbracht, brauche mir nach meinem Tode keine Vorwürfe zu machen.« Am 9. April 1917 kam ich wieder bei der Zweiten an, die im Dorfe Merignies unweit Douai in den Quartieren lag. Die Wiedersehensfreude wurde von einem Alarm gestört, der mir besonders durch den Auftrag, den Gefechtstroß nach Beaumont zu führen, unangenehm wurde. Durch Regenschauer und Schneegestöber ritt ich an der Spitze der über die Straße schleichenden Wagenkolonne, bis wir um ein Uhr nachts unser Ziel erreicht hatten.

Nachdem Mann und Pferd notdürftig untergebracht waren, ging ich auf Suche nach einem Quartier für mich, doch fand ich auch den kleinsten Platz schon besetzt. Endlich kam ein Intendanturbeamter auf den guten Gedanken, mir sein Bett anzubieten, da er am Fernsprecher wachen mußte. Während ich mich mit Stiefeln und Sporen darauf warf, erzählte er mir, daß die Engländer den Bayern die Vimy-Höhe und ein großes Stück Gelände abgenommen hätten. Bei all seiner Gastfreundlichkeit mußte ich feststellen, daß ihm die Verwandlung des stillen Etappendörfchens in einen Treffplatz der Kampftruppen äußerst unangenehm war.

Am folgenden Morgen marschierte das Bataillon dem Kanonendonner entgegen bis zum Dorfe Fresnoy. Dort bekam ich Befehl, eine Beobachtungsstelle zu errichten. Ich suchte mir mit einigen Leuten am Westrande des Dorfes ein Häuschen aus, durch dessen Dach ich einen zur Front gerichteten Auslug schlagen ließ. Unsere Wohngemächer verlegten wir in den Keller, bei dessen Ausräumung uns als angenehmer Zuschuß zu unserer äußerst

knappen Verpflegung ein Sack Kartoffeln in die Hände fiel. So machte mir Knigge jeden Abend Pellkartoffeln mit Salz. Auch schickte mir Gornick, der das bereits geräumte Dorf Villerwal mit einer Feldwache besetzt hielt, als kameradschaftliches Geschenk aus den in der Eile zurückgelassenen Beständen eines Proviantlagers einige Flaschen Rotwein und eine große Dose Leberwurst. Ein von mir sofort mit Kinderwagen und ähnlichen Fahrzeugen ausgerüsteter Beutetrupp zur Bergung dieser Schätze mußte leider unverrichteter Dinge wieder umkehren, da der Engländer den Dorfrand bereits mit dichten Schützenlinien erreicht hatte. Gornick erzählte mir später, daß sich nach Entdeckung des Rotweinlagers in dem schon unter Feuer liegenden Dorf ein unbekümmertes Zechgelage entwickelt hatte, das nur schwer wieder abzubremsen gewesen war. Wir pflegten daraufhin in solchen Fällen Glasballons und ähnliche Gefäße mit der Pistole entzweizuschießen.

Am 14. April bekam ich den Auftrag, im Dorf einen Meldekopf einzurichten. Dafür wurden mir Meldeläufer, Radfahrer, Telefone, Lichtsignalstation und Erdtelegraph, Brieftauben und eine Leuchtpostenkette zur Verfügung gestellt. Ich suchte mir am Abend einen passenden Keller mit eingebautem Stollen aus und begab mich dann zum letztenmal in meine alte Wohnung am Westrande. Es hatte viel Arbeit an diesem Tag gegeben, und ich kehrte ermüdet zurück.

In der Nacht glaubte ich einige Male ein dumpfes Krachen und Knigges Geschrei zu hören, war aber so schlaftrunken, daß ich nur murmelte: »Laß man schießen!« und mich auf die andere Seite wälzte, obwohl der Staub wie in einer Kalkmühle im Räume hing. Am nächsten Morgen wurde ich durch den Neffen des Obersten von Oppen, den kleinen Schultz, mit dem Rufe geweckt: »Mensch, wissen Sie noch gar nicht, daß Ihr Haus zusammengeschossen ist?« Als ich aufstand und mir den Schaden besah, musste

ich feststellen, daß eine schwere Granate oben am Dach geplatzt war und sämtliche Räume nebst dem Beobachtungsstande eingerissen hatte. Der Zünder hätte nur ein wenig gröber zu sein brauchen, und man hätte uns »mit dem Löffel abkratzen und im Kochgeschirr beerdigen« müssen, wie der schöne Frontausdruck lautete. Schultz erzählte mir, daß sein Läufer beim Anblick des zerstörten Hauses gesagt habe: »Da hat doch gestern ein Leutnant drin gewohnt, wollen doch mal sehen, ob der noch is.« Knigge war ganz außer sich über meinen unglaublich festen Schlaf.

Am Vormittag siedelten wir in unseren neuen Keller über. Auf dem Wege dorthin hätten uns beinahe die Trümmer des einstürzenden Kirchturms erschlagen, der von einem Pionierkommando ohne alle Umstände in die Luft gesprengt wurde, um der feindlichen Artillerie das Einschießen zu erschweren. In einem Nachbardorf hatte man sogar vergessen, einen Doppelposten zu benachrichtigen, der aus der Turmluke beobachtete. Wunderbarerweise konnte man die Leute unverletzt aus dem Gebälk hervorziehen. An diesem Vormittag flogen in der näheren Umgebung über ein Dutzend Kirchtürme in die Luft.

Wir richteten uns in unserem geräumigen Keller ganz leidlich ein, indem wir Möbelstücke aus Schloß und Hütte zusammenschleppten, wie sie uns gerade in die Hand fielen. Was uns nicht behagte, wurde verheizt.

Während dieser Tage spielte sich über uns eine Reihe erbitterter Luftkämpfe ab, die fast immer mit der Niederlage der Engländer endeten, da die Kampfstaffel Richthofen über der Gegend kreiste. Oft wurden fünf, sechs Flugzeuge nacheinander auf den Boden gedrückt oder brennend abgeschossen. Einmal sahen wir den Insassen in weitem Bogen herausfliegen und als schwarzen Punkt von seiner Maschine getrennt zur Erde stürzen. Das Hinaufstarren barg freilich auch seine Gefahren; so wurde ein Mann

der vierten Kompanie durch einen herabfallenden Splitter tödlich am Halse getroffen.

Am 18. April besuchte ich die zweite Kompanie in ihrer Stellung, die in einem um das Dorf Arleux geschlungenen Frontbogen lag. Boje erzählte mir, daß er bislang nur einen einzigen Verwundeten gehabt habe, da das pedantische Einschießen der Engländer jedesmal eine Räumung der beschossenen Abschnitte gestattete.

Nachdem ich ihm alles Gute gewünscht hatte, verließ ich der ständig einschlagenden schweren Granaten wegen das Dorf im Galopp. Dreihundert Meter hinter Arleux blieb ich stehen und betrachtete die Wolken der hochspritzenden Einschläge, die, je nachdem Ziegelwerk zermalmt oder Gartenerde aufgeschleudert wurde, rot oder schwarz gefärbt waren, vermischt mit dem zarten Weiß platzender Schrapnells. Als jedoch einige Gruppen leichter Granaten auf die schmalen Trampelpfade fielen, die Arleux mit Fres-noy verspannen, verzichtete ich auf weitere Eindrücke und räumte eilig das Feld, um mich nicht »antöten« zu lassen, wie der damals gerade übliche Fachausdruck der zweiten Kompanie lautete.

Derartige Spaziergänge, die ich zum Teil bis zum Städtchen Henin-Lietard ausdehnte, machte ich ziemlich oft, da in den ersten vierzehn Tagen trotz dem großen Personal nicht eine einzige Meldung zu befördern war.

Vom 20. April an wurde Fresnoy durch ein Schiffsgeschütz beschossen, dessen Granaten mit höllischem Fauchen heranheulten. Nach jedem Einschlag war das Dorf in eine gewaltige rotbraune Pikrinwolke gehüllt, die sich pilzförmig ausbreitete. Schon die Blindgänger verursachten ein kleines Erdbeben. Ein Mann der neunten Kompanie, auf dem Schloßhof von einem solchen Geschoß überrascht, wurde hoch über die Bäume des Parkes geschleudert und brach beim Aufschlag sämtliche Knochen.

Eines Abends strebte ich mit dem Rade von einer Höhe

aus auf das Dorf zu, als ich die wohlbekannte rotbraune Wolke aufsteigen sah. Ich stieg ab und stellte mich auf ein Feld, um in Ruhe das Ende der Beschießung abzuwarten. Ungefähr drei Sekunden nach jedem Einschlag hörte ich den gewaltigen Krach, an den sich ein vielstimmiges Pfeifen und Zwitschern schloß, als ob sich ein dichter Vogelschwarm näherte. Dann fielen Hunderte von Splittern ein und stäubten ringsumher den trockenen Ackerboden auf. Das Spiel wiederholte sich mehrfach, und ich wartete jedesmal mit dem Gefühl einer halb peinlichen, halb prickelnden Neugier den verhältnismäßig langsamen Anflug der Splitter ab.

An den Nachmittagen lag das Dorf unter dem Feuer verschiedenster Kaliber. Trotz der Gefahr konnte ich mich schwer vom Dachfenster meines Hauses trennen, denn es war ein spannender Anblick, einzelne Abteilungen und Meldegänger hastig und oft sich niederwerfend über das beschossene Gelände eilen zu sehen, während rechts und links von ihnen der Boden aufwirbelte. Indem man so dem Schicksal in die Karten spähte, vergaß man leicht die eigene Sicherheit.

Als ich nach dem Abschluß einer dieser Feuerproben, denn um solche handelte es sich wohl, ins Dorf ging, wurde noch ein Keller eingedrückt. Wir bargen nur noch drei Leichen aus dem schwelenden Raum. Neben dem Eingang lag in zerfetzter Uniform ein Toter auf dem Bauche; der Kopf war abgerissen und das Blut in eine Wasserpfütze geflossen. Als ein Sanitäter ihn herumdrehte, um ihm die Wertsachen abzunehmen, sah ich wie in einem bösen Traume, daß am Stumpf seines Armes nur noch der Daumen emporragte.

Von Tag zu Tag wurde die Artillerietätigkeit lebhafter und schloß bald jeden Zweifel an einem nahen Angriff aus. Am 27. bekam ich um Mitternacht den Fernspruch: »67 von 5 a. m.«, was nach unserem Ziffernschlüssel »von

fünf Uhr vormittags an erhöhte Alarmbereitschaft« bedeutete.

Ich legte mich also, um den zu erwartenden Anstrengungen gewachsen zu sein, gleich nieder, doch als ich gerade am Einschlafen war, schlug eine Granate ins Haus, drückte die Wand der Kellertreppe ein und warf uns das Mauerwerk in den Raum. Wir sprangen hoch und eilten in den Stollen.

Als wir verdrossen und müde beim Schein einer Kerze auf der Treppe hockten, kam der Führer meiner Lichtsignalisten, deren Station nebst zwei wertvollen Signallampen am Nachmittag zerschmettert worden war, angestürmt und meldete: »Herr Leutnant, der Keller vom Haus Nr. 11 hat einen Volltreffer bekommen, es liegen noch welche unter den Trümmern!« Da ich in diesem Hause zwei Radfahrer und drei Telefonisten liegen hatte, eilte ich mit einigen Leuten zu Hilfe.

Ich fand dort im Stollen einen Gefreiten und einen Verwundeten und erhielt folgenden Bericht: Als die ersten Schüsse verdächtig nahe einschlugen, beschlossen vier von den fünf Bewohnern, sich in den Stollen zu begeben. Der eine sprang gleich hinunter, einer blieb ruhig auf seinem Bette liegen, während die übrigen erst ihre Stiefel anzogen. Der Vorsichtigste und der Gleichgültigste kamen, wie so oft im Kriege, gut davon, der eine ganz ohne Verwundung, der Schlafende mit einem Splitter im Oberschenkel. Die drei anderen wurden von der durch die Kellerwand fliegenden und in der gegenüberliegenden Ecke zerschellenden Granate zerrissen.

Nach dieser Erzählung zündete ich mir für alle Fälle eine Zigarre an und trat in den raucherfüllten Raum, in dessen Mitte sich ein wüster Haufen von Strohsäcken, zerschlagenen Bettstellen und Möbelstücken fast bis zur Decke emporwölbte. Nachdem wir einige Lichter zwischen die Mauerfugen gesteckt hatten, machten wir uns an die trau-

rige Arbeit. Wir packten die aus den Trümmern ragenden Gliedmaßen und zogen die Leichen heraus. Dem einen war der Kopf abgeschlagen, und der Hals saß am Rumpf wie ein großer blutiger Schwamm. Aus dem Armstumpf des zweiten ragte der zersplitterte Knochen, und die Uniform war vom Blut einer großen Brustwunde durchtränkt. Dem dritten quollen die Eingeweide aus dem aufgerissenen Leib. Als wir ihn herauszogen, stemmte sich ein zersplittertes Brett mit häßlichem Geräusch in die schauerliche Wunde ein. Die eine Ordonnanz machte eine Bemerkung darüber und wurde von Knigge mit den Worten: »Swieg man stille, bi solchen Sachen hat Quasseln kein' Zweck!« zur Ruhe verwiesen.

Ich nahm ein Verzeichnis der Wertsachen auf, die wir bei ihnen fanden. Es war ein unheimliches Geschäft. Die Kerzen flackerten rötlich durch den dichten Dunst, während die Männer mir Brieftaschen und silberne Gegenstände zureichten wie bei einer geheimen dunklen Tat. Auf den Gesichtern der Toten hatte sich das feine gelbe Ziegelmehl niedergeschlagen und gab ihnen das starre Aussehen von Wachsmasken. Wir warfen Decken über sie und eilten aus dem Keller, nachdem wir unseren Verwundeten in eine Zeltbahn gepackt hatten. Mit dem stoischen Rat: »Beiß die Zähne zusammen, Kamerad!« schleppten wir ihn durch ein wildes Schrapnellfeuer zum Sanitätsunterstand.

In meine Behausung zurückgekehrt, brachte ich mich zunächst durch Cherry-Brandy ins Gleichgewicht. Bald bekamen wir wieder schärferes Feuer und versammelten uns eilig im Stollen, da uns allen das eben geschaute Beispiel von Artilleriewirkung in Kellern noch deutlich vor Augen stand.

Um 5.14 Uhr schwoll das Feuer in wenigen Sekunden zu unerhörter Stärke an. Unser Nachrichtendienst hatte die Ereignisse also gut vorausgesehen. Der Stollen wankte

und zitterte wie ein Schiff auf stürmischer See; ringsum erdröhnte das Bersten von Mauerwerk und das Krachen der benachbarten Häuser, die unter den Treffern einstürzten.

Um sieben Uhr fing ich einen Lichtspruch der Brigade an das zweite Bataillon auf: »Brigade will sofort Klarheit über die Lage.« Nach einer Stunde brachte mir ein tödlich erschöpfter Meldeläufer die Nachricht zurück: »Feind besetzte Arleux, Park von Arleux. Setzte achte Kompanie zum Gegenstoß an, bislang keine Nachricht. Rocholl, Hauptmann.«

Dies war die einzige, allerdings sehr wichtige Nachricht, die ich mit meinem großen Apparat während der drei Wochen meines Aufenthaltes in Fresnoy weitergab. Jetzt, wo meine Tätigkeit von höchstem Wert war, hatte mir die Artillerie fast alle Anlagen außer Gefecht gesetzt. Ich selbst saß unter der Feuerglocke wie eine gefangene Maus. Der Bau dieser Meldestelle war also unzweckmäßig; sie war überzentralisiert.

Mir wurde durch diese überraschende Aufklärung verständlich, warum schon seit einiger Zeit aus ziemlicher Nähe abgefeuerte Infanteriegeschosse gegen die Mauern klapperten.

Kaum waren wir uns über die großen Verluste des Regiments im klaren, als die Beschießung mit erneuter Wucht einsetzte. Knigge stand als letzter noch auf der obersten Stollenstufe, als ein Donnerkrach ankündete, daß es dem Engländer endlich gelungen war, unseren Keller einzuschießen. Der biedere Knigge bekam einen derben Kantstein auf den Buckel, nahm aber sonst keinen Schaden. Oben war alles kurz und klein. Das Tageslicht blickte nur noch durch zwei in den Stolleneingang gepreßte Fahrräder zu uns hinab. Wir zogen uns ziemlich kleinlaut auf die unterste Stufe zurück, während fortwährend dumpfe Erschütterungen und Steingepolter uns von der Unsicherheit unserer Zuflucht überzeugten.

Wie durch ein Wunder hatte der Fernsprecher noch Strom; ich stellte dem Chef des Divisionsmeldewesens unsere Lage vor und bekam Befehl, mich mit der Mannschaft in den naheliegenden Sanitätsstollen zurückzuziehen.

Wir packten also das Unentbehrliche zusammen und schickten uns an, den Stollen durch den zweiten, noch erhaltenen Ausgang zu verlassen. Obwohl ich an Befehlen und Drohungen nicht sparte, zögerten die wenig kriegserfahrenen Leute der Fernsprechkompanie so lange, sich aus dem Schutz des Stollens ins Feuer zu begeben, bis auch dieser Eingang, von einer schweren Granate zermalmt, krachend zusammenbrach. Zum Glück wurde niemand getroffen, nur unser kleiner Hund heulte jämmerlich auf und war von diesem Augenblick an verschwunden.

Wir rissen nun die den Ausgang zum Keller versperrenden Fahrräder zur Seite, krochen auf allen Vieren über den Trümmerhaufen hinweg und gewannen durch eine Mauerspalte das Freie. Ohne uns mit der Betrachtung der unglaublichen Verwandlung des Ortes aufzuhalten, rannten wir dem Dorfausgang zu. Kaum hatte der letzte das Hoftor verlassen, als das Haus, durch einen mächtigen Einschlag getroffen, den Gnadenstoß bekam.

Auf dem Gelände zwischen dem Dorfrand und dem Sanitätsstollen lag ein geschlossener Feuerriegel. Leichte und schwere Granaten mit Aufschlag-, Brenn- und Verzögerungszündern, Blindgänger, Hohlbläser und Schrapnells vereinten sich zu einer Augen und Ohren verwirrenden Raserei. Dazwischen strebten, rechts und links dem Hexenkessel des Dorfes ausweichend, Unterstützungstrupps nach vorn.

In Fresnoy löste eine kirchturmhohe Erdsäule die andere ab, jede Sekunde schien die vorhergehende noch übertrumpfen zu wollen. Wie durch Zaubermacht wurde ein Haus nach dem ändern vom Erdboden eingesogen; Mauern brachen, Giebel stürzten, und kahle Sparrengerüste

wurden durch die Luft geschleudert, die benachbarten Dächer abmähend. Über weißlichen Dampfschwaden tanzten Wolken von Splittern. Auge und Ohr hingen wie gebannt an dieser wirbelnden Vernichtung.

Im Sanitätsstollen verbrachten wir noch zwei Tage in qualvoller Enge, denn außer von meinen Leuten wurde er noch von zwei Bataillonsstäben, Ablösungskommandos und den unvermeidlichen »Versprengten« bevölkert. Der starke Verkehr an den Eingängen, von denen es wie vor den Fluglöchern eines Bienenkorbes wimmelte, blieb natürlich nicht unbemerkt. Bald saßen in Abständen von einer Minute scharf gezielte Granaten auf dem vorüberführenden Feldweg und streckten zahlreiche Opfer nieder, so daß das Rufen nach Sanitätern kein Ende nahm. Ich büßte durch die unangenehme Schießerei vier Fahrräder ein, die wir neben den Stolleneingang gelegt hatten. Sie wurden, zu seltsamen Gebilden verbogen, in alle Winde geschleudert.

Vor dem Eingang lag steif und stumm, in eine Zeltbahn gerollt, die große Hornbrille noch im Gesicht, der Führer der achten Kompanie, Leutnant Lemiere, den seine Leute hierher getragen hatten. Er hatte einen Schuß in den Mund bekommen. Sein jüngerer Bruder fiel einige Monate später durch genau dieselbe Verletzung.

Am 30. April übernahm mein Nachfolger vom ablösenden Regiment 25 den Dienst, und wir rückten nach Flers, dem Sammelort des ersten Bataillons. Das Kalkwerk »Chezbontemps« mit seinen schweren Einschlägen links liegen lassend, schlenderten wir seelenvergnügt durch den warmen Nachmittag über den Feldweg nach Beaumont. Die Augen genossen wieder die Schönheit der Erde, froh, der unerträglichen Enge des Stollenloches entronnen zu sein, und die Lunge berauschte sich an der milden Frühlingsluft. Den Kanonendonner im Rücken, durften wir sagen:

Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zu süßerm Ding als sich zu schlagen.

In Flers fand ich das mir zugewiesene Quartier von einigen Feldwebeln der Etappe besetzt, die sich unter dem Vorwande, das Zimmer für einen Freiherrn von X. bewachen zu müssen, weigerten, Platz zu machen, jedoch nicht mit der üblen Laune eines ermüdeten und gereizten Frontsoldaten rechneten. Ich ließ von meinen Begleitern kurzerhand die Tür einschlagen, und nach einem kleinen Handgemenge vor den Augen der erschreckt im Nachtgewand herbeigeeilten Hausbewohner flogen die Herren die Treppe hinunter. Knigge trieb die Höflichkeit sogar so weit, ihnen ihre langen Stiefel nachzuschleudern. Nach diesem Angriffsgefecht bestieg ich das angewärmte Bett, dessen Hälfte ich noch meinem ohne Quartier umherirrenden Freunde Kius anbot. Der Schlaf in diesem langentbehrten Möbel tat uns so wohl, daß wir am nächsten Morgen »in alter Frische« erwachten.

Da das erste Bataillon während der verflossenen Kampftage nur wenig gelitten hatte, war die Stimmung recht heiter, als wir zum Bahnhof Douai marschierten. Unser Ziel war das Dorf Serain, wo wir uns einige Tage erholen sollten. Wir fanden bei der freundlichen Bevölkerung gute Unterkunft, und schon am ersten Abend drang aus vielen Häusern der fröhliche Lärm kameradschaftlicher Wiedersehensfeiern.

Dieses Trankopfer nach glücklich bestandener Schlacht zählt zu den schönsten Erinnerungen alter Krieger. Und wenn zehn vom Dutzend gefallen waren, die letzten zwei trafen sich mit Sicherheit am ersten Ruheabend beim Becher, brachten den toten Kameraden ein stilles Glas und besprachen scherzend die gemeinsamen Erlebnisse. In diesen Männern war ein Element lebendig, das die Wüstheit

des Krieges unterstrich und doch vergeistigte, die sachliche Freude an der Gefahr, der ritterliche Drang zum Bestehen eines Kampfes. Im Laufe von vier Jahren schmolz das Feuer ein immer reineres, ein immer kühneres Kriegertum heraus.

Am nächsten Morgen erschien Knigge und las mir Befehle vor, aus denen mir gegen Mittag klar wurde, daß ich die Führung der vierten Kompanie übernehmen sollte. In ihr war im Herbst 1914 der niedersächsische Dichter Hermann Löns vor Reims als Kriegsfreiwilliger gefallen, fast fünfzig Jahre alt.

Gegen Inder

Am 6. Mai 1917 waren wir schon wieder auf dem Marsch nach dem uns wohlbekannten Brancourt, und am folgenden Tage rückten wir über Montbrehain, Ramicourt, Joncourt in die Siegfriedstellung, die wir erst vor einem Monat verlassen hatten.

Der erste Abend war stürmisch; starke Regenschauer prasselten auf das überschwemmte Gelände nieder. Bald versöhnte uns jedoch eine Reihe von schönen, warmen Tagen mit unserem neuen Aufenthalt. Ich genoß die prächtige Landschaft in vollen Zügen, unbekümmert um die weißen Bälle der Schrapnells und die springenden Kegel der Granaten, auf die ich kaum noch achtete. Mit jedem Frühling begann auch ein neues Kampfjahr; die Anzeichen eines Großangriffes gehörten ebenso dazu wie Himmelsschlüssel und junges Grün.

Unser Abschnitt bildete einen halbmondförmigen Vorsprung vor dem Kanal von Saint-Quentin, dahinter lag die berühmte Siegfriedstellung. Es blieb mir rätselhaft, warum wir uns in die engen, unausgebauten Kreidegräben legen mußten, während wir das riesenstarke Bollwerk im Rücken hatten.

Die vordere Linie schlängelte sich durch ein von kleinen Baumgruppen beschattetes Wiesengelände, das die zarten Farben des ersten Frühjahrs trug. Man konnte sich ungestraft vor und hinter den Gräben bewegen, da zahlreiche, weit vorgeschobene Feldwachen die Stellung sicherten. Diese Postierungen waren dem Gegner ein Dorn im Auge, und es verging in mancher Woche keine Nacht, in der er nicht hier oder dort mit List oder Gewalt die kleinen Besatzungen zu vertreiben suchte.

Unsere erste Stellungsperiode verfloß jedoch in angenehmer Ruhe; die Witterung war so schön, daß wir die milden Nächte im Grase liegend zubrachten. Am 14. Mai wurden wir von der achten Kompanie abgelöst und rückten, das brennende Saint-Quentin zur Rechten, nach unserem Ruheort Montbrehain, einem großen Dorfe, das noch wenig durch den Krieg gelitten hatte und recht gemütliche Quartiere bot. Am 20. besetzten wir als Reservekompanie die Siegfriedstellung. Wir hatten die reine Sommerfrische; tagsüber saßen wir in den zahlreichen in die Böschung eingebauten Lauben oder badeten und ruderten im Kanal. Während dieser Zeit las ich, im Grase ausgestreckt, mit großem Genuß den ganzen Ariost.

Der Nachteil solcher Musterstellungen liegt in dem häufigen Besuch von Vorgesetzten, der gerade in den Schützengräben die Gemütlichkeit erheblich stört. Allerdings hatte sich mein linker, an das schon erheblich »angekratzte« Dorf Bellenglise grenzender Flügel keineswegs über Mangel an Feuer zu beklagen. Gleich am ersten Tage bekam einer meiner Leute einen Schrapnellsteckschuß in die rechte Gesäßseite. Als ich auf diese Nachricht hin zur Unglücksstelle eilte, saß er schon wieder ganz vergnügt, die Sanitäter erwartend, auf der linken Backe, trank Kaffee und aß eine riesige Marmeladenstulle dazu.

Am 25. Mai lösten wir die zwölfte Kompanie in der Riqueval-Ferme ab. Diese Ferme, ehemals ein großer Guts-

hof, diente jeweils einer der vier Stellungskompanien zum Aufenthalt. Von dort aus waren mit je einer Gruppe drei im Hintergelände verstreute Maschinengewehrnester zu besetzen. Diese schachbrettartig hinter der Stellung gruppierten Stützpunkte stellten die ersten Versuche einer elastischen Verteidigung dar.

Die Ferme lag höchstens fünfzehnhundert Meter hinter der vorderen Linie; dennoch waren ihre von einem verwachsenen Park umschlossenen Gebäude noch völlig unversehrt. Sie war, da Stollen erst gebaut werden mußten, auch dicht bewohnt. Die blühenden Rotdorngänge des Parks und die anmutige Umgebung verliehen unserem Dasein trotz der Nähe der Front eine Ahnung jenes heiteren ländlichen Lebensgenusses, auf den sich der Franzose so gut versteht. In meinem Schlafzimmer hatte sich ein Schwalbenpärchen eingenistet, das schon in den frühesten Morgenstunden mit der geräuschvollen Fütterung seiner unersättlichen Nachkommenschaft begann.

Abends nahm ich den Spazierstock aus der Ecke und wanderte die schmalen Feldwege entlang, die ihre Bogen durch die hügelige Landschaft schlangen. Die verrotteten Felder trugen Blumen von heißerem und wilderem Geruch. Zuweilen standen einzelne Bäume am Weg, unter denen im Frieden der Landmann gerastet haben mochte, weiß, rosa oder dunkelrot überblüht, zauberhafte Erscheinungen inmitten der Einsamkeit. Der Krieg hatte dem Bilde dieser Landschaft, ohne seine Lieblichkeit zu zerstören, heroische und schwermütige Lichter aufgesetzt; der blühende Überfluß wirkte betäubender und strahlender als sonst.

Es fällt leichter, inmitten einer solchen Natur in die Schlacht zu gehen als aus einem toten und kalten Winterland heraus. Hier drängt sich auch dem einfachen Gemüt die Ahnung auf, daß sein Leben tief eingebettet und daß sein Tod kein Ende ist.

Am 30. Mai war dieses Idyll für mich vorüber, denn der aus dem Lazarett entlassene Leutnant Vogeley übernahm wieder die Führung der vierten Kompanie. Ich begab mich zu meiner alten Zweiten in die vordere Linie.

Unser Abschnitt war von der Römerstraße bis zum sogenannten Artilleriegraben von zwei Zügen besetzt; der Kompanieführer lag mit dem dritten hinter einem kleinen Hang ungefähr zweihundert Schritte zurück. Dort erhob sich auch die winzige Bretterbude, in der ich mich mit Kius zusammen im Vertrauen auf die Stümperhaftigkeit der englischen Artillerie einrichtete. Die eine Seite war an einen kleinen, in der Schußrichtung verlaufenden Hang geklebt, die drei anderen boten dem Feinde die Flanken dar. Jeden Tag, wenn der Morgengruß angefegt kam, konnte man ungefähr folgendes Zwiegespräch vernehmen, das sich zwischen dem Besitzer der oberen und dem der unteren Pritsche entspann:
»Du, Ernst!«
»Hm?«
»Ich glaube, sie schießen!«

»Na, laß uns man noch ein bißchen liegen; ich denke, das waren die letzten.«
Nach einer Viertelstunde:
»Du, Oskar!«
»Ja?«

»Das hört ja heute gar nicht mehr auf; ich glaube, eben ist eine Schrapnellkugel durch die Wand geflogen. Wir wollen doch lieber aufstehen. Der Artilleriebeobachter nebenan ist schon lange ausgerissen!«

Die Stiefel hatten wir leichtsinnigerweise immer ausgezogen. Wenn wir fertig waren, war es der Engländer meist auch, und wir konnten uns vergnügt an den lächerlich kleinen Tisch setzen, den von der Hitze sauer gewordenen Kaffee trinken und die Morgenzigarre anzünden. Nachmittags wurde vor der Tür der englischen

Artillerie zum Hohn ein Sonnenbad auf der Zeltbahn genommen.

Auch sonst war unsere Bude äußerst kurzweilig. Wenn man im süßen Nichtstun auf der Drahtpritsche lag, pendelten riesige Regenwürmer an der Erdwand, die bei Störungen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in ihre Löcher schössen. Ein grämlicher Maulwurf schnüffelte ab und zu aus seinem Bau heraus und trug viel zur Belebung unserer ausgedehnten Mittagsruhe bei.

Am 12. Juni mußte ich mit zwanzig Mann die zum Kompanieabschnitt gehörige Feldwache besetzen. Zu später Stunde verließen wir die Stellung und schritten auf einem Trampelpfade, der sich durch das wellige Gelände schlängelte, in den lauen Abend hinein. Die Dämmerung war so weit vorgeschritten, daß der Klatschmohn auf den verwilderten Feldern mit dem hellgrünen Grase in einen satten Ton verschmolz. Im abnehmenden Lichte trat immer eindringlicher meine Lieblingsfarbe hervor, das fast schwarze Rot, das zu gleicher Zeit wild und schwermütig stimmt.

Wir schlenderten, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, mit umgehängtem Gewehr lautlos über den blumigen Teppich dahin und hatten nach zwanzig Minuten unser Ziel erreicht. Flüsternd wurden Parole und Wache übergeben, leise die Posten aufgestellt, dann entschwand die abgelöste Mannschaft in der Dunkelheit.

Die Feldwache lehnte sich an einen kleinen Steilhang, in den eine Reihe von flüchtig ausgehobenen Fuchslöchern gegraben war. Im Rücken floß ein wirr verwachsenes Waldstück in die Nacht, vom Hange durch einen hundert Meter breiten Wiesenstreifen getrennt. Davor und in der rechten Flanke erhoben sich zwei Hügel, auf denen die englische Linie verlief. Der eine trug eine Ruine mit dem verheißungsvollen Namen »Himmelfahrtsferme«. Zwischen diesen Hügeln führte ein Hohlweg auf den Gegner zu.

Dort stieß ich beim Abgehen meiner Posten auf den Vizefeldwebel Hackmann und einige Leute der siebenten Kompanie; sie standen im Begriff, auf Patrouille zu gehen. Obwohl ich eigentlich meine Feldwache nicht verlassen durfte, schloß ich mich ihnen als Schlachtenbummler an.

Wir überschritten, indem wir eine von mir erfundene Art des Vorgehens anwandten, zwei den Weg sperrende Drahtverhaue und gelangten, seltsamerweise ohne auf einen Posten zu stoßen, über den Hügelkamm, auf dem wir rechts und links von uns Engländer schanzen hörten. Später wurde mir klar, daß der Gegner seine Posten zurückgezogen hatte, um sie nicht bei dem Feuerüberfall auf unsere Feldwache, von dem ich gleich berichten werde, in Mitleidenschaft zu ziehen.

Die eben erwähnte Art des Vorgehens bestand darin, daß ich in einem Gelände, in dem wir jeden Augenblick auf den Feind stoßen konnten, die Patrouillenteilnehmer abwechselnd vorkriechen ließ. So befand sich zur Zeit immer nur einer, den sich das Schicksal auswählen mochte, in der Gefahr, von einem lauernden Schützen erschossen zu werden, während die anderen geschlossen weiter hinten zum Eingreifen bereit waren. Ich schloß mich von diesem Dienst nicht aus, obwohl meine Anwesenheit bei der Patrouille richtiger gewesen wäre; aber im Kriege entscheiden nicht taktische Rücksichten allein.

Wir umschlichen mehrere schanzende Abteilungen, die leider durch dichte Hindernisse von uns getrennt waren. Nachdem der Vorschlag des etwas absonderlichen Feldwebels, sich als Überläufer auszugeben und so lange zu verhandeln, bis wir den ersten feindlichen Posten umgangen hätten, in einer kurzen Beratung verworfen war, pirschten wir uns zur Feldwache zurück.

Solche Ausflüge wirken anregend; das Blut kreist schneller, und die Gedanken drängen sich auf. Ich beschloß, die milde Nacht zu verträumen, und richtete mir

oben am Steilhang ein Nest im hohen Grase her, das ich mit meinem Mantel ausfütterte. Dann zündete ich mir so versteckt wie möglich eine Pfeife an und überließ mich meiner Phantasie.

Inmitten des schönsten Luftschlosses wurde ich durch ein merkwürdiges Rascheln im Waldstück und auf der Wiese hochgeschreckt. Vorm Feinde liegen die Sinne immer auf der Lauer, und es ist sonderbar, daß man in solchen Augenblicken bei gar nicht ungewöhnlichen Geräuschen sofort bestimmt weiß: Jetzt ist etwas los!

Gleich darauf kam der nächste Posten angestürzt: »Herr Leutnant, soeben gehen siebzig Engländer gegen den Waldrand vor!«

Ich wunderte mich etwas über die genaue Zahlenangabe, versteckte mich aber auf alle Fälle mit den vier in meiner Nähe liegenden Füsilieren oben auf dem Steilhang im hohen Gras, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten. Nach einigen Sekunden sah ich einen Trupp über die Wiese huschen. Während meine Leute die Gewehre darauf richteten, rief ich ein leises »Wer da?« hinab. Es war der Unteroffizier Teilengerdes, ein bewährter alter Krieger der Zweiten, der seine aufgeregte Gruppe sammelte.

Auch die anderen Gruppen strömten eilig herbei. Ich ließ eine Schützenlinie bilden, deren Flügel sich an den Steilhang und das Waldstück anlehnten. In einer Minute standen die Männer mit aufgepflanztem Seitengewehr. Es konnte nichts schaden, die Richtung nachzusehen; in solchen Lagen geht nichts über die Pedanterie. Als ich einen etwas zurückstehenden Mann zurechtweisen wollte, bekam ich zur Antwort: »Ich bin Krankenträger.« Der hatte sein Reglement im Kopf. Beruhigt ließ ich antreten.

Während wir den Wiesenstreifen überschritten, fuhr ein Hagel von Schrapnellkugeln über unsere Köpfe hinweg. Der Gegner legte auf diese Weise eine dichte Feuerglocke über uns, um uns von unseren Verbindungen abzuschnei-

den. Wir gingen unwillkürlich in Laufschritt über, um den toten Winkel des vor uns liegenden Hügels zu gewinnen.

Plötzlich erhob sich vor mir ein dunkler Schatten aus dem Kraut. Ich riß eine Handgranate ab und schleuderte sie ihm mit einem Schrei entgegen. Zu meinem Schrecken erkannte ich beim Aufblitzen der Explosion den Unteroffizier Teilengerdes, der unbemerkt vorgelaufen und über einen Draht gestolpert war. Glücklicherweise blieb er unverletzt. Gleichzeitig ertönte neben uns das schärfere Krachen englischer Handgranaten, und das Schrapnellfeuer nahm eine unangenehme Dichte an.

Die Schützenlinie zerflatterte und verschwand in der Richtung auf den Steilhang, der unter schwerem Feuer lag, während ich mit Teilengerdes und drei Getreuen meinen Platz behielt. Plötzlich stieß mich einer an: »Die Engländer!«

Wie ein Traumbild bohrte sich auf der nur durch stiebende Funken erhellten Wiese eine Doppelschnur kniender Gestalten in mein Auge in der Sekunde, in der sie sich erhoben, um vorzugehen. Ich erkannte deutlich die Figur des Offiziers, der am rechten Flügel den Befehl zu dieser Bewegung gab. Freund und Feind waren von der plötzlichen und unerwarteten Begegnung wie gelähmt. Dann rissen wir aus — das einzige, was uns übrigblieb — ohne daß der Gegner in seiner Erstarrung auf uns schoß.

Wir sprangen auf und rannten dem Steilhang zu. Obwohl ich über einen tückisch durchs hohe Gras gespannten Draht stolperte und mich überschlug, kam ich doch glücklich an und brachte meine erregten Leute, die ich dort wiederfand, mit knapper Not in eine auf Tuchfühlung gedrängte Schützenlinie.

Unsere Lage war nun so, daß wir unter der Feuerglocke saßen wie unter einem enggeflochtenen Korb. Allem Anschein nach hatten wir bei unserem Vorstoß die Abteilung, die uns ausheben sollte, in ihrer umfassenden Bewegung

gestört. Wir lagen am Fuße des Steilhanges auf einem Feldweg, der etwas ausgefahren war. Die flache Mulde, die die Räder hinterlassen hatten, genügte jedoch, um uns notdürftig gegen Gewehrschüsse zu decken, denn in der Gefahr schmiegt man sich an die Erde wie an die Mutter an. Wir hielten die Gewehre gegen das Waldstück gerichtet, hatten also die englischen Linien hinter uns. Dieser Umstand beunruhigte mich mehr als alles, was im Walde vor sich ging, deshalb schickte ich zuweilen während der nun folgenden Ereignisse einen Späher den Hang hinauf.

Plötzlich verstummte das Feuer; wir mußten uns auf den Angriff gefaßt machen. Kaum hatte sich das Ohr an die überraschende Stille gewöhnt, als ein vielfaches Knacken und Rauschen durch das Unterholz des Wäldchens glitt.

»Halt! Wer da! Parole?!«

Wir brüllten wohl fünf Minuten lang und schrien auch das alte Losungswort des ersten Bataillons »Lüttje Lage« - einen Ausdruck für Schnaps und Bier, der jedem Hannoveraner geläufig ist; doch antwortete uns nur ein unverständliches Geschrei. Endlich entschloß ich mich, den Feuerbefehl zu erteilen, obwohl einige von uns behaupteten, deutsche Worte gehört zu haben. Meine zwanzig Gewehre fegten ihre Geschosse in das Wäldchen, die Kammern rasselten, und bald vernahmen wir im Dickicht das Klagen von Verwundeten. Ich hatte dabei ein flaues Gefühl der Ungewißheit, denn es war nicht unmöglich, daß wir auf herbeigeeilte Unterstützungen feuerten.

Daher beruhigte es mich, daß uns ab und zu gelbe Flämmchen entgegenblitzten, die allerdings bald erloschen. Einer bekam einen Schulterschuß und wurde durch den Krankenträger betreut.

»Stopfen!«

Langsam drang das Kommando durch, und das Feuer ruhte. Die Spannung war durch die Tat gedämpft.

Erneutes Parolerufen. Ich kramte mein Englisch zusam-

men und schrie einige überredende Aufforderungen hinüber:
»Come here, you are prisoners, hands up!«

Darauf drüben vielstimmiges Geschrei, von dem die Unseren behaupteten, es klänge wie »Rache, Rache!«. Ein einzelner Schütze trat aus dem Waldsaum heraus und kam auf uns zu. Einer beging den Fehler, ihm »Parole!« entgegenzurufen, worauf er unschlüssig stehenblieb und sich umdrehte. Ein Späher offenbar.
»Schießt ihn kaputt!«

Ein Dutzend Schüsse; die Gestalt sank zusammen und glitt ins hohe Gras.

Das Zwischenspiel erfüllte uns mit Genugtuung. Vom Waldrand erscholl wieder das seltsame Stimmengewirr; es klang, als ob die Angreifer sich gegenseitig ermutigten, gegen die geheimnisvollen Verteidiger vorzugehen.

In höchster Spannung starrten wir auf den dunklen Saum. Es begann zu dämmern, ein leichter Nebel stieg vom Wiesengrunde auf.

Nun bot sich uns ein Bild, wie es in diesem Kriege der weithintreffenden Waffen kaum noch zu sehen war. Aus dem Dunkel des Unterholzes löste sich eine Reihe von Schatten und trat auf die offene Wiese hinaus. Fünf, zehn, fünfzehn, eine ganze Kette. Zitternde Hände lösten die Sicherungsflügel. Auf fünfzig Meter waren sie heran, auf dreißig, auf fünfzehn ... Feuerrr! Minutenlang knarrten die Gewehre. Funken sprühten auf, wenn spritzende Bleikerne gegen Waffen und Stahlhelme wuchteten.

Plötzlich ein Schrei: »Aaaachtung, links!« Eine Schar von Angreifern schnellte von ganz links auf uns zu, voran eine Riesengestalt mit vorgestrecktem Revolver, eine weiße Keule schwingend.
»Linke Gruppe links schwenken!«

Die Leute flogen herum und empfingen die Ankömmlinge stehend. Einige der Gegner, darunter der Führer, brachen unter den hastig abgefeuerten Schüssen zusammen,

die anderen verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen waren.

Das war der Augenblick zum Draufgehen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr und wütendem Hurra stürmten wir das Wäldchen. Handgranaten flogen in das verschlungene Gestrüpp, und im Nu waren wir wieder im Alleinbesitz unserer Feldwache, allerdings ohne den geschmeidigen Gegner gepackt zu haben.

Wir sammelten uns in einem angrenzenden Kornfeld und starrten uns mit blassen, übernächtigen Gesichtern an. Die Sonne war strahlend aufgegangen. Eine Lerche stieg hoch und ärgerte uns durch ihr Trillern. Unwirklich war das alles wie nach einer fieberhaft durchspielten Nacht.

Während wir uns die Feldflaschen boten und eine Zigarette ansteckten, hörten wir, wie sich der Gegner mit einigen laut jammernden Verwundeten durch den Hohlweg entfernte. Wir erblickten sogar für einen Augenblick seinen Zug, leider nicht lange genug, um ihm den Rest geben zu können.

Ich beschloß, den Kampfplatz abzugehen. Aus der Wiese stiegen fremdartige Rufe und Schmerzensschreie auf. Die Stimmen erinnerten an die Laute der Frösche, die man nach einem Gewitter in den Wiesen hört. Wir entdeckten im hohen Grase eine Reihe von Toten und drei Verwundete, die uns, auf ihre Arme gestützt, um Gnade anflehten. Sie schienen fest überzeugt, daß wir sie jetzt umbringen würden.

Auf meine Frage: »Quelle nation?« antwortete einer: »Pauvre Radschput!«

Wir hatten also Inder vor uns, weit übers Meer gekommen, um sich auf diesem gottverlassenen Stück Erde an Hannoverschen Füsilieren die Schädel einzurennen.

Die zierlichen Gestalten waren übel zugerichtet. Auf diese kurzen Entfernungen nimmt das Infanteriegeschoß Sprengwirkung an. Zum Teil waren sie im Liegen zum

zweiten Mal getroffen, so daß die Geschoßbahn sich durch die ganze Länge des Körpers zog. Keiner hatte weniger als zwei Schüsse bekommen. Wir nahmen sie auf und schleppten sie unserem Graben zu. Da sie schrien, als ob sie am Spieße stäken, hielten ihnen meine Leute den Mund zu und drohten mit der Faust, wodurch sie in ihrer Angst noch bestärkt wurden. Einer starb unterwegs, aber er wurde doch noch mitgenommen, da auf jeden Gefangenen, ob tot oder lebend, ein Kopfpreis stand. Die beiden anderen suchten unser Wohlgefallen zu gewinnen, indem sie fortwährend riefen: »Anglais pas bon!« Weshalb diese Leute französisch sprachen, ist mir nicht recht klar geworden. Der Aufzug, bei dem sich das Klagen der Gefangenen mit unserem Jubel mischte, hatte etwas Vorzeitliches. Das war kein Krieg mehr; es war ein uraltes Bild.

Im Graben wurden wir von der Kompanie, die den Lärm des Kampfes gehört und schweres Absperrungsfeuer bekommen hatte, im Triumph empfangen, und unsere Beute wurde gebührend bestaunt. Hier gelang es mir, unsere Gefangenen, denen man sehr böse Dinge über uns erzählt zu haben schien, ein wenig zu beruhigen. Sie begannen aufzutauen und nannten mir ihre Namen; der eine hieß Amar Singh. Ihre Truppe waren die First Hariana Lancers, ein gutes Regiment. Dann zog ich mich mit Kius, der gleich ein halbes Dutzend Aufnahmen machte, in unsere Hütte zurück und ließ mich von ihm zur Feier des Tages mit Spiegeleiern bewirten.

Unser kleines Gefecht wurde im Divisionstagesbefehl erwähnt. Wir hatten mit zwanzig Mann einer um das Mehrfache überlegenen Abteilung, die uns schon in den Rücken gekommen war, siegreich widerstanden, obwohl wir Anweisung erhalten hatten, uns bei überlegenem Angriff zurückzuziehen. Doch allzu begierig hatte ich während der Langeweile des Stellungskrieges auf eine solche Gelegenheit gehofft.

Es erwies sich übrigens, daß wir außer unserem Verwundeten noch einen Mann verloren hatten, der auf mysteriöse Weise verschwunden war. Es handelte sich um einen Soldaten, der kaum noch felddienstfähig war, weil eine frühere Verwundung in ihm eine krankhafte Ängstlichkeit hinterlassen hatte. Wir vermißten ihn erst am nächsten Tage; ich nahm an, daß er in seiner Furcht in eins der Kornfelder gelaufen und dort durch einen Treffer niedergestreckt war.

Am nächsten Abend bekam ich Befehl, die Feldwache wieder zu besetzen. Da sich der Gegner inzwischen dort eingenistet haben konnte, umfaßte ich mit zwei Abteilungen zangenförmig das Gehölz; eine führte Kius, die andere ich. Ich wandte hier zum ersten Male eine besondere Art der Annäherung an einen gefährlichen Punkt an, die darin bestand, Mann hinter Mann in einem weiten Bogen darum herumzugehen. Stellte sich der Ort als besetzt heraus, so schaffte eine einfache Rechts- oder Linkswendung eine flankierende Feuerfront. Nach dem Kriege habe ich diese Ordnung unter dem Namen der Schützenreihe in die Infanterie-Gefechtsvorschrift eingeführt.

Die beiden Abteilungen trafen sich am Steilhang ohne Zwischenfall — wenn man davon absehen will, daß Kius mich beim Spannen seiner Pistole fast angeschossen hätte.

Vom Feinde war nichts zu bemerken, nur aus dem Hohlweg, den ich mit dem Feldwebel Hackmann erkundet hatte, rief uns ein Posten an, schoß eine Leuchtkugel ab und feuerte. Wir merkten uns den vorlauten jungen Mann für unseren nächsten Ausflug vor.

An der Stelle, an der wir in der vorigen Nacht den Flankenangriff abgeschlagen hatten, lagen drei Leichen. Es waren zwei Inder und ein weißer Offizier mit zwei goldenen Sternen auf den Achselstücken, also ein Oberleutnant. Er hatte einen Schuß ins Auge bekommen. Das Geschoß hatte beim Austritt die Schläfe durchbohrt und den Rand

seines Stahlhelms zerschmettert, den ich als Trophäe an mich nahm. Seine Rechte hielt noch die von eigenem Blut bespritzte Keule, die Linke einen schweren, sechsschüssi-gen Coltrevolver umspannt, dessen Trommel nur noch zwei geladene Patronen enthielt. Er war uns also scharf auf den Leib gerückt.

In den nächsten Tagen machte sich noch eine Anzahl im Unterholz des Wäldchens verborgener Leichen bemerkbar — ein Zeichen der schweren Verluste des Angreifers, das den Ort noch verfinsterte. Als ich mich einmal allein durch das Gestrüpp arbeitete, befremdete mich ein leises zischendes und sprudelndes Geräusch. Ich trat näher und stieß auf zwei Leichname, die infolge der Hitze zu einem gespenstischen Leben erwacht schienen. Die Nacht war schwül und still; ich stand lange Zeit wie gebannt vor dem unheimlichen Bild.

Am 18. Juni wurde die Feldwache wieder angegriffen; diesmal verlief die Sache nicht so glücklich. Es entstand eine Panik; die Besatzung preschte auseinander und konnte nicht mehr gesammelt werden. Einer, der Unteroffizier Erdelt, lief in der Verwirrung gerade auf den Steilhang zu, rollte hinunter und fand sich unten inmitten eines Klumpens lauernder Inder wieder. Er warf mit Handgranaten um sich, wurde aber gleich von einem indischen Offizier am Kragen gepackt und mit einer Drahtpeitsche ins Gesicht geschlagen. Dann wurde ihm die Uhr abgenommen. Unter Stößen und Knüffen mußte er sich in Marsch setzen; es gelang ihm jedoch zu entkommen, als die Inder sich einmal im Strichfeuer hinwarfen. Nach längeren Irrfahrten hinter der feindlichen Front kam er wieder in unserer Linie an, mit dicken Striemen im Gesicht.

Am Abend des 19. Juni ging ich mit dem kleinen Schultz, zehn Mann und einem leichten Maschinengewehr von dem allmählich recht beklemmenden Ort auf Streife aus, um dem Posten, der sich neulich so forsch im Hohlweg be-

merkbar gemacht hatte, einen Besuch abzustatten. Schultz ging mit seinen Leuten rechts, ich links vom Hohlweg vor, mit der Verabredung, uns gegenseitig beizuspringen, wenn ein Trupp Feuer bekäme. Wir arbeiteten uns kriechend, ab und zu lauschend, durch Gras und Ginstergestrüpp.

Plötzlich ertönte das klappernde Geräusch einer Gewehrkammer, die aufgezogen und wieder zugestoßen wurde. Wir lagen wie angegossen am Boden. Jeder alte Streifengänger weiß die Reihe unangenehmer Gefühle der nächsten Sekunden zu würdigen. Man hat vorläufig die Freiheit des Handelns verloren und muß abwarten, was der Gegner tut.

Ein Schuß zerriß die drückende Stille. Ich lag hinter einer Ginsterstaude; rechts von mir warf ein Mann Handgranaten in den Hohlweg hinab. Dann sprühte eine Feuerlinie vor uns auf. Der ekelhaft scharfe Knall der Abschüsse verriet, daß die Schützen nur wenige Schritt vor uns lagen. Ich sah, daß wir in eine üble Falle geraten waren, und rief zum Rückzug. Wir sprangen hoch und rannten in wahnsinniger Hast zurück, während auch zu unserer Linken Gewehrfeuer einsetzte. Inmitten dieses Geknatters gab ich jede Hoffnung auf ein heiles Zurückkommen auf. Das Bewußtsein war in ständiger Erwartung eines Treffers. Der Tod hielt eine Hetzjagd ab.

Von links ging eine Abteilung mit schrillem Hurräh auf uns los. Der kleine Schultz gestand mir später, die Vorstellung gehabt zu haben, daß ein hagerer Inder messerschwingend hinter ihm her wäre und ihn schon fast am Kragen gepackt hätte.

Einmal stürzte ich und über mich hinweg der Unteroffizier Teilengerdes. Ich verlor Stahlhelm, Pistole und Handgranaten. Nur weiter! Endlich erreichten wir den schirmenden Steilhang und preschten hinab. Zur selben Zeit kam Schultz mit seinen Leuten an. Er berichtete mir ganz außer Atem, daß er wenigstens den frechen Posten durch

Handgranaten gezüchtigt habe. Gleich darauf wurde ein Mann angeschleppt, der Schüsse durch beide Beine bekommen hatte. Alle anderen waren unverwundet. Das größte Unglück war, daß der Mann, der das Maschinengewehr getragen hatte, ein Rekrut, über den Verwundeten gefallen war und das Ding im Stich gelassen hatte.

Während wir noch lebhaft hin- und herredeten und eine zweite Annäherung planten, setzte ein Artilleriefeuer ein, das mich genau an die Nacht vom 12. erinnerte, auch in bezug auf die heillose Verwirrung, die sofort um sich griff. Ich fand mich ohne Waffe am Steilhang allein mit dem Verwundeten, der sich mit beiden Händen vorwärtszog, an mich herankroch und jammerte: »Herr Leutnant, nicht allein lassen!«

Ich mußte, so leid es mir tat, ihn liegen lassen und die Feldwache aufstellen. Er wurde aber vor Tag zurückgebracht.

Wir sammelten uns in einer Reihe von Postenlöchern am Waldrand und waren herzlich froh, als der Morgen dämmerte, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte.

Der nächste Abend fand uns an demselben Ort mit der Absicht, unser Maschinengewehr wiederzuholen, doch verriet uns eine Reihe verdächtiger Geräusche beim Anschleichen, daß wieder eine starke Besatzung lauerte.

Wir bekamen daher den Auftrag, die verlorene Waffe mit Gewalt wiederzuerobern, und zwar sollten wir in der nächsten Nacht um zwölf Uhr nach einer Feuervorbereitung von drei Minuten die feindlichen Postierungen angreifen und das Gewehr suchen. Ich hatte schon befürchtet, daß uns der Verlust Scherereien bereiten würde, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und schoß am Nachmittag selbst einige Batterien ein.

Um elf Uhr fand ich mich mit meinem Unglückskameraden Schultz wieder auf dem unheimlichen Stück Erde, auf dem uns schon so manche wilde Stunde geblüht hatte. Der

Verwesungsgeruch hatte sich in der schwülen Luft schier unerträglich verstärkt. Wir überstreuten die Gefallenen mit Chlorkalk, den wir in Säcken mitgebracht hatten. Wie Leichentücher leuchteten die weißen Flecke aus der Dunkelheit.

Das Unternehmen fing damit an, daß uns die eigenen Maschinengewehrgeschosse um die Beine flogen und in den Steilhang klatschten. Deswegen entstand ein heftiger Zank zwischen mir und dem kleinen Schultz, der die Gewehre eingerichtet hatte. Wir versöhnten uns jedoch wieder, als Schultz mich hinter einem Busche im Zwiegespräch mit einer Flasche Burgunder entdeckte, die ich zur Stärkung für das bedenkliche Abenteuer mitgenommen hatte.

Zur verabredeten Zeit brauste die erste Granate heran. Sie schlug fünfzig Meter hinter uns ein. Ehe wir uns noch über diese seltsame Schießerei verwundern konnten, saß eine zweite neben uns auf dem Steilhang und überschauerte uns mit einem Erdregen. Hierbei durfte ich noch nicht einmal fluchen, denn ich hatte das Feuer ja festgelegt.

Nach dieser wenig ermunternden Einleitung gingen wir vor, mehr der Ehre wegen als in der Hoffnung auf Erfolg. Wir hatten das Glück, daß die Posten anscheinend ihre Plätze verlassen hatten, sonst wäre uns wohl ein unsanfter Willkomm zuteil geworden. Leider fanden wir das Maschinengewehr nicht, allerdings suchten wir auch nicht lange danach. Wahrscheinlich war es schon längst im Besitz der Engländer.

Auf dem Rückwege sagten Schultz und ich uns noch einmal gründlich die Meinung, ich ihm über das Einrichten seiner Gewehre, er mir über das Einschießen der Geschütze. Ich hatte so genau eingeschossen, daß mir die Sache unbegreiflich war. Erst später erfuhr ich, daß jedes Geschütz bei Nacht kürzer schießt und daß ich bei der Entfernungsangabe hundert Meter hätte zulegen müssen.

Dann berieten wir das Wichtigste des ganzen Unternehmens: die Meldung. Wir faßten sie so ab, daß jeder zufrieden war.

Da wir am folgenden Tage durch Truppen einer anderen Division abgelöst wurden, hatte das Geplänkel ein Ende. Wir kamen vorläufig nach Montbrehain zurück und marschierten von dort nach Cambrai, wo wir fast den ganzen Monat Juli verlebten.

Die Feldwache ging in der auf unseren Abzug folgenden Nacht endgültig verloren.

Langemarck

Cambrai ist ein verträumtes Städtchen des Artois, an dessen Namen sich manche historische Erinnerung knüpft. Enge, altertümliche Gassen schlingen sich um das mächtige Rathaus, um verwitterte Stadttore und die vielen Kirchen, in deren größter Fenelon predigte. Wuchtige Türme ragen aus einem Gewirr spitzer Giebel hervor. Breite Alleen führen zum gepflegten Stadtpark, den ein Denkmal des Fliegers Bleriot ziert.

Die Einwohner sind stille, freundliche Leute, die in den großen, einfach aussehenden und reich ausgestatteten Häusern ein behagliches Dasein führen. Viele Rentiers verbringen hier ihren Lebensabend. Das Städtchen führt mit Recht den Beinamen »La ville des millionaires«, denn kurz vor dem Kriege zählte man über vierzig Millionäre in ihm.

Der Große Krieg riß das Nest aus seinem Dornröschenschlummer und verwandelte es in einen Brennpunkt riesiger Schlachten. Ein hastiges neues Leben rasselte über das holprige Pflaster und klirrte gegen die kleinen Fenster, hinter denen ängstliche Gesichter lauerten. Fremde Gesellen tranken die liebevoll gefüllten Keller leer, warfen sich

in die mächtigen Mahagonibetten und störten in ständigem Wechsel die beschauliche Ruhe der Privatiers, die nun inmitten der verwandelten Umgebung an den Ecken und Haustüren zusammenstanden und sich mit vorsichtiger Stimme Schauermären und sicherste Nachrichten über den nahen Endsieg der Landsleute zuraunten.

Die Mannschaft bezog eine Kaserne, die Offiziere waren in der Rue des Liniers untergebracht. Diese Straße nahm während unserer Anwesenheit das Aussehen eines Studentenviertels an; allgemeine Unterhaltungen aus den Fenstern, nächtliche Gesänge und kleine Abenteuer waren die Dinge, die uns beschäftigten.

Jeden Morgen rückten wir zum Exerzieren auf den großen Platz bei dem später berühmt gewordenen Dorfe Fontaine. Ich hatte einen Dienst nach meinem Sinn, denn Oberst von Oppen hatte mir die Zusammenstellung und Ausbildung eines Sturmtrupps anvertraut. Dazu hatten sich viele Freiwillige gemeldet, unter denen ich die Gefährten der Späh- und Streifgänge bevorzugte. Da es sich um neue Formen handelte, entwarf ich selbst das Reglement.

Mein Quartier war behaglich; selten ließen meine Wirte, das freundliche Juweliersehepaar Plancot-Bourlon, mich mittags essen, ohne mir irgend etwas Gutes heraufzuschicken. Abends saßen wir bei einer Tasse Tee zusammen, spielten Tricktrack und plauderten. Besonders oft wurde natürlich die schwer zu beantwortende Frage erörtert, warum die Menschen Krieg führen.

Während dieser Stunden gab der gute Monsieur Plancot mancherlei Schwanke der allzeit müßigen und witzigen Bürger Cambrais zum besten, die in Friedenszeiten Straßen, Weinschenken und Wochenmarkt mit schallendem Gelächter erfüllt hatten und mich lebhaft an den köstlichen »Onkel Benjamin« erinnerten.

So hatte einmal ein Schalk an sämtliche Buckligen der

Umgebung eine Aufforderung geschickt, sich wegen einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit bei einem bestimmten Notar einzufinden. Hinter einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses genoß er dann zur festgesetzten Stunde mit einigen Freunden das Schauspiel, siebzehn wütende und lärmende Kobolde auf den unglücklichen Notar eindringen zu sehen.

Gut war auch die Geschichte einer alten Schraube, die gegenüber wohnte und sich durch einen seltsam zur Seite verbogenen Schwanenhals auszeichnete. Sie war vor zwanzig Jahren als ein Mädchen bekannt gewesen, das sich durchaus verheiraten wollte. Sechs junge Leute verabredeten sich, und jeder nahm ihr das gern gegebene Versprechen ab, bei ihren Eltern um sie anhalten zu dürfen. Am nächsten Sonntag fuhr eine Riesenkutsche vor, in der die sechs Bewerber saßen, jeder mit einem Blumenstrauß in der Hand. In ihrem Schrecken verschloß die Schöne das Haus und versteckte sich, während die Freier zum Ergötzen der Nachbarschaft auf der Straße tolle Allotria vollführten.

Oder folgendes Histörchen: Auf den Markt kommt ein berüchtigter junger Cambresien und fragt eine Bauersfrau, auf einen weichen, runden und appetitlich mit grünem Lauch bestreuten Käse zeigend:
»Was kostet dieser Käse hier?«
»Zwanzig Sous, mein Herr!«
Er gibt ihr die zwanzig Sous.
»Der Käse gehört also jetzt mir?«
»Gewiß, mein Herr!«
»Ich kann also mit diesem Käse machen, was ich will?«
»Aber gewiß doch!«

Klatsch! wirft er ihr den Käse ins Gesicht und läßt sie stehen.

Am 25. Juli nahmen wir Abschied von dem lieben Städtchen und fuhren nordwärts nach Flandern. In den Zeitun-

gen hatten wir gelesen, daß dort schon wochenlang ein Artilleriekampf tobte, der auch den der Sommeschlacht noch übertraf, wenn nicht an absoluter Dichte wie bei Guillemont und Combles, so doch an Weiträumigkeit.

In Staden wurden wir unter fernem Kanonendonner ausgeladen und marschierten durch die ungewohnte Landschaft, dem Ohndanklager zu. Rechts und links von der schnurgeraden Heerstraße grünten fruchtbare, beetartig erhöhte Felder und saftige, von Hecken besäumte Wiesen. Weit verstreut lagen saubere Bauernhöfe mit niederen Stroh- oder Ziegeldächern, an deren Mauern Bündel von Tabakblättern zum Trocknen aufgehängt waren. Die des Weges kommenden Landleute waren von flämischem Schlag und unterhielten sich in derber, heimatlich anmutender Sprache. Wir verbrachten den Nachmittag in den Gärten von Einzelgehöften, der Sicht der feindlichen Flieger entzogen. Ab und zu sausten mit weit herkommendem Gurgeln gewaltige Granaten von Schiffsgeschützen über unsere Köpfe hinweg und schlugen in der Nähe ein. Eine fuhr in einen der zahlreichen kleinen Bäche und tötete einige Leute vom Regiment 91, die dort badeten.

Gegen Abend mußte ich mit einem Vorkommando zur Stellung des Bereitschaftsbataillons abrücken, um die Ablösung vorzubereiten. Wir gingen durch den Houthulster Wald und das Dorf Kokuit zum Reservebataillon und wurden auf diesem Wege durch schwere Granaten einige Male »aus dem Schritt gebracht«. In der Dunkelheit hörte ich die Stimme eines mit unseren Sitten noch unvertrauten Rekruten: »Der Leutnant legt sich ja nie hin.«

»Der weiß Bescheid«, wurde er durch einen vom Sturmtrupp belehrt. »Wenn eine richtig kommt, ist er der erste, der liegt.«

Wir nahmen nur noch Deckung, wenn es nötig war, dann aber plötzlich. Den Grad der Notwendigkeit kann allerdings nur der Erfahrene beurteilen, der den Endpunkt

der Geschoßbahn schon im Gefühl hat, ehe der Neuling noch das leichte, ankündigende Flattern vernimmt. Um besser hören zu können, tauschte ich im gefährdeten Bereich den Stahlhelm gegen die Feldmütze.

Unsere Führer, die ihrer Sache nicht ganz sicher schienen, wanden sich durch einen endlos langen Schachtelgraben vor. So nennt man Gänge, die des Grundwassers wegen nicht tief gebaut, sondern mit Sandsäcken und Faschinen auf dem gewachsenen Boden errichtet sind. Dann streiften wir einen unheimlich zerflederten Wald, aus dem, wie die Führer erzählten, vor einigen Tagen ein Regimentsstab durch die Kleinigkeit von tausend Vierundzwanzig-Zentimeter-Granaten vertrieben war. »Hier scheint es ja großzügig zuzugehen«, dachte ich mir dabei.

Nachdem wir kreuz und quer durch dichtes Unterholz geirrt waren, standen wir ratlos, von unseren Führern verlassen, auf einem schilfbewachsenen Stück Erde, von moorigen Sümpfen eingefaßt, auf deren schwarzen Spiegeln sich das Mondlicht brach. Granaten fuhren in den weichen Boden, und hochgeschleuderter Schlamm klatschte plätschernd herab. Endlich kam der unglückliche Führer, auf den sich unsere Wut verdichtete, zurück und gab an, den Weg gefunden zu haben. Er führte uns jedoch wieder irre, bis zu einem Sanitätsunterstand, über dem in regelmäßigen, ganz kurzen Abständen zwei Schrapnells zerpufften, deren Kugeln und Hohlbläser durch die Äste prasselten. Der diensthabende Arzt stellte uns einen vernünftigen Mann, der uns zur Mäuseburg, dem Sitze des Bereitschaftskommandeurs, geleitete.

Ich begab mich gleich weiter zu der Kompanie des Regiments 225, die von unserer Zweiten abgelöst werden sollte, und fand nach langem Suchen im Trichtergelände einige zerfallene Häuser, die innen unauffällig mit Eisenbeton ausgefüttert waren. Das eine war am Tage vorher durch einen schweren Treffer eingedrückt und die Besät-

zung durch die niederkrachende Dachplatte wie in einer Mausefalle zerquetscht worden.

Für den Rest der Nacht zwängte ich mich in den überfüllten Betonklotz des Kompanieführers, eines biederen Frontschweins, das sich mit seinem Burschen die Zeit mittels einer Schnapsflasche und einer großen Dose Pökelfleisch vertrieb und öfters innehielt, um kopfschüttelnd dem ständig wachsenden Artilleriefeuer zu lauschen. Dann pflegte er die schönen Zeiten in Rußland zu beseufzen und fluchte über die Auspumpung seines Regiments. Endlich fielen mir die Augen zu.

Der Schlaf war schwer und beklommen; die in der undurchdringlichen Dunkelheit rings um das Haus niederfallenden Brisanzgeschosse riefen inmitten der toten Landschaft ein unsägliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit hervor. Ich schmiegte mich unwillkürlich an einen Mann, der neben mir auf der Pritsche lag. Einmal wurde ich durch einen starken Stoß in die Höhe geschreckt. Wir leuchteten die Wände ab, um zu untersuchen, ob das Haus durchlöchert sei. Es stellte sich heraus, daß eine leichte Granate an der Außenwand zersplittert war.

Den nächsten Nachmittag verbrachte ich beim Bataillonskommandeur auf der Mäuseburg. In rastloser Folge schlugen neben der Befehlsstelle Fünfzehn-Zentimeter-Granaten ein, während der Rittmeister mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier einen endlosen Skat spielte und eine Seltersflasche voll Fusel kreisen ließ. Manchmal legte er die Karten hin, um einen Melder abzufertigen, oder knüpfte mit sorgenvoller Miene ein Gespräch über die Bombensicherheit unseres Betonklotzes an. Trotz seinen eifrigen Gegenreden überzeugten wir ihn, daß wir einem Treffer von oben nicht gewachsen wären.

Am Abend entbrannte das allgemeine Feuer zu rasender Heftigkeit. Vorn stiegen in unaufhörlicher Folge bunte Leuchtkugeln hoch. Staubbedeckte Läufer brachten die

Meldung, daß der Feind angreife. Nach wochenlangem Trommeln brach der Infanteriekampf an. Wir kamen also gerade zurecht.

Zum Stande des Kompanieführers zurückgekehrt, wartete ich auf das Eintreffen der zweiten Kompanie, die um vier Uhr morgens während eines lebhaften Feuerüberfalls erschien. Ich übernahm meinen Zug und führte ihn an seinen Platz, einen von den Trümmern eines vernichteten Hauses bedeckten Betonbau, der inmitten eines riesigen Trichterfeldes von grauenhafter Wüstheit lag.

Um sechs Uhr morgens lichtete sich der dichte flandrische Nebel und gab uns einen Ausblick auf unsere schaurige Umgebung frei. Gleich darauf erschien, dicht über dem Erdboden hängend, ein Schwärm feindlicher Flieger und durchforschte, Sirenensignale abgebend, das zerstampfte Gelände, während versprengt umherirrende Infanteristen sich in Granatlöchern zu verbergen suchten.

Eine halbe Stunde später setzte ein Feuerüberfall ein, der unsere Zufluchtsinsel einem taifungepeitschten Meere gleich umbrandete. Der Wald von Einschlägen um uns verdichtete sich zu einer wirbelnden Wand. Wir hockten zusammen und erwarteten jeden Augenblick den schmetternden Treffer, der uns samt den Betonblöcken spurlos hinwegfegen und unseren Aufenthalt der Trichterwüste gleichmachen mußte.

Unter solchen gewaltigen Feuerstößen, auf die wir uns in längeren Pausen vorbereiten konnten, verging der Tag.

Am Abend erschien ein erschöpfter Gefechtsläufer und übergab mir einen Befehl, dem ich entnahm, daß die erste, dritte und vierte Kompanie um 10.50 Uhr zum Gegenstoß antreten, die zweite ihre Ablösung erwarten und in die vordere Linie einschwärmen sollte. Um den nächsten Stunden gekräftigt entgegensehen zu können, legte ich mich nieder, nicht ahnend, daß mein Bruder Fritz, den ich noch in Hannover wähnte, mit einer Gruppe der dritten

Kompanie durch den Feuerorkan dicht an meiner Hütte vorbei zum Sturm voreilte.

Mein Schlaf wurde lange durch das Jammern eines Verwundeten gestört, den zwei im Trichterfelde verirrte Sachsen, die völlig erschöpft eingeschlafen waren, bei uns niedergelegt hatten. Als sie am nächsten Morgen erwachten, war ihr Kamerad tot. Sie trugen ihn in das nächste Granatloch, überdeckten ihn mit ein paar Schaufeln Erde und entfernten sich, eins der unzähligen einsamen und unbekannten Gräber dieses Krieges zurücklassend.

Ich erwachte erst um elf Uhr aus tiefem Schlummer, wusch mich in meinem Stahlhelm und schickte nach Befehlen zum Kompanieführer, der zu meinem Erstaunen abgerückt war, ohne uns auch nur zu benachrichtigen. So geht es im Kriege zu; man erlebt Versäumnisse, von denen man auf den Manöverfeldern nicht einmal zu träumen wagt.

Während ich noch fluchend auf meiner Pritsche saß und überlegte, was ich tun sollte, erschien ein Gefechtsläufer vom Bataillon und brachte mir den Befehl, sofort die achte Kompanie zu übernehmen.

Ich erfuhr, daß der Gegenangriff des ersten Bataillons in der vorigen Nacht unter starken Verlusten zusammengebrochen war und daß die Reste in einem vor uns liegenden Wäldchen, dem Dobschützwald, und rechts und links davon sich verteidigten. Die achte Kompanie hatte den Auftrag gehabt, zur Verstärkung in das Wäldchen einzuschwärmen, war jedoch im Zwischengelände unter starken Verlusten im Sperrfeuer zerstoben. Da auch ihr Führer, Oberleutnant Büdingen, verwundet war, sollte ich sie erneut vorführen.

Nachdem ich mich von meinem verwaisten Zuge verabschiedet hatte, machte ich mich mit dem Läufer auf den Weg quer durch die schrapnellbestreute Einöde. Eine verzweifelte Stimme hielt unseren gebückten Lauf für einen

Augenblick an. In der Ferne winkte eine halb aus einem Trichter ragende Gestalt mit blutendem Armstumpfe. Wir wiesen auf die von uns verlassene Hütte und hasteten weiter.

Ich fand die Achte als ein entmutigtes, hinter einer Reihe von Betonklötzen hockendes Häuflein vor.

»Zugführer!«

Es erschienen drei Unteroffiziere, die ein zweites Vorgehen gegen den Dobschützwald für unmöglich erklärten. In der Tat standen die schweren Einschläge vor uns wie eine feurige Wand. Ich ließ die Züge zunächst hinter drei Betonklötzen sammeln; jeder zählte noch ungefähr fünfzehn bis zwanzig Mann. In diesem Augenblick griff das Feuer auch auf uns herüber. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Am linken Betonklotz flog eine ganze Gruppe in die Luft, der rechte bekam einen Volltreffer und begrub unter seinen tonnenschweren Trümmern den Oberleutnant Büdingen, der dort noch immer mit seiner Verwundung lag. Wir waren wie in einem Mörser, in den unaufhörlich schwere Stöße niederfuhren. Leichenblasse Gesichter starrten sich an, wieder und wieder erscholl der Aufschrei von Getroffenen.

Nun war es wohl gleichgültig, ob wir liegen blieben, nach hinten ausrissen oder nach vorn. Ich befahl also, mir zu folgen, und sprang mitten ins Feuer hinein. Schon nach ein paar Sätzen überschüttete mich eine Granate mit Erde und schleuderte mich in den nächsten Trichter zurück. Es war kaum erklärlich, daß ich nicht getroffen wurde, denn die Einschläge standen so dicht, daß sie den Helm und die Schultern zu berühren schienen, und sie wühlten wie große Tiere den Boden unter den Füßen auf. Daß ich sie durcheilte, ohne gestreift zu werden, lag wohl nur daran, daß der vielfach aufgepflügte Boden die Geschosse tief einschluckte, ehe sein Widerstand sie zündete. So fuhren ihre Kegel nicht wie breite Gebüsche, sondern steil wie lanzenför-

mige Pappeln hoch. Andere warfen nur eine Glocke auf. Auch merkte ich bald, daß die Wut des Feuers weiter vorn sich verringerte. Nachdem ich mich aus dem Schlimmsten herausgearbeitet hatte, sah ich mich um. Das Gelände war menschenleer.

Endlich tauchten zwei Mann aus Rauch- und Staubwolken auf, dann noch einer, dann wieder zwei. Mit diesen Fünfen erreichte ich glücklich mein Ziel.

In einem halb zerschmetterten Betonklotz saßen Leutnant Sandvoß, Führer der dritten Kompanie, und der kleine Schultz mit drei schweren Maschinengewehren. Ich wurde mit lautem Hallo und einem Schluck Kognak empfangen, dann erklärten sie mir die Lage, die sehr wenig angenehm war. Dicht vor uns saß der Engländer, rechts und links war kein Anschluß mehr. Wir stellten fest, daß diese Ecke nur für ganz alte, im Pulverdampf ergraute Krieger sei.

Unvermittelt fragte mich Sandvoß, ob ich etwas von meinem Bruder gehört hätte. Man wird sich meine Sorge vorstellen können, als ich erfuhr, daß er den nächtlichen Sturm mitgemacht hatte und vermißt wurde. Er war meinem Herzen der Nächste; das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes tat sich vor mir auf.

Gleich darauf kam ein Mann und teilte mir mit, daß mein Bruder verwundet in einem nahen Unterstand liege. Er zeigte dabei auf ein wüstes, von entwurzelten Bäumen bedecktes Blockhaus, das bereits von den Verteidigern verlassen war. Ich eilte über eine Lichtung, die unter gezieltem Gewehrfeuer lag, und trat ein. Welch ein Wiedersehen! Mein Bruder lag in einem von Leichengeruch erfüllten Raum inmitten einer Menge ächzender Schwerverwundeter. Ich fand ihn in einer traurigen Verfassung vor. Beim Sturm hatten ihn zwei Schrapnellkugeln getroffen, die eine hatte die Lunge durchschlagen, die andere das rechte Oberarmgelenk zerschmettert. Das Fieber glänzte

ihm aus den Augen; eine geöffnete Gasmaske hing auf seiner Brust. Er konnte nur mit Mühe sich bewegen, sprechen und atmen. Wir drückten uns die Hand und berichteten.

Es war mir klar, daß er nicht an diesem Ort bleiben durfte, denn jeden Augenblick konnte der Engländer stürmen oder eine Granate dem schwerbeschädigten Betonklotz den Rest geben. Der beste Bruderdienst war, ihn sofort zurückzuschaffen. Obwohl Sandvoß sich gegen jede Schwächung unserer Kampfkraft sträubte, gab ich den fünf mit mir gekommenen Leuten den Auftrag, Fritz zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei« zu tragen und von dort Leute zur Bergung der anderen Verwundeten mitzubringen. Wir knüpften ihn in eine Zeltbahn und steckten eine lange Stange hindurch, dann nahmen ihn zwei Mann auf die Schulter. Noch ein Händedruck, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Ich verfolgte mit meinen Blicken die schwankende Last, die sich durch einen Wald von kirchturmhohen Granatsäulen wand. Bei jedem Einschlag zuckte ich zusammen, bis der kleine Zug im Dunst des Gefechtes verschwunden war. Ich fühlte mich zugleich als Vertreter der Mutter und ihr für das Schicksal des Bruders verantwortlich.

Nachdem ich aus den Trichtern am vorderen Waldrande noch etwas mit den langsam vordringenden Engländern geplänkelt hatte, verbrachte ich die Nacht mit meiner Mannschaft, die sich inzwischen vermehrt hatte, und einer Maschinengewehrbedienung zwischen den Trümmern des Betonklotzes. Unaufhörlich schlugen in die Nähe Brisanzgranaten von ganz außergewöhnlicher Wucht, von denen mich am Abend eine um ein Haar getötet hätte.

Gegen Morgen ratterte plötzlich der Maschinengewehrschütze los, da sich dunkle Gestalten näherten. Es war eine Verbindungspatrouille des Infanterieregiments 76, von der er einen Mann niederstreckte. Derartige Irrtü-

mer kamen in diesen Tagen häufig vor, ohne daß man lange darüber grübelte.

Um sechs Uhr morgens wurden wir durch Teile der Neunten abgelöst, die mir den Befehl überbrachten, in der Rattenburg Kampfstellung zu beziehen. Auf dem Wege dorthin wurde mir noch ein Fahnenjunker durch Schrapnellschuß kampfunfähig gemacht.

Die Rattenburg enthüllte sich uns als ein zerschossenes, mit Betonquadern ausgemauertes Haus hart an dem sumpfigen Bett des Steenbaches. Der Name war gut gewählt. Ziemlich zermürbt hielten wir unseren Einzug und warfen uns auf die strohbedeckten Pritschen, bis uns ein reichliches Mittagessen und die ermunternde Pfeife Tabak hinterher wieder etwas auf die Beine brachten.

In den frühen Nachmittagsstunden setzte eine Beschießung mit schweren und schwersten Kalibern ein. Von sechs bis acht Uhr jagte eine Explosion die andere; oft wurde der Bau durch die ekelhaften Stöße in der Nähe einschlagender Blindgänger erschüttert und drohte einzustürzen. Während dieser Zeit wurden die üblichen Gespräche über die Sicherheit unserer Unterkunft geführt. Wir hielten die Betondecke für ziemlich zuverlässig; da die Burg aber hart am steilen Bachufer stand, hegten wir die Befürchtung, durch ein schweres Flachbahngeschoß unterminiert und mit den Betonblöcken zusammen in den Bachgrund geworfen zu werden.

Als das Feuer gegen Abend verebbte, pirschte ich mich über eine Höhe, die von einem schwirrenden Netz von Schrapnellkugeln überzogen war, zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei«, um mich bei dem Arzt, der gerade das grauenhaft zugerichtete Bein eines Sterbenden untersuchte, nach meinem Bruder zu erkundigen. Voll Freude hörte ich, daß er in verhältnismäßig guter Verfassung zurückgeschafft worden sei.

Zu später Stunde erschienen die Essenträger und brach-

ten der kleinen, auf zwanzig Mann zusammengeschmolzenen Kompanie warme Suppe, Büchsenfleisch, Kaffee, Brot, Tabak und Schnaps. Wir aßen kräftig und ließen die Flasche mit »Achtundneunzigprozentigem« rundgehen. Dann gaben wir uns dem Schlafe hin, der durch aus dem Bachgrund aufsteigende Mückenschwärme, Granaten und zeitweilige Gasbeschießungen reichlich gestört wurde.

Nach dieser unruhigen Nacht schlief ich so tief, daß meine Leute mich wecken mußten, als ihnen am Morgen die Steigerung des Feuers bedenklich zu werden begann. Sie berichteten, daß von vorn schon Versprengte zurückkämen mit der Angabe, die vordere Linie sei geräumt und der Gegner im Vordringen.

Nach dem alten Soldatengrundsatz: »Gut gefrühstückt hält Leib und Seele zusammen«, stärkte ich mich zunächst, steckte mir eine Pfeife an und sah dann zu, was es draußen gab.

Ich hatte nur einen bescheidenen Überblick, denn die Umgebung war in dichten Qualm gehüllt. Das Feuer wurde von Minute zu Minute gewaltiger und erreichte bald jenen Höhepunkt, auf dem die Erregung, keiner weiteren Steigerung fähig, einer fast lustigen Gleichgültigkeit weicht. Rastlos prasselten Schauer von Erdklumpen auf unser Dach, zweimal wurde das Haus selbst gefaßt. Brandgranaten warfen schwere milchweiße Wolken hoch, aus denen feurige Garben zur Erde rieselten. Ein Stück dieser phosphorigen Masse klatschte auf einen Stein vor meinen Füßen und brannte noch minutenlang. Wir hörten später, daß davon getroffene Leute sich auf der Erde gewälzt hatten, ohne das Feuer löschen zu können. Verzögerungsgeschosse wühlten sich dröhnend in den Boden, flache Erdglocken hochstoßend. Gas- und Nebelschwaden krochen schwerfällig über das Feld. Kurz vor uns ertönte Gewehrund Maschinengewehrfeuer, ein Zeichen, daß der Feind schon nahe herangekommen sein mußte.

Unten im Steenbachgrunde watete eine Gruppe von Leuten durch den wechselnden Wald hochspritzender Schlammgeiser. Ich erkannte den Bataillonskommandeur, Hauptmann von Brixen, der sich mit verbundenem Arm auf zwei Sanitäter stützte, und eilte zu ihm. Er rief mir hastig zu, daß der Feind im Vordringen sei, und warnte mich vor längerem Verweilen ohne Deckung.

Bald klatschten die ersten Infanteriegeschosse in die umliegenden Trichter oder zerschellten an den Mauerresten. Immer mehr flüchtende Gestalten verschwanden hinter uns im Dunst, während rasendes Gewehrfeuer für die erbitterte Verteidigung der vorn Aushaltenden zeugte.

Die Stunde war da. Es galt, die Rattenburg zu verteidigen, und ich machte den Leuten, von denen einige flaue Gesichter zogen, klar, daß an Rückzug nicht zu denken sei. Die Mannschaft wurde hinter Schießscharten verteilt und unser einziges Maschinengewehr in eine Fensteröffnung gestellt. Ein Trichter wurde zum Verbandplatz bestimmt und ein Sanitäter, der gleich reichlich Arbeit fand, hineingesetzt. Auch ich nahm ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und hängte einen Gurt Patronen um den Hals.

Da unser Häuflein sehr klein war, versuchte ich, es durch die zahlreichen führungslos umherirrenden Leute zu verstärken. Die meisten folgten willig unseren Zurufen, froh, sich anschließen zu können, während andere weitereilten, nachdem sie einen Augenblick gestutzt und gesehen hatten, daß es bei uns nichts zu holen gab. In solchen Lagen hört jede Rücksicht auf. Ich ließ auf sie anschlagen.

Von den Mündungen der Gewehre magnetisch angezogen, kamen sie langsam näher, obgleich man ihren Mienen ansah, wie ungern sie uns Gesellschaft leisteten. Es gab Ausflüchte, Palaver, mehr oder minder gütliches Zureden.

»Aber ich habe ja gar kein Gewehr!«

»Dann warten Sie, bis einer totgeschossen wird!«

Während einer letzten, gewaltigen Feuersteigerung, bei

der die Trümmer des Hauses mehrere Male getroffen wurden und die Ziegelbrocken hoch aus der Luft auf unsere Stahlhelme klirrten, wurde ich im Blitz eines furchtbaren Schlages zu Boden geworfen. Zum Erstaunen der Mannschaft raffte ich mich unverletzt wieder auf.

Nach diesem mächtigen Schlußwirbel wurde es ruhiger. Das Feuer sprang über uns hinweg und blieb an der Straße Langemarck-Bixschoote stehen. Uns war nicht wohl dabei. Bislang hatten wir den Wald vor Bäumen nicht gesehen; die Gefahr war so gewaltig und vielgestaltig auf uns eingedrungen, daß wir uns nicht mit ihr beschäftigen konnten. Nachdem der Sturm über uns hinweggebraust war, fand jeder Zeit, sich für das zu rüsten, was unvermeidlich kommen mußte.

Und es kam. Die Gewehre vor uns verstummten. Die Verteidiger waren niedergemacht. Aus dem Qualm tauchte eine dichte Schützenlinie auf. Meine Leute schössen, hinter den Trümmern kauernd, das Maschinengewehr tackte. Wie weggewischt verschwanden die Angreifer in den Trichtern und fesselten uns durch ihr Feuer. Rechts und links gingen starke Abteilungen vor. Bald waren wir von einem Kranze von Schützen umringt.

Die Lage war aussichtslos; es hatte keinen Sinn, die Mannschaft hinzuopfern. Ich gab Befehl zum Rückzuge. Nun war es schwierig, die in den Feuerkampf verbissenen Leute hochzubekommen.

Eine lange, im Grunde lagernde Rauchwolke ausnutzend, entkamen wir, zum Teil durch Bäche, deren Wasser uns bis über die Hüften ging. Obwohl der Sack fast zugezogen war, schlängelten wir uns behutsam durch. Ich verließ die kleine Feste als letzter, den Leutnant Höhlemann unterstützend, der aus einer schweren Kopfwunde blutete und sich mit einigen Witzen über seine Unbeholfenheit hinwegsetzte.

Beim Überschreiten der Straße stießen wir auf die zwei-

te Kompanie. Kius hatte durch Verwundete von unserer Lage gehört und war, nicht nur aus eigenem Entschluß, sondern auch auf das Drängen seiner Leute hin, angetreten, um uns herauszuhauen.

Das war ohne Befehl geschehen. Es rührte uns und rief einen freudigen Übermut, eine Stimmung, in der man Bäume ausreißen möchte, hervor.

Nach kurzer Beratung beschlossen wir, stehenzubleiben und den Gegner auflaufen zu lassen. Auch hier waren Artilleristen, Lichtsignalisten, Fernsprecher und ähnliche Einzelgänger, die das Gefechtsfeld durchirrten, nur durch Gewalt zu der Einsicht zu bringen, daß unter diesen Umständen auch sie sich mit einem Gewehr in die Schützenlinie zu legen hätten. Mit Bitten, Befehlen und Kolbenstoßen schafften wir eine neue Feuerfront.

Dann setzten wir uns in einen angedeuteten Graben und frühstückten. Kius zog seinen unvermeidlichen Apparat hervor und fotografierte. Links vor uns am Ausgang von Langemarck entstand Bewegung. Unsere Leute schössen auf umherlaufende Gestalten, bis ich es verbot. Bald darauf erschien ein Unteroffizier und meldete, daß sich eine Kompanie der Gardefüsiliere an der Straße eingenistet und durch unser Feuer Verluste erlitten habe.

Ich ließ daraufhin unter starkem Gewehrfeuer in ihre Höhe vorgehen. Einige fielen, der Leutnant Bartmer von der zweiten Kompanie wurde schwer verwundet. Kius blieb an meiner Seite, im Vorgehen sein Butterbrot zu Ende essend. Als wir die Straße besetzt hatten, von der das Gelände zum Steenbach abfiel, bemerkten wir, daß die Engländer im Begriff gewesen waren, dasselbe zu tun. Bis auf zwanzig Meter waren die ersten khakifarbenen Gestalten schon heran. Soweit das Auge blicken konnte, war das Vorgelände von Schützenlinien und Reihenkolonnen erfüllt. Auch um die Rattenburg wimmelten sie schon herum.

Sie waren unbekümmert in ihrer Geschäftigkeit. Einer trug eine Rolle auf dem Rücken, von der sich eine Leitung abwickelte. Offenbar waren sie noch kaum beschossen worden und munter im Vorgehen. Wir schoben dem, obwohl sie in gewaltiger Übermacht ankamen, gleich einen Riegel vor. Es wurde lebhaft geschossen, aber auch gezielt. Ich sah einen stämmigen Gefreiten der achten Kompanie mit großer Ruhe sein Gewehr auf einen zersplitterten Baumstumpf legen; mit jedem Schuß fiel ein Angreifer. Die anderen stutzten und begannen im Feuer wie die Hasen hin und her zu springen, während Staubwölkchen zwischen ihnen aufwirbelten. Ein Teil wurde getroffen, die übrigen verkrochen sich in die Granattrichter, um sich dort bis zur Dunkelheit verborgen zu halten. Der Vorstoß war rasch gescheitert; sie hatten ihn teuer bezahlt.

Gegen elf Uhr schraubten sich kokardengeschmückte Flugzeuge auf uns herunter und wurden durch lebhaftes Feuer vertrieben. Inmitten dieser irren Knallerei mußte ich über einen Mann lachen, der sich bei mir meldete und bescheinigt haben wollte, daß er mit seinem Gewehr ein Flugzeug in Brand geschossen hätte.

Gleich nach der Besetzung der Straße hatte ich dem Regiment gemeldet und um Unterstützung gebeten. Am Nachmittag kamen Infanteriezüge, Pioniere und Maschinengewehre zur Verstärkung. Nach der Taktik des Alten Fritzen wurde alles in die überfüllte vordere Linie gesteckt. Ab und zu streckte der Engländer einige unvorsichtig über die Straße gehende Leute nieder.

Gegen vier Uhr begann eine sehr unangenehme Schrapnellschießerei. Die Ladungen wurden haarscharf auf die Straße geschleudert. Ohne Zweifel hatten die Flieger unsere neue Widerstandslinie bereits festgestellt, und schwere Stunden kündeten sich an.

Wirklich setzte bald eine gewaltige Beschießung mit leichten und schweren Granaten ein. Wir lagen dicht ne-

beneinander in dem überfüllten, schnurgeraden Straßengraben. Das Feuer tanzte uns vor den Augen, Zweige und Lehmklumpen pfiffen auf uns herab. Links neben mir flammte ein Feuerblitz auf, weißen, stickigen Dampf zurücklassend. Ich kroch auf allen Vieren zu meinem Nebenmann. Er regte sich nicht mehr. Das Blut sickerte ihm aus vielen von schmalen, zackigen Splittern geschlagenen Wunden. Auch weiter rechts traten schwere Verluste ein.

Nach einer halben Stunde wurde es still. Wir gruben emsig tiefe Löcher in die flache Mulde des Grabens, um bei einem zweiten Überfall wenigstens Schutz gegen Splitter zu haben. Unsere Spaten stießen dabei auf Gewehre, Koppelzeug und Patronenhülsen aus dem Jahre 1914 — ein Zeichen dafür, daß dieser Boden nicht zum ersten Male Blut eintrank. Hier fochten vor uns die Freiwilligen von Langemarck.

Während der Dämmerung wurden wir noch einmal gründlich bedacht. Ich hockte neben Kius in einem Sitzloch, das uns manche Schwiele gekostet hatte. Der Boden rollte wie eine Schiffsplanke unter nahen und nächsten Einschlägen. Wir waren auf das Ende gefaßt.

Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, zerkaute ich meine Pfeife, starrte auf die Straße, deren Steine unter aufspringenden Eisenbrocken Funken sprühten, und philosophierte mir mit Erfolg Courage an. Merkwürdige Gedanken schössen mir durch den Kopf. So beschäftigte ich mich lebhaft mit einem französischen Kolportageroman »Le vautour de la Sierra«, der mir in Cambrai in die Hände gefallen war. Mehrere Male murmelte ich ein Wort Ariosts: »Ein großes Herz fühlt vor dem Tod kein Grauen, wann er auch kommt, wenn er nur rühmlich ist.« Das rief eine angenehme Art von Trunkenheit hervor, wie man sie ungefähr in der Hexenschaukel erlebt. Wenn die Granaten dem Ohr etwas Ruhe ließen, hörte ich Bruchstücke des schönen Liedes vom Schwarzen Walfisch zu Askalon neben mir er-

tönen und hielt meinen Freund Kius für übergeschnappt. Jeder hat eben seinen eigenen Spleen.

Am Ende der Beschießung flog mir ein großer Splitter gegen die Hand. Kius leuchtete mit seiner Taschenlaterne. Wir entdeckten einen oberflächlichen Riß.

Nach Mitternacht begann es zu rieseln; Streifen eines inzwischen eingeschwärmten Regiments, die bis zum Steenbach vorgingen, fanden nur schlammgefüllte Trichter vor. Der Feind hatte sich hinter den Bach zurückgezogen.

Von den Anstrengungen dieses gewaltigen Tages erschöpft, setzten wir uns bis auf die zur Wache eingeteilten Posten in unsere Löcher. Ich zog mir den zerfetzten Mantel meines toten Nebenmannes über den Kopf und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Zur Zeit der Dämmerung erwachte ich fröstelnd und entdeckte, daß ich mich in einer betrüblichen Lage befand. Es regnete in Strömen, und die Rinnsale der Straße ergossen sich in die Tiefe meines Sitzloches. Ich errichtete einen kleinen Damm und schöpfte meinen Ruheort mit dem Kochgeschirrdeckel aus. Mit dem Steigen der Rinnsale setzte ich meinem Erdwerk eine Krone nach der anderen auf, bis endlich der schwache Bau dem wachsenden Druck wich und ein schmutziger Strom das Sitzloch gurgelnd bis obenhin füllte. Während ich mich bemühte, aus dem Schlamm Pistole und Stahlhelm zu angeln, trieben Tabak und Brot den Straßengraben entlang, dessen übrigen Bewohnern es ähnlich ergangen war. Zitternd und frierend, ohne einen trockenen Faden am Leibe, standen wir in dem Bewußtsein, der nächsten Beschießung völlig deckungslos ausgesetzt zu sein, im Schlamm der Straße. Es war ein erbärmlicher Vormittag. Wieder machte ich die Erfahrung, daß kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte.

Im weiteren Rahmen der Schlacht jedoch bedeutete die-

ser Landregen für uns ein wahres Gottesgeschenk, denn der englische Angriff mußte durch ihn gerade in den ersten, wichtigsten Tagen ins Stocken kommen. Der Gegner mußte mit seiner Artillerie die versumpfte Trichterzone überwinden, während wir unsere Munition auf unberührten Straßen heranrollen konnten.

Um elf Uhr vormittags, als uns schon die Verzweiflung gepackt hatte, erschien ein rettender Engel in Gestalt eines Meldeläufers, der den Befehl brachte, daß sich das Regiment in Kokuit sammeln sollte.

Auf dem Rückmarsch sahen wir, wie schwierig die Verbindung nach vorn am Angriffstage gewesen sein mußte. Die Straßen waren von Menschen und Pferden besät. Neben einigen wie Reibeisen durchlöcherten Protzen sperrten zwölf grauenhaft verstümmelte Pferde den Weg.

Auf einer regenfeuchten Wiese, über der sich die milchweißen Bälle vereinzelter Schrapnells wölkten, sammelten sich die Reste des Regiments. Da stand ein Häuflein von der Stärke einer Kompanie, ein paar Offiziere in seiner Mitte. Welche Verluste! Von zwei Bataillonen fast alle Offiziere und Mannschaften. Düsteren Blicks standen die Überlebenden im strömenden Regen und warteten auf die Quartiermacher. Dann trockneten wir uns in einer Holzbaracke, um einen glühenden Ofen geschart, und faßten bei einem kräftigen Frühstück wieder Lebensmut.

Gegen Abend schlugen Granaten ins Dorf. Eine der Baracken wurde getroffen und eine Reihe von Leuten der dritten Kompanie getötet. Trotz der Beschießung legten wir uns bald nieder mit der einzigen Hoffnung, nicht zum Gegenangriff oder zu plötzlicher Verteidigung wieder in den Regen hinausgeworfen zu werden.

Um drei Uhr morgens kam der Befehl zum Abrücken. Wir marschierten über die mit Leichen und zerschossenen Wagen bestreute Landstraße auf Staden zu. Bis fernhin hatte das Feuer gewütet; wir fanden den Krater eines ein-

zigen Einschlages von zwölf Toten umringt. Staden, das bei unserer Ankunft noch so belebt gewesen war, wies schon viele zerschossene Häuser auf. Der verödete Marktplatz war mit zerschlagenem Hausrat besät. Eine Familie verließ mit uns das Städtchen, als einzigen Besitz eine Kuh hinter sich herziehend. Es waren einfache Leute; der Mann hatte ein Stelzbein, die Frau hielt die weinenden Kinder an der Hand. Der wirre Lärm im Rücken schattierte das traurige Bild.

Die Überreste des zweiten Bataillons wurden in einem einsamen Hof untergebracht, der sich inmitten saftiger, hochaufgeschossener Felder hinter dichten Hecken verbarg. Dort wurde mir die Führung der siebenten Kompanie übertragen, mit der ich bis zum Schluß des Krieges Freud und Leid teilen sollte.

Am Abend saßen wir vor dem mit alten Kacheln ausgelegten Kamin, stärkten uns durch einen steifen Grog und lauschten dem wiederauflebenden Donner der Schlacht. Aus dem Heeresbericht einer neuen Zeitung sprang mir der Satz in die Augen: »Es gelang uns, den Feind an der Steenbachlinie aufzuhalten.«

Es war seltsam, zu erfahren, daß unser scheinbar wirres Tun in finsterer Nacht offenkundig geworden war. Wir hatten unser Teil dazu beigetragen, den mit so mächtigen Kräften begonnenen Angriff zum Stillstand zu bringen. Wie gewaltig auch die Menschen- und Materialmengen waren, so wurde die Arbeit an den entscheidenden Punkten doch nur von wenigen Kämpfern vollbracht.

Bald begaben wir uns zur Ruhe auf den Heuboden. Trotz dem ausgiebigen Schlaftrunk phantasierten die meisten der Schläfer und wälzten sich hin und her, als ob sie die Flandernschlacht noch einmal durchkämpfen müßten.

Am 3. August setzten wir uns, reich beladen mit Vieh und Feldfrüchten der verlassenen Gegend, nach dem Bahnhof des nahen Städtchens Gits in Marsch. In der Bahn-

hofskneipe trank das zusammengeschrumpfte Bataillon schon wieder in glänzender Stimmung Kaffee, den zwei derbflämische Kellnerinnen zum allgemeinen Vergnügen mit sehr gewagten Redewendungen würzten. Besonderen Spaß machte es den Leuten, daß sie nach Landesbrauch jeden, auch die Offiziere, mit »du« traktierten.

Nach einigen Tagen erhielt ich aus einem Gelsenkirchener Lazarett einen Brief von Fritz. Er schrieb, daß er wohl einen steifen Arm und eine klapprige Lunge behalten würde.

Ich entnehme seinen Aufzeichnungen folgenden Abschnitt, der meinen Bericht ergänzt und die Eindrücke eines in das Tosen der Materialschlacht geworfenen Neulings anschaulich wiedergibt:

>»Antreten zum Sturm!< Das Gesicht meines Zugführers beugte sich über die kleine Höhle. Die drei Leute neben mir beendeten ihr Gespräch und rafften sich fluchend auf. Ich erhob mich, rückte den Stahlhelm fest und trat in die Dämmerung hinaus.

Es war neblig und kühl; das Bild hatte sich inzwischen geändert. Das Granatfeuer hatte sich verzogen und lagerte dumpf donnernd auf anderen Teilen des riesigen Schlachtfeldes. Flugzeuge durchknatterten die Luft und beruhigten das ängstlich spähende Auge durch die großen eisernen Kreuze, die auf die Unterseite der Tragflächen gemalt waren.

Ich lief noch einmal zu einem Brunnen, der sich zwischen Trümmern und Schutt merkwürdig klar erhalten hatte, und füllte meine Feldflasche.

Die Leute der Kompanie traten in Zügen an. Eilig hakte ich mir vier Handgranaten ins Koppel und begab mich zu meiner Gruppe, von der zwei Mann nicht zur Stelle waren. Kaum war noch Zeit, ihre Namen aufzuschreiben, als alles sich in Bewegung setzte. In Reihen zu einem bewegten sich die Züge durch das Trichtergelände, umbogen Balken,

preßten sich an Hecken und wanden sich klirrend und polternd auf den Feind zu.

Der Angriff wurde von zwei Bataillonen ausgeführt; ein Bataillon des Nachbarregiments wurde zugleich mit uns eingesetzt. Der Befehl war kurz und bündig. Englische Abteilungen, die über den Kanal gedrungen waren, sollten zurückgeworfen werden. Mir war bei diesem Unternehmen zugedacht, mit meiner Gruppe vorn in der erreichten Stellung liegenzubleiben und den Gegenstoß aufzufangen.

Wir kamen vor den Trümmern eines Dorfes an. Aus der schrecklich zernarbten Ebene Flanderns ragten schwarz und zersplittert die Stümpfe einzelner Bäume, Überreste eines großen Waldes. Ungeheure Rauchschwaden zogen durch die Luft und verhängten den Abendhimmel mit düsterem, schwerem Gewölk. Über der kahlen Erde, die so unbarmherzig zerrissen und wieder zerrissen war, schwebten stickige Gase, die, gelb und braun, träge umherwanderten.

Es wurde Gasbereitschaft befohlen. In diesem Augenblick setzte ein ungeheures Feuer ein — der Angriff war von den Engländern erkannt. Die Erde sprang in fauchenden Fontänen auf, und ein Hagel von Splittern fegte wie ein Regenschauer über das Land. Einen Augenblick stand jeder wie erstarrt, dann stürzten alle auseinander. Noch einmal hörte ich die Stimme unseres Bataillonskommandeurs, des Rittmeisters Böckelmann, der mit dem Aufgebot äußerster Stimmkraft einen Befehl rief, der mir unverständlich blieb.

Meine Leute waren verschwunden. Ich befand mich in einem fremden Zug und drängte mich mit den anderen nach den Trümmern eines Dorfes, das die unerbittlichen Granaten bis auf den Grund rasiert hatten. Wir rissen die Gasmasken heraus.

Alles warf sich nieder. Links neben mir kniete der Leutnant Ehlert, ein Offizier, den ich schon von der Somme her

kannte. Neben ihm lag spähend ein Unteroffizier. Die Wucht des Sperrfeuers war fürchterlich; ich gestehe, daß sie selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Vor uns flatterte gelb eine Feuerwand; ein Schauer von Erdklumpen, Ziegelstücken und Eisensplittern hagelte auf uns herab und schlug helle Funken aus den Stahlhelmen. Ich hatte die Empfindung, als ob das Atmen jetzt schwerer geworden wäre und die Luft in einer von massivem Eisen gesättigten Atmosphäre für die Lungen nicht mehr ganz zureichte.

Lange starrte ich in den glühenden Hexenkessel hinein, dessen sichtbare Grenze das stechende Mündungsfeuer der englischen Maschinengewehre bildete. Der tausendköpfige Bienenschwarm dieser Geschosse, der sich über uns ergoß, war für das Ohr unhörbar. Es kam mir zum Bewußtsein, daß unser Angriff, den ein halbstündiges Trommelfeuer vorbereitet hatte, durch dieses mächtige Abwehrfeuer schon im Ansatz zerschlagen war. Zweimal verschlang ein ungeheuerlicher Krach in kurzen Zwischenräumen das Toben. Minen von allerschwerstem Kaliber zerbarsten. Ganze Schuttfelder flogen in die Luft, wirbelten durcheinander und stürzten mit höllischem Prasseln nieder.

Auf eine schreiende Aufforderung Ehlerts schaute ich nach rechts. Er erhob die linke Hand, winkte nach hinten und sprang vor. Ich stand schwerfällig auf und folgte laufend. Meine Füße brannten immer noch wie Feuer, doch hatte der stechende Schmerz nachgelassen.

Ich hatte kaum zwanzig Schritte getan, da blendete mich, als ich aus einem Trichter wieder auftauchte, das brennende Licht eines Schrapnells, das keine zehn Schritt vor mir in drei Meter Höhe auseinandersprang. Ich fühlte zwei dumpfe Schläge gegen Brust und Schulter. Automatisch fiel mir das Gewehr aus der Hand, den Kopf nach hinten brach ich zusammen und kollerte in den Trichter

zurück. Verschwommen hörte ich noch die Stimme Ehlerts, der im Vorbeilaufen rief: >Den hats erwischt!<

Er sollte den nächsten Tag nicht beenden. Der Vorstoß mißlang, und beim Zurückgehen wurde er mit allen seinen Begleitern getötet. Ein Schuß durch den Hinterkopf setzte dem Leben dieses tapferen Offiziers ein Ende.

Als ich nach einer langen Ohnmacht erwachte, war es ruhiger geworden. Ich versuchte mich aufzurichten, da ich mit dem Kopf nach unten lag, empfand jedoch heftigen Schmerz in der Schulter, den jede Bewegung verstärkte. Der Atem ging kurz und stoßweise, die Lungen konnten nicht genug Luft schaffen. Prellschuß an Lunge und Schulter, dachte ich, indem ich mich der beiden dumpfen, schmerzlosen Schläge entsann, die ich erhalten hatte. Ich warf Sturmgepäck und Koppel und in einem Zustande völliger Gleichgültigkeit auch die Gasmaske fort. Den Stahlhelm behielt ich auf und hängte die Feldflasche an den Taillenhaken des Rockes.

Es gelang mir, aus dem Trichter herauszukommen. Nach etwa fünf Schritten aber, die ich, mühsam kriechend, zurücklegte, blieb ich in einem Nebentrichter regungslos liegen. Eine Stunde darauf versuchte ich zum zweiten Male fortzukriechen, da das Feld schon wieder von leichten Trommelfeuern überschauert wurde. Auch dieser Versuch mißlang. Ich verlor meine mit kostbarem Wasser gefüllte Feldflasche und versank in eine unendliche Erschöpfung, aus der mich nach langer Zeit das Gefühl brennenden Durstes erweckte.

Es begann leise zu regnen. Mit dem Stahlhelm gelang es mir, ein wenig schmutziges Wasser zu sammeln. Ich hatte allen Richtungssinn verloren und konnte mir vom Verlauf der Front keinen deutlichen Begriff machen. Trichter reihte sich hier an Trichter, einer mächtiger als der andere, und vom Boden dieser tiefen Gruben aus konnte man nur Lehmwände und den grauen Himmel sehen. Ein Gewitter

zog auf, seine Donnerschläge wurden übertönt vom einsetzenden Lärm eines neuen Trommelfeuers. Ich drückte mich eng an die Trichterwand. Ein Lehmklumpen traf meine Schulter; schwere Splitter fegten über meinen Kopf dahin. Allmählich verlor ich auch den Sinn für die Zeit; ich wußte nicht, ob es Morgen oder Abend war.

Einmal tauchten zwei Leute auf, die in langen Sprüngen über das Feld setzten. Ich rief sie auf deutsch und englisch an; sie verschwanden wie Schatten im Nebel, ohne auf mich zu hören. Endlich kamen drei andere Leute auf mich zu. Ich erkannte in dem einen von ihnen den Unteroffizier, der am Tage zuvor neben mir gelegen hatte. Sie nahmen mich mit zu einer kleinen Hütte, die in der Nähe stand — vollgestopft mit Verwundeten, die von zwei Sanitätern gepflegt wurden. Ich hatte dreizehn Stunden im Trichter gelegen.

Das gewaltige Feuer der Schlacht arbeitete wie ein riesenhaftes Hammer- und Walzwerk fort. Granate um Granate schlug neben uns ein, häufig das Dach mit Sand und Erde überschüttend. Man verband mich, gab mir eine neue Gasmaske, ein Brot mit grober roter Marmelade und ein wenig Wasser. Der Sanitäter sorgte für mich wie ein Vater.

Schon begannen die Engländer vorzudringen. Sprungweise näherten sie sich und verschwanden in den Trichtern. Schreie und Zurufe schallten von draußen herein.

Plötzlich stürzte, von den Schuhen bis zum Stahlhelm mit Lehm bespritzt, ein junger Offizier herein. Es war mein Bruder Ernst, der beim Regimentsstab schon den Tag zuvor totgesagt war. Wir begrüßten uns, ein wenig seltsam und gerührt lächelnd. Er blickte sich um und sah mich voll Angst an. Die Tränen traten ihm in die Augen. Wenn wir auch zu dem gleichen Regiment gehörten, so hatte doch dieses Wiedersehen auf dem unermeßlichen Schlachtfeld etwas Wunderbares, Erschütterndes, und die Erinnerung

daran blieb mir für immer kostbar und verehrungswürdig. Nach wenigen Minuten verließ er mich und brachte die fünf letzten Leute seiner Kompanie herbei. Ich wurde auf eine Zeltbahn gelegt, durch deren Schnüre man einen jungen Baum steckte, und vom Schlachtfelde getragen.

Je zwei und zwei der Träger lösten sich ab. Der kleine Transport eilte bald nach rechts, bald nach links und wich im Zickzack den massenhaft einschlagenden Granaten aus. Gezwungen, schnelle Deckung zu nehmen, warfen sie mich einige Male ab, so daß ich hart in die Trichter schlug.

Wir langten endlich bei einem mit Beton und Blech verkleideten Unterstand an, der den wunderlichen Namen >Kolumbusei< führte. Man schleppte mich hinunter und legte mich auf eine Holzpritsche. In diesem Raum saßen schweigend zwei mir unbekannte Offiziere und lauschten dem orkanischen Konzert der Artillerie. Der eine war, wie ich später erfuhr, der Leutnant Bartmer, der andere ein Feldhilfsarzt namens Helms. Nie mundete ein Trunk mir besser als das Gemisch von Regenwasser und Rotwein, das er mir einflößte. Wie ein Feuer ergriff mich das Fieber. Ich rang in schwerer Atemnot nach Luft, und gleich einem Alb lastete die Vorstellung auf mir, daß die Betondecke des Unterstandes auf meiner Brust liege und daß ich sie mit jedem Atemzug emporstemmen müsse.

Der Assistenzarzt Koppen trat atemlos ein. Er war, verfolgt von Granaten, über das Schlachtfeld gelaufen. Er erkannte mich, beugte sich über mich, und ich sah, wie sich sein Gesicht zu einer beruhigend lächelnden Grimasse verzerrte. Ihm folgte mein Bataillonskommandeur, und da er, ein strenger Mann, mir sanft auf die Schulter klopfte, mußte ich lächeln, denn es kam mir der Gedanke, daß nun gleich der Kaiser selbst eintreten und sich nach mir erkundigen werde.

Die vier Männer setzten sich zusammen, tranken aus Feldbechern und flüsterten. Ich merkte, daß sie einen Au-

genblick von mir sprachen, und vernahm abgerissene Worte wie >Brüder<, >Lunge<, >Verwundung<, über deren Zusammenhang ich dann nachdachte. Laut fingen sie an, über den Stand der Schlacht zu reden.

In die tödliche Ermattung, in der ich mich befand, drang jetzt ein Bewußtsein des Glückes ein, das sich mehr und mehr verstärkte und das sich Wochen hindurch bei mir erhielt. Ich dachte an den Tod, ohne daß der Gedanke mich beunruhigte. Alle meine Verhältnisse schienen mir bis ins Erstaunliche einfach, und mit dem Bewußtsein >Du bist in Ordnung< glitt ich in den Schlaf hinüber.«

Regnieville

Am 4. August 1917 verließen wir in dem berühmten Mars-la-Tour den Zug. Die siebente und achte Kompanie kamen in Doncourt unter, wo wir einige Tage lang ein ganz beschauliches Leben führten. Nur brachten mich die knappen Verpflegungssätze in manche Verlegenheit. Es war streng verboten, in den Feldern zu furagieren; trotzdem meldeten mir fast jeden Morgen die Feldgendarmen einige Leute, die sie beim nächtlichen Kartoffelroden angetroffen hatten und deren Bestrafung ich nicht umgehen konnte — »weil sie sich hatten fassen lassen«, wie meine, allerdings nicht offizielle, Begründung lautete.

Auch ich mußte in diesen Tagen erfahren, daß unrecht Gut nicht gedeiht. Tebbe und ich hatten aus einem verlassenen flämischen Herrensitz eine fürstliche Glaskutsche mitgenommen und verstanden, sie während der Bahnfahrt allen spähenden Augen zu entziehen. Nun planten wir einen herrlichen Ausflug nach Metz, um einmal wieder das Leben aus vollen Bechern zu genießen. Wir spannten also eines Nachmittags an und fuhren los. Leider hatte der Wagen keine Bremse, er war eben für die flandrische Ebene

und nicht für das Lothringer Bergland gebaut. Schon im Dorfe kamen wir ins Rollen und befanden uns bald in einer sausenden Fahrt, die nur übel enden konnte. Als erster sprang der Kutscher heraus, dann Tebbe, der übel zugerichtet in einem Haufen von Ackergeräten landete. Ich blieb allein auf den seidenen Polstern und fühlte mich sehr unbehaglich. Eine Tür sprang auf und wurde durch einen Telegraphenmast glatt abgeschlagen. Endlich rollte der Wagen einen Steilhang hinunter und zerschellte an einer Hausmauer. Zu meinem Erstaunen stellte ich, während ich das zertrümmerte Gefährt durch ein Fenster verließ, fest, daß ich unverletzt geblieben war.

Am 9. August wurde die Kompanie durch den Divisionskommandeur, Generalmajor von Busse, besichtigt, der ihr sein Lob für gutes Verhalten im Gefecht aussprach. Am nächsten Nachmittag wurden wir verladen und fuhren bis in die Nähe von Thiaucourt. Von dort marschierten wir gleich in unsere neue Stellung, die sich auf den waldreichen Höhen der Côte Lorraine gegenüber dem zerschossenen, aus manchem Tagesbefehl bekannten Dorfe Regnieville hinzog.

Am ersten Morgen besah ich meinen Abschnitt, der mir reichlich lang für eine Kompanie erschien und aus einem unübersichtlichen Gewirr zum Teil halbverfallener Gräben bestand. Die vordere Linie war an vielen Stellen durch die hier üblichen dreibeinigen Flügelminen zerstört. Mein Stollen lag um hundert Meter zurück in dem sogenannten Verkehrsgraben, nahe der aus Regnieville herausführenden Straße. Zum ersten Mal seit langer Zeit lagen wir wieder Franzosen gegenüber.

In dieser Stellung hätte sich ein Geologe wohlgefühlt. Die Annäherungsgräben schlössen der Reihe nach sechs Schichten auf, vom Korallenkalk bis zum »Mergel von Gravelotte«, in den der Kampfgraben eingebettet war. Der gelbbraune Fels wimmelte von Versteinerungen, vor

allem von einem flachen, semmelförmigen Seeigel, dessen Rand zu Tausenden die Grabenwände durchbrach. Jedesmal, wenn ich den Abschnitt durchschritt, kam ich mit Taschen voll Muscheln, Seeigeln und Ammonshörnern in den Unterstand zurück. Der Mergel hatte auch die Annehmlichkeit, daß er der Witterung bedeutend mehr widerstand als der gewohnte Lehmboden. Stellenweise war der Graben sogar sorgfältig ausgemauert und die Sohle auf langen Strecken betoniert, so daß selbst die stärksten Regenmassen leicht abliefen.

Mein Stollen war tief und tropfig. Er hatte eine Eigenschaft, die mir wenig Freude machte: es kamen nämlich in dieser Gegend statt der üblichen Läuse die viel beweglicheren Verwandten vor. Diese beiden Arten stehen anscheinend in demselben feindschaftlichen Verhältnis zueinander wie Wander- und Hausratte. Hier half nicht einmal der gewohnte Wäschewechsel, denn die sprunggewandten Schmarotzer lauerten tückisch im Stroh der Lagerstätte. Der zur Verzweiflung getriebene Schläfer riß endlich die Decken heraus, um eine gründliche Treibjagd zu veranstalten.

Auch die Verpflegung ließ viel zu wünschen übrig. Außer der dünnen Mittagssuppe gab es nur ein Drittel Brot mit einer lächerlich kleinen Beilage, die meist aus halbverdorbener Marmelade bestand. Die Hälfte davon fraß mir jedesmal eine fette Ratte auf, der ich oft vergeblich nachstellte.

Die Reserve- und Ruhekompanien hielten sich in tief im Wald versteckten urtümlichen Blockhaussiedlungen auf. Besonders gefiel mir mein Quartier in der Reservestellung, dem Stumpflager, das im toten Winkel an den Hang einer engen Waldschlucht geklebt war. Ich hauste dort in einer winzig kleinen, halb in den Hang eingebauten Hütte, die dicht von Haselnußsträuchern und Kornelkirschen umwuchert war. Das Fenster bot einen Ausblick auf den gegen-

überliegenden bewaldeten Bergrücken und einen schmalen, bachdurchflossenen Wiesenstreifen im Grund. Ich vergnügte mich hier mit der Fütterung unzähliger Kreuzspinnen, die ihre mächtigen Räder in die Büsche gesponnen hatten. Eine an der Rückwand des Blockhauses aufgestapelte Sammlung von Flaschen aller Sorten verriet, daß hier schon mancher Einsiedler beschauliche Stunden verbracht haben mußte, und auch ich bemühte mich, des Ortes ehrwürdigen Brauch nicht zu vernachlässigen. Wenn abends die Nebel, sich mit dem schweren weißen Qualm meines Holzfeuers mischend, aus dem Grunde stiegen und ich bei offener Tür im ersten Dämmer zwischen der frischen Herbstluft und der Wärme des Feuers hockte, schien mir ein friedliches Getränk dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas. Dazu las ich ein Buch und führte meine Aufzeichnungen fort. Diese stillen Feiern trösteten mich auch über die Tatsache hinweg, daß ein vom Ersatzbataillon eingetroffener dienstälterer Herr meine Kompanie übernommen hatte und ich als Zugführer wieder den langweiligen Grabendienst verrichtete. Ich suchte die endlosen Wachen nach alter Gewohnheit durch häufige Streifen zu umgehen.

Am 24. August wurde der tapfere Rittmeister Böckelmann durch einen Granatsplitter verwundet — der dritte Bataillonskommandeur, den das Regiment innerhalb kurzer Zeit verlor.

Während des Grabendienstes freundete ich mich mit dem Unteroffizier Kloppmann an, einem schon älteren und verheirateten Mann, der sich durch große Kampflust auszeichnete. Er gehörte zu den Menschen, bei denen in bezug auf den Mut auch nicht die kleinste wunde Stelle aufzuspüren ist und die man unter Hunderten nur einmal trifft. Wir verabredeten, daß wir den Franzosen etwas in die Gräben sehen wollten, und machten ihnen am 29. August unseren ersten Besuch.

Wir krochen auf eine Lücke des feindlichen Hindernisses zu, die Kloppmann in der Nacht vorher geschnitten hatte. Zu unserer unangenehmen Überraschung war der Draht geflickt; trotzdem durchschnitten wir ihn wieder mit ziemlichem Geräusch und stiegen in den Graben ein. Nachdem wir lange hinter der nächsten Schulterwehr gelauert hatten, schlichen wir weiter, einen Telephondraht verfolgend, der bei einem in die Erde gesteckten Seitengewehr endigte. Wir fanden die Stellung mehrfach durch Draht und einmal durch eine Gittertür versperrt, doch unbesetzt. Nachdem wir alles genau angesehen hatten, gingen wir denselben Weg zurück und verspannen die Lücke wieder sorgfältig, um unseren Besuch zu verheimlichen.

Am nächsten Abend spionierte Kloppmann wieder um diese Stelle herum, wurde jedoch mit Gewehrschüssen und zitronenförmigen Handgranaten, den sogenannten »Enteneiern« empfangen, deren eine dicht neben seinem an den Boden gepreßten Kopf niederfiel, ohne zu zünden. Er mußte schleunigst Fersengeld geben. Den Abend darauf waren wir zu zweit unterwegs und fanden den vorderen Graben besetzt. Wir belauschten die Posten und stellten ihre Stände fest. Einer pfiff eine nette Melodie vor sich hin. Endlich bekamen wir Feuer und schlichen zurück.

Als ich wieder im Graben stand, erschienen plötzlich meine Kameraden Voigt und Haverkamp, die offensichtlich gefeiert hatten und auf die seltsame Idee verfallen waren, aus dem gemütlichen Stumpflager heraus durch den stockfinsteren Wald in die vorderste Linie zu pilgern, um Patrouille zu gehen, wie sie sagten. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, daß jeder seine Haut zu Markte tragen mag, wo es ihm paßt, und ließ sie daher aus dem Graben klettern, obwohl der Gegner noch immer aufgeregt war. Ihre Patrouille bestand allerdings nur darin, daß sie Seidenfallschirme französischer Raketen suchten und sich, diese weißen Tücher schwingend, vorm feindlichen Draht

gegenseitig hin und her hetzten. Natürlich wurde auf sie geschossen, doch kamen sie nach einer ganzen Weile glücklich zurück. Bacchus hielt sie in seiner bewährten Hut.

Am 10. September begab ich mich vom Stumpflager zum Regimentsgefechtsstand, um Urlaub einzureichen. »Ich habe schon an Sie gedacht«, erwiderte mir der Oberst, »das Regiment muß jedoch eine gewaltsame Aufklärung unternehmen, deren Durchführung ich Ihnen anvertrauen will. Suchen Sie sich die geeigneten Leute aus und üben Sie mit ihnen unten im Sousloeuvre-Lager.«

Wir sollten an zwei Stellen in den feindlichen Graben eindringen und versuchen, Gefangene zu machen. Die Patrouille zweigte sich in drei Teile, zwei Stoßtrupps und eine Abteilung, die die erste feindliche Linie besetzen und uns den Rücken decken sollte. Ich übernahm außer dem Oberbefehl die Führung des linken Trupps, den rechten wies ich dem Leutnant von Kienitz zu.

Als ich Freiwillige aufrief, traten zu meiner Überraschung — es war immerhin bereits Ende 1917 — aus allen Kompanien des Bataillons fast drei Viertel der Mannschaft vor. Ich traf die Auswahl der Teilnehmer nach meiner Gewohnheit, indem ich an der Front entlangging und die »guten Gesichter« aussuchte. Einige Überzählige weinten fast, als sie zurückgewiesen wurden.

Mein Trupp bestand, mich eingerechnet, aus vierzehn Mann, unter ihnen der Fähnrich von Zglinitzky, die Unteroffiziere Kloppmann, Mevius, Dujesiefken und zwei Pioniere. Die tollsten Draufgänger des zweiten Bataillons hatten sich zusammengefunden.

Zehn Tage lang übten wir uns im Werfen von Handgranaten und führten das Unternehmen an einem der Wirklichkeit nachgebildeten Sturmwerk aus. Es war ein Wunder, daß ich bei dem Übereifer nur drei schon vorher durch Splitter Verletzte hatte. Im übrigen taten wir keinen

Dienst, so daß ich am Nachmittag des 22. September als Meister einer verwilderten, aber brauchbaren Bande zur zweiten Stellung zog, in der wir für die Nacht untergebracht werden sollten.

Am Abend pilgerten Kienitz und ich durch den dunklen Wald zum Gefechtsstand des Bataillons, da wir vom Rittmeister Schumacher zu einer Henkersmahlzeit geladen waren. Dann legten wir uns in unserem Stollen nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man weiß, daß man am nächsten Morgen einen Gang auf Leben und Tod zu bestehen hat, und vorm Einschlafen noch eine Zeitlang in sich hineinhorcht, Abrechnung hält.

Um drei Uhr wurden wir geweckt, standen auf, wuschen uns und ließen das Frühstück zurechtmachen. Ich hatte gleich einen tüchtigen Ärger, da mein Bursche die Spiegeleier, die ich mir zur Stärkung und Feier des Tages leisten wollte, völlig versalzen hatte; das fing gut an.

Wir schoben die Teller zurück und sprachen zum hundertsten Mal alle Einzelheiten durch, die uns begegnen konnten. Zwischendurch boten wir uns Cherry-Brandys an, während Kienitz einige uralte Witze zum besten gab. Zwanzig Minuten vor fünf nahmen wir die Männer zusammen und führten sie in die Bunker der vorderen Linie. Es waren schon Lücken in den Draht geschnitten, und lange, mit Kalkmehl gestreute Pfeile wiesen wie große Zeiger auf unsere Angriffspunkte hin. Wir trennten uns mit einem Händedruck und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Ich hatte eine dem Handwerk, das wir auszuüben gedachten, angemessene Arbeitstracht angelegt: vor der Brust zwei Sandsäcke mit je vier Stielhandgranaten, links mit Aufschlag-, rechts mit Brennzünder, in der rechten Rocktasche eine Pistole 08 am langen Bande, in der rechten Hosentasche eine kleine Mauserpistole, in der linken

Rocktasche fünf Eierhandgranaten, in der linken Hosentasche Leuchtkompaß und Trillerpfeife, am Koppel Karabinerhaken zum Abreißen der Handgranaten, Dolch und Drahtschere. In der inneren Brusttasche steckte eine gefüllte Brieftasche und meine Heimatanschrift, in der hinteren Hosentasche eine platte Flasche von Cherry-Brandy. Achselklappen und Gibraltarband hatten wir abgelegt, um dem Gegner keinen Aufschluß über unsere Herkunft zu geben. Als Erkennungszeichen trugen wir an jedem Arm eine weiße Binde.

Vier Minuten vor fünf setzte bei der linken Nachbardivision Ablenkungsfeuer ein. Punkt fünf Uhr flammte hinter unserer Front der Himmel auf, und rauschend wölbten die Geschosse über unseren Köpfen ihre Bahn. Ich stand mit Kloppmann vorm Stolleneingang und rauchte eine letzte Zigarre; wir mußten jedoch wegen zahlreicher Kurzschüsse Deckung nehmen. Mit der Uhr in der Hand zählten wir die Minuten aus.

Punkt 5.05 Uhr ging es aus dem Stollen heraus und auf den vorbereiteten Wegen durchs Hindernis. Ich rannte, eine Handgranate hochhebend, voran und sah auch die rechte Patrouille in der ersten Dämmerung vorstürmen. Der feindliche Verhau war schwach; ich übersprang ihn in zwei Sätzen, stolperte aber über eine dahintergezogene Drahtwalze und stürzte in einen Trichter, aus dem mich Kloppmann und Mevius hervorzogen.

»Rin!« Wir sprangen in den ersten Graben, ohne auf Widerstand zu stoßen, während rechts ein krachender Handgranatenkampf begann. Ohne uns darum zu kümmern, setzten wir über eine Sandsacksperre, verschwanden geduckt in den Trichtern und tauchten bei einer Reihe Spanischer Reiter vor der zweiten Linie wieder auf. Da auch diese völlig zerstört war und keine Hoffnung auf Gefangene gab, eilten wir, ohne uns aufzuhalten, durch einen verschanzten Laufgraben weiter vor. Zunächst schickte

ich die Pioniere vor, um aufzuräumen; da mir aber das Tempo nicht genügte, nahm ich selbst die Spitze. Mit Feuerwerkerei konnten wir uns nicht aufhalten.

Bei der Einmündung in die dritte Linie machten wir einen Fund, der uns den Atem verschlug: ein glühendes Zigarettenende, das am Boden lag, kündete die unmittelbare Nähe des Feindes an. Ich gab meinen Leuten ein Zeichen, faßte die Handgranate fester und schlich durch den gut ausgebauten Graben vor, an dessen Wänden zahlreiche verlassene Gewehre lehnten. In solchen Lagen erfaßt das Gedächtnis jede Kleinigkeit. So prägte sich mir an dieser Stelle wie im Traum das Bild eines Kochgeschirrs ein, in dem ein Löffel stand. Diese Beobachtung sollte mir zwanzig Minuten später das Leben retten.

Plötzlich verschwanden vor uns schattenhafte Gestalten. Wir rannten hinter ihnen her und gerieten in eine Sackgasse, in deren Wand ein Stolleneingang gebrochen war. Ich stellte mich davor und schrie: »Montez!« Eine herausgeschleuderte Handgranate war die Antwort. Es handelte sich offenbar um ein Geschoß mit Vorzündung; ich hörte den kleinen Knall und hatte Zeit zurückzuspringen. Es zerschellte in Höhe meines Kopfes an der gegenüberliegenden Wand, zerfetzte meine seidene Mütze, verwundete meine linke Hand mehrfach und schlug mir die Kuppe des kleinen Fingers weg. Dem neben mir stehenden Pionierunteroffizier wurde die Nase durchbohrt. Wir zogen uns einige Schritte zurück und bombardierten den gefährlichen Platz mit Handgranaten. Ein Übereifriger schleuderte eine Brandröhre in den Eingang und machte dadurch jeden weiteren Angriff unmöglich. Wir machten kehrt und verfolgten die dritte Linie in entgegengesetzter Richtung, um endlich einen Gegner zu fassen. Überall lagen fortgeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke. Die Frage: »Wo mögen nur die Leute zu diesen vielen Gewehren sein? Wo lauern die?« stieg immer unheimlicher in uns

empor, doch hasteten wir entschlossen mit fertiger Handgranate und vorgehaltener Pistole immer tiefer in die öden, pulverdampfverhangenen Gräben hinein.

Unser Weg von da an ist mir erst bei späterem Nachdenken klar geworden. Ohne es zu bemerken, bogen wir in einen dritten Laufgraben ein und näherten uns, bereits mitten im eigenen Absperrungsfeuer, der vierten Linie. Ab und zu rissen wir einen der in die Wände eingebauten Kästen auf und steckten uns zum Andenken eine Handgranate in die Tasche.

Nachdem wir einige Male durch Kreuz- und Quergräben gelaufen waren, wußte niemand mehr, wo wir uns befanden und in welcher Richtung die deutsche Stellung lag. Allmählich wurden alle aufgeregt. Die Nadeln der Leuchtkompasse tanzten in den fliegenden Händen, und beim Suchen des Polarsterns ließ uns in der Erregung unsere ganze Schulweisheit im Stich. Stimmengewirr in nahen Gräben verriet, daß der Gegner sich von der ersten Überraschung erholt hatte. Er mußte unsere Lage bald erraten.

Nachdem wir wieder einmal kehrtgemacht hatten, ging ich als letzter und sah plötzlich vor mir über einer Sandsackschulterwehr die Mündung eines Maschinengewehrs hin und her pendeln. Ich sprang, über eine französische Leiche stolpernd, darauf zu und erblickte den Unteroffizier Kloppmann und den Fähnrich von Zglinitzky, die sich mit dem Gewehr beschäftigten, während der Füsilier Haller einen zerfetzten Leichnam nach Papieren absuchte. Wir hantierten, ohne uns um die Umgebung zu kümmern, in fieberhafter Eile an der Waffe herum, um wenigstens eine Beute mitzubringen. Ich versuchte, die Halteschrauben zu lösen; ein anderer kniff mit der Drahtschere den Ladestreifen ab; endlich packten wir das auf einem Dreifuß stehende Ding, um es unzerlegt mitzuschleppen. In diesem Augenblick ertönte aus einem Parallelgraben in der Richtung, in der wir die eigene Linie vermuteten, sehr erregt,

aber drohend eine feindliche Stimme: »Qu'est-ce qu'il y a?«, und ein schwarzer Ball flog, sich undeutlich vom dämmernden Himmel abhebend, in hohem Bogen auf uns zu. »Achtung!« Zwischen Mevius und mir blitzte es auf; ein Splitter fuhr Mevius in die Hand. Wir stoben auseinander, uns immer tiefer in das Grabengewirr verstrickend. Bei mir befanden sich jetzt nur noch der Pionierunteroffizier, dem das Blut aus der Nase lief, und Mevius mit seiner verletzten Hand. Nur die Verwirrung der Franzosen, die sich immer noch nicht aus ihren Löchern heraustrauten, verzögerte unsern Untergang. Es konnte sich indes nur noch um Minuten handeln, bis wir auf eine stärkere Abteilung stoßen mußten, die uns mit Vergnügen den Garaus gemacht hätte. Pardonstimmung lag nicht in der Luft.

Als ich schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, wieder heil aus diesem Wespennest herauszukommen, entfuhr mir plötzlich ein Freudenschrei. Mein Blick war auf das Kochgeschirr mit dem Löffel gefallen; nun war ich im Bild. Da es schon ganz hell geworden war, hatten wir keine Sekunde zu verlieren. Wir sprangen über freies Gelände, von den ersten Gewehrkugeln umpfiffen, den eigenen Linien zu. Im vorderen französischen Graben stießen wir auf die Patrouille des Leutnants von Kienitz. Als uns der Ruf »Lüttje Lage!« entgegentönte, wußten wir, daß wir das Gröbste hinter uns hatten. Ich fiel von oben leider gerade auf einen Schwerverwundeten. Kienitz erzählte mir hastig, daß er französische Schanzer im ersten Graben durch Handgranaten vertrieben und beim weiteren Vorgehen gleich zu Anfang durch eigene Artillerie Tote und Verwundete gehabt habe.

Nach längerem Warten erschienen noch zwei meiner Leute, der Unteroffizier Dujesiefken und der Füsilier Haller, der mir wenigstens einen kleinen Trost mitbrachte. Er war beim Umherirren in einen entlegenen Stichgraben geraten und hatte dort drei verlassene Maschinengewehre

entdeckt, von denen er eins vom Gestell geschraubt und mitgenommen hatte. Da es immer heller wurde, hasteten wir über das Niemandsland in unsere vordere Linie.

Von den vierzehn Mann, die mit mir ausgezogen waren, kamen nur vier zurück, und auch die Patrouille Kienitz hatte schwere Verluste. Meine Niedergeschlagenheit wurde etwas erhellt durch die Worte des biederen Oldenburgers Dujesiefken, der, als ich mir im Stollen die Hand verbinden ließ, vorm Eingang seinen Kameraden die Ereignisse berichtete und mit dem Satze schloß: »Vor Leutnant Jünger habe ich jetzt aber Respekt; Junge, Junge, der flitzte dich man so über die Barrikaden!«

Danach marschierten wir, fast alle mit verbundenen Händen und Köpfen, durch den Wald zum Regimentsgefechtsstand. Oberst von Oppen begrüßte uns und ließ uns Kaffee einschenken. Er war zwar enttäuscht von unserem Mißerfolg, sprach uns jedoch seine Anerkennung aus. Das tröstete uns. Dann wurde ich in ein Auto gepackt und fuhr zur Division, die genauen Bericht haben wollte. Während mir die wüsten Explosionen der Handgranaten noch in den Ohren dröhnten, genoß ich in vollen Zügen die Wohltat, zurückgelehnt in schnellem Fluge über die Landstraße zu brausen.

Der Generalstabsoffizier der Division empfing mich in seinem Arbeitszimmer. Er war recht gallig, und ich merkte zu meinem Ärger, daß er versuchte, mich für den Ausgang des Unternehmens verantwortlich zu machen. Wenn er den Finger auf die Karte legte und Fragen stellte wie etwa: »Warum sind Sie denn nicht rechts in diesen Laufgraben abgebogen?«, merkte ich, daß ein Durcheinander, in dem es Begriffe wie rechts und links gar nicht mehr gibt, außerhalb seiner Vorstellung lag. Für ihn war das Ganze ein Plan, für uns eine mit Leidenschaft erlebte Wirklichkeit.

Der Divisionskommandeur begrüßte mich freundlich

und verscheuchte bald meine Mißstimmung. Beim Mittagessen saß ich im verschlissenen Feldrock mit verbundener Hand neben ihm und bemühte mich, ohne falsche Bescheidenheit unsere Taten vom Morgen in das rechte Licht zu stellen, was mir auch gelang.

Am nächsten Tage besichtigte Oberst von Oppen die Patrouille noch einmal, verteilte Eiserne Kreuze und gab jedem Teilnehmer vierzehn Tage Urlaub. Am Nachmittag wurden die Gefallenen, deren Zurückschaffung gelungen war, auf dem Soldatenfriedhof Thiaucourt begraben. Zwischen den Opfern dieses Krieges ruhten dort auch Kämpfer von 1870/71. Eins dieser alten Gräber schmückte ein bemooster Stein mit der Inschrift: »Dem Auge fern, dem Herzen ewig nah!« In eine große Steintafel war gemeißelt:

Heldentaten, Heldengräber
reihen neu sich an die alten,
künden, wie das Reich erstanden,
künden, wie das Reich erhalten.

Abends las ich im französischen Heeresbericht: »Ein deutsches Unternehmen bei Regnieviüe mißglückte; wir machten Gefangene.« Es waren Wölfe gewesen, die sich beim Einbruch in eine Hürde verirrt hatten. Der knappen Meldung durfte ich zu meiner Freude entnehmen, daß es unter den Kameraden, die wir verloren hatten, Überlebende gab.

Einige Monate später erhielt ich einen Brief von einem der Vermißten, dem Füsilier Meyer, der dort im Handgranatenkampf ein Bein verloren hatte; er war mit drei Kameraden nach langem Umherirren in einen Kampf verwickelt und schwerverwundet gefangen worden, nachdem die anderen, darunter auch der Unteroffizier Kloppmann, gefallen waren. Kloppmann gehörte freilich zu den Männern, die man sich gefangen nicht vorstellen kann.

Ich habe im Kriege manches Abenteuer bestanden, doch keins war unheimlicher. Noch immer gerate ich in eine beklommene Stimmung, wenn ich an unseren Irrweg durch die unbekannten, vom kalten Frühlicht erhellten Gräben zurückdenke. Es war wie in einem labyrinthischen Traum.

Einige Tage darauf sprangen die Leutnants Domeyer und Zürn mit mehreren Begleitern nach einigen Schrapnellschüssen in die erste feindliche Linie. Domeyer stieß auf einen französischen Landwehrmann mit mächtigem Vollbart, der seine Aufforderung: »Rendez-vous!« mit grimmigem »Ah non!« erwiderte und sich auf ihn stürzte. Im Verlauf eines erbitterten Ringkampfes schoß Domeyer ihn mit der Pistole durch den Hals und mußte wie ich ohne Gefangene zurückkehren. Nur war bei meinem Unternehmen eine Munition verpulvert worden, die 1870 für eine ganze Schlacht ausgereicht hätte.

Noch einmal Flandern

Am gleichen Tag, an dem ich von meinem Urlaub zurückkehrte, wurden wir von bayerischen Truppen abgelöst und zunächst in dem nahegelegenen Dorfe Labry untergebracht.

Am 17. Oktober 1917 wurden wir verladen und betraten nach einer Fahrt von anderthalb Tagen wieder den Boden Flanderns, den wir erst vor zwei Monaten verlassen hatten. Wir übernachteten in dem Städtchen Iseghem und marschierten am nächsten Morgen nach Roulers oder, wie es flämisch heißt, Roeselaere. Die Stadt befand sich im ersten Stadium der Zerstörung. Noch wurden in den Läden Waren feilgehalten, doch hauste die Bevölkerung schon in den Kellern, und die Bande des bürgerlichen Lebens waren durch häufige Beschießungen zerrissen. Ein Schaufenster mit Damenhüten gegenüber meinem Quartier bot in

dem Kriegsgewühl einen Anblick von gespenstischer Beziehungslosigkeit. Nachts brachen Plünderer in die verlassenen Wohnungen ein.

In meinem in der Ooststraat gelegenen Quartier war ich der einzige Bewohner der oberirdischen Räume. Das Haus gehörte einem Tuchhändler, der zu Beginn des Krieges geflohen war und eine alte Wirtschafterin mit ihrer Tochter zur Bewachung zurückgelassen hatte. Die beiden sorgten für ein kleines verwaistes Mädchen, das sie während unseres Vormarsches in den Straßen umherirrend aufgefunden hatten und von dem sie nicht einmal Alter und Namen kannten. Sie hatten eine gewaltige Angst vor Bomben und beschworen mich fast auf den Knien, oben kein Licht zu machen, um die bösen Flieger nicht anzulocken. Mir verging das Lachen allerdings auch, als, während ich neben meinem Freunde Reinhardt am Fenster stand und einen im Lichte der Scheinwerfer dicht über die Dächer huschenden Engländer betrachtete, eine Riesenbombe in der Nähe des Hauses aufschlug und der Luftdruck uns die Splitter der Fensterscheiben um die Ohren warf.

Für die bevorstehenden Kämpfe war ich zum Späh offizier bestimmt und dem Regimentsstab zugeteilt. Um mich einweisen zu lassen, begab ich mich vor unserem Einsatz zum Gefechtsstand des bayerischen Reserveregiments 10, das wir ablösen sollten. Ich fand in dem Kommandeur einen freundlichen Herrn, obgleich er beim Empfang etwas über mein unvorschriftsmäßiges »rotes Mützenbandl« brummte, das eigentlich, um die bösen Kopfschüsse nicht herauszufordern, grau übernäht sein sollte.

Zwei Gefechtsläufer führten mich zu dem Meldekopf, der einen guten Überblick bieten sollte. Wir hatten kaum den Gefechtsstand verlassen, als eine Granate den Wiesengrund hochschleuderte. Meine Führer wußten indes dem Feuer, das gegen Mittag in ein ununterbrochenes Rollen überging, in dem durch zahlreiche kleine Pappelgehölze

maskierten Gelände sehr geschickt auszuweichen. Sie arbeiteten sich mit dem Instinkt des alten Materialkämpfers, der auch im dichtesten Feuer noch einen halbwegs sicheren Pfad zu finden weiß, durch das Herbstland, das golden leuchtete.

Auf der Schwelle eines einsamen Gehöftes, das die Spuren frischer Einschläge aufwies, erblickten wir einen auf dem Gesicht liegenden Toten. »Den hats a derwischt!« äußerte der biedere Bayer. »Dicke Luft«, meinte der andere mit witterndem Umblick und schritt rasch weiter. Der Meldekopf lag jenseits der stark beschossenen Straße Passchendaele-Westroosebeke und erwies sich als eine Sammelstelle ähnlich der, die ich in Fresnoy geführt hatte. Er war neben einem zum Schutthaufen zusammengeschossenen Hause errichtet und hatte so wenig Deckung, daß ihn der erste derbere Treffer vernichten mußte. Ich ließ mich von drei Offizieren, die dort ein geselliges Höhlendasein führten und über die nahe Ablösung sehr erfreut waren, von Feind, Stellung und Annäherung unterrichten und ging dann über Roodkruis-Oostnieuwkerke nach Roulers zurück, wo ich dem Oberst Bericht erstattete.

Auf dem Wege durch die Straßen der Stadt studierte ich die gemütlichen Namen der zahlreichen kleinen Schenken, die so recht die flämische Behäbigkeit ausdrückten. Wer fühlte sich nicht angezogen durch ein Wirtschaftsschild, das den Titel »De Zalm« (Salm), »De Reeper« (Reiher), »De Nieuwe Trompette«, »De drie Koningen« oder »Den Olifant« führt? Schon der Empfang in der kräftigen Sprache mit dem traulichen Du versetzt in behagliche Stimmung. Gott gebe, daß dieses prächtige Land, das schon so oft den Schauplatz kämpfender Heere bildete, auch aus diesem Kriege in seinem alten Wesen wieder auferstehe.

Am Abend wurde die Stadt wieder mit Bomben belegt. Ich stieg in den Keller, in dem sich die Frauen zitternd in eine Ecke gedrückt hatten, und knipste meine Taschen-

lampe an, um das kleine Mädchen zu beruhigen, das vor Angst schrie, da eine Explosion das Licht verlöscht hatte. Hier zeigte sich wieder, wie fest der Mensch mit seiner Heimat verwachsen ist. Trotz der gewaltigen Furcht, die diese Frauen vor der Gefahr hatten, klammerten sie sich fest an die Scholle, die jeden Augenblick zum Grab werden konnte.

Am Morgen des 22. Oktober brach ich mit meinem Spähtrupp von vier Mann nach Kalve auf, wo der Regimentsstab im Lauf des Vormittags ablösen sollte. An der Front tobte ein gewaltiges Feuer, dessen Blitze den Nebel blutigrot färbten. Am Eingang von Oostnieuwkerke stürzte neben uns ein Haus, von einer schweren Granate getroffen, krachend zusammen. Steintrümmer rollten über die Straße. Wir versuchten, den Ort zu umgehen, mußten aber doch hindurch, da wir die Richtung Roodkruis-Kalve nicht kannten. Im Vorbeieilen fragte ich einen fremden Unteroffizier, der im Eingang eines Kellers stand, nach dem Weg. Statt zu antworten, vergrub er seine Hände in die Taschen und zuckte die Achseln. Da ich inmitten der Geschosse keine Zeit zu verlieren hatte, sprang ich auf ihn zu und erzwang mir mittels der ihm unter die Nase gehaltenen Pistole die nötigen Auskünfte.

Dies war das erstemal, daß ich im Gefecht einem Manne begegnete, der nicht aus Feigheit, sondern offenbar aus völliger Unlust Schwierigkeiten machte. Obwohl diese Unlust in den letzten Jahren natürlich immer größer und allgemeiner wurde, war ihre Bekundung während der Aktion doch höchst ungewöhnlich, denn die Schlacht bindet, während die Untätigkeit zerstreut. Im Gefecht steht man unter sachlichem Zwang. Dagegen äußerte sich auf dem Marsch inmitten der aus der Materialschlacht rückenden Kolonnen das Abbröckeln der Kriegszucht am unverhohlensten.
Bei Roodkruis, einem kleinen Gehöft an einer Straßen-

gabel, wurde die Sache bedenklich. Protzen rasten über die beschossene Straße, Infanterietrupps schlängelten sich zu beiden Seiten durchs Gelände, und zahllose Verwundete schleppten sich von vorn zurück. Wir begegneten einem jungen Artilleristen, dem ein langer, zackiger Splitter wie eine abgebrochene Speerspitze in der Schulter stak. Er schritt, ohne aufzublicken, wie ein Traumwandler an uns vorbei.

Wir bogen rechts von der Straße ab zum Regimentsgefechtsstand, der von einem Feuerkranz umschlossen war. In der Nähe rollten zwei Telefonisten auf einem Kohlfeld ihre Leitung ab. Unmittelbar neben dem einen schlug eine Granate ein; wir sahen ihn stürzen und hielten ihn für ausgelöscht. Er erhob sich jedoch gleich wieder und zog kaltblütig seinen Draht weiter. Da der Gefechtsstand nur aus einem winzigen Betonblock bestand, der kaum für den Kommandeur mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier Platz bot, suchte ich in der Nähe Unterkunft. Ich zog mit den Nachrichten-, Gasschutz- und Minenwerferoffizieren in eine leichte Holzbaracke, die nicht gerade das Muster einer bombensicheren Unterkunft verkörperte.

Am Nachmittag ging ich in Stellung, da die Meldung eingelaufen war, daß der Feind am Morgen unsere fünfte Kompanie angegriffen hatte. Mein Weg führte über den Meldekopf zum Nordhof, einem bis zur Unkenntlichkeit zerschossenen Gehöft, unter dessen Trümmern der Kommandeur des Bereitschaftsbataillons hauste. Von dort lief ein, allerdings nur noch angedeuteter, Pfad zum Kampftruppenkommandeur. Durch die starken Regenfälle der letzten Tage war das Trichterfeld in eine Schlammwüste verwandelt, die besonders im Paddebachgrund eine lebensgefährliche Tiefe besaß. Auf meinen Irrfahrten kam ich an manchem einsam und verlassen liegenden Toten vorbei; oft ragte nur noch der Kopf oder eine Hand über den schmutzigen Spiegel der Trichter. Tausende schlum-

mern so, ohne daß ein von Freundeshand errichtetes Mal die Grabstätte schmückt.

Nach der äußerst anstrengenden Überquerung des Paddebaches, die nur durch einige von Granaten über ihn geschleuderte Pappeln gelang, entdeckte ich in einem Riesentrichter den Führer der fünften Kompanie, Leutnant Heins, inmitten eines Häufleins von Getreuen. Die Trichterstellung lag an einem Hang und konnte, da sie nicht völlig versoffen war, von anspruchslosen Frontsoldaten als bewohnbar bezeichnet werden. Heins erzählte mir, daß am Morgen eine englische Schützenlinie erschienen und auf Beschießung verschwunden sei. Diese hatte wiederum einige verirrte 164er, die bei ihrer Annäherung fortgelaufen waren, erschossen. Sonst war alles in Ordnung; ich begab mich daher zum Gefechtsstand zurück, wo ich dem Oberst Bericht erstattete.

Am Tage darauf wurde unser Mittagessen in gröbster Weise durch einige scharf neben die Holzwand gesetzte Granaten unterbrochen, deren Dreckfontänen in langsamem Wirbel auf das Teerpappdach trommelten. Alles stürzte aus der Tür; ich flüchtete in ein nahes Gehöft, das ich des Regens wegen betrat. Am Abend wiederholte sich der Vorgang, nur blieb ich diesmal im Freien, da trockenes Wetter war. Die nächste Granate schlug mitten in das zusammenbrechende Gebäude. So spielt der Zufall im Krieg. Mehr als anderswo gilt hier: Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Am 25. Oktober wurden wir schon um acht Uhr aus den Baracken getrieben, von denen die uns gegenüberliegende beim zweiten Schuß einen Volltreffer erhielt. Andere Geschosse fuhren in die regenfeuchten Wiesen. Sie schienen dort zu verpuffen, rissen aber erhebliche Trichter. Durch die Erfahrungen des vorigen Tages gewitzigt, suchte ich mir in dem großen Kohlfeld hinter dem Regimentsgefechtsstand einen einsamen, vertrauenerweckenden Trich-

ter aus, von dem ich mich jedesmal erst nach einer angemessenen Sicherheitspause wieder trennte. Während dieses Tages bekam ich die mir sehr nahegehende Nachricht vom Tode des Leutnants Brecht, der als Spähoffizier der Division in dem Trichterfeld rechts vom Nordhof im Kampf gefallen war. Er war einer der wenigen, die sogar in diesem Materialkrieg ein besonderer Schimmer umwob und die man für unverletzlich hielt. Leute wie ihn erkannte man immer aus der Masse der anderen heraus — sie lachten, wenn wieder einmal der Befehl zum Angriff kam. Bei solchen Todesnachrichten wurde man unwillkürlich von dem Gedanken beschlichen, daß man es vielleicht auch nicht mehr lange treiben würde.

Die Morgenstunden des 26. Oktober wurden durch ein Trommelfeuer von außergewöhnlicher Heftigkeit ausgefüllt. Auch unsere Artillerie verdoppelte auf die von vorn hochsteigenden Sperrfeuersignale hin ihre Wut. Jedes kleine Waldstück und jede Hecke waren mit Geschützen gespickt, hinter denen halbtaube Kanoniere ihres Amtes walteten.

Da zurückkommende Verwundete unklare und übertriebene Angaben über einen englischen Angriff machten, wurde ich mit meinen vier Mann um elf Uhr nach vorn geschickt, um dort Genaueres zu erkunden. Unser Weg führte durch scharfes Feuer. Zahlreiche Verwundete begegneten uns, darunter Leutnant Spitz, Führer der Zwölften, mit einem Kinnschuß. Schon vor dem Stollen des Kampftruppenkommandeurs kamen wir in gezieltes Maschinengewehrfeuer, ein Anzeichen dafür, daß der Feind unsere Linien eingedrückt haben mußte. Dieser Verdacht wurde mir durch Major Dietlein, den Führer des dritten Bataillons, bestätigt. Ich fand den alten Herrn gerade beschäftigt, aus dem Eingange seines dreiviertel unter Wasser stehenden Betonklotzes zu kriechen, eifrig nach seiner in den Schlamm gefallenen Meerschaumspitze fischend.

Der Engländer war in die vordere Linie eingedrungen und hatte einen Höhenrücken genommen, von dem aus er den Paddebachgrund, in dem der Kampftruppenkommandeur lag, unter Feuer nehmen konnte. Nachdem ich diese Veränderung der Lage mit einigen Rotstiftstrichen in die Karte eingetragen hatte, ermunterte ich meine Leute zu neuem Dauerlauf durch den Schlamm. Wir sprangen in großer Hast über die eingesehene Fläche bis hinter die nächste Bodenwelle und von dort langsamer zum Nordhof. Rechts und links schlugen Granaten in den Sumpf und schleuderten riesige, von unzähligen Spritzern umringte Schlammkegel in die Höhe. Der Nordhof lag unter Feuer von Brisanzgranaten und mußte sprungweise überwunden werden. Die Dinger hatten einen besonders bösartigen und betäubenden Knall. Sie fuhren gruppenweise in kurzen Abständen heran. Es galt, jedesmal in einem schnellen Sprung Gelände zu gewinnen, um dann wieder im Trichter die nächsten Einschläge abzuwarten. In der Zeit zwischen dem ersten fernen Heulen und der ganz nahen Explosion drängte sich der Wille zum Leben besonders schmerzlich zusammen, da der Körper schutzlos und regungslos sein Schicksal erwarten mußte.

Auch Schrapnells waren in das schwere Feuer gemischt, eins warf seine Kugelladung mit vielfachem Klatschen zwischen uns. Einer meiner Begleiter wurde am hinteren Stahlhelmrand getroffen und zu Boden geschleudert. Nachdem er eine Zeitlang betäubt gelegen hatte, raffte er sich hoch und lief weiter. Das Gelände um den Nordhof war von einer Menge furchtbar zugerichteter Leichen bedeckt.

Da wir unsere Aufgabe als Späher mit Eifer betrieben, kamen wir oft an Orte, die eben noch unbeschreitbar gewesen waren. So taten wir einen Einblick in das Verborgene, das auf dem Schlachtfeld geschah. Überall stießen wir auf die Spuren des Todes; es war fast, als hause keine

lebende Seele in dieser Wüste mehr. Hier lag hinter einer zerzausten Hecke eine Gruppe, die Körper noch von der frischen Erde bedeckt, die nach dem Einschlag auf sie heruntergerieselt war; dort waren zwei Meldeläufer neben einem Trichter, aus dem noch der stickige Dunst der Sprenggase schwelte, zu Boden gestreckt. An einer anderen Stelle fanden wir viele Leichen auf einer kleinen Fläche verstreut: ein in den Mittelpunkt eines Feuerwirbels geratener Trägertrupp oder ein verirrter Reservezug, der hier sein Ende gefunden hatte. Wir tauchten auf, umfaßten die Geheimnisse dieser tödlichen Winkel mit einem Blick und verschwanden wieder im Rauch.

Nachdem wir noch glücklich den stark beschossenen Grund hinter der Straße Passchendaele-Westroosebeke durcheilt hatten, konnte ich Oberst von Oppen Meldung erstatten.

Am nächsten Morgen wurde ich schon um sechs Uhr nach vorn geschickt mit dem Auftrag, festzustellen, ob und wo das Regiment Anschluß hätte. Unterwegs traf ich den Feldwebelleutnant Ferchland, der der achten Kompanie den Befehl überbringen mußte, auf Goudberg vorzugehen und, falls eine solche bestehen sollte, die Lücke zwischen uns und dem linken Nachbarregiment zu schließen. Um meinen Auftrag so schnell wie möglich auszuführen, konnte ich nichts Besseres tun, als ihn zu begleiten. Wir fanden nach längerem Suchen den Führer der Achten, meinen Freund Tebbe, in einem unwirtlichen Teil der Trichterlandschaft nahe dem Meldekopf. Er zeigte sich über den Auftrag, eine so auffällige Bewegung bei hellem Tage auszuführen, wenig erfreut. Wir steckten uns während unserer kargen, durch die unsägliche Nüchternheit des morgenbeschienenen Trichterfeldes bedrückten Unterhaltung eine Zigarre an und warteten, bis sich die Kompanie gesammelt hatte.

Schon nach wenigen Schritten erhielten wir von den

gegenüberliegenden Höhen gezieltes Infanteriefeuer und mußten einzeln von Trichter zu Trichter vorspringen. Beim Überschreiten des nächsten Hanges verdichtete sich das Feuer so, daß Tebbe, um den Schutz der Nacht abzuwarten, eine Trichterstellung beziehen ließ. Er ging, seine Zigarre rauchend, den Abschnitt ab und teilte die Gruppen ein.

Ich beschloß, weiter vorn die Größe der Lücke festzustellen, und ruhte mich noch einen Augenblick in Tebbes Trichter aus. Schon begann die feindliche Artillerie zur Strafe für das kühne Vorgehen der Kompanie sich auf den Geländestreifen einzuschießen. Ein auf den Rand unseres Zufluchtsortes wuchtendes Sprengstück, das Karte und Augen voll Lehm spritzte, mahnte mich zum Aufbruch. Ich verabschiedete mich von Tebbe und wünschte ihm viel Glück für die nächsten Stunden. Er rief hinter mir her: »Lieber Gott, laß Abend werden, Morgen wirds von selber!«

Wir schritten vorsichtig durch den eingesehenen Paddebachgrund, uns hinter den Laubmassen umgeschossener Schwarzpappeln verbergend und ihre Stämme als Brücke benutzend. Ab und zu verschwand einer bis über die Hüften im Schlamm und wäre ohne die helfend hingestreckten Gewehrkolben der Kameraden unfehlbar ertrunken. Ich wählte als Marschrichtungspunkt einen Betonklotz, den eine Gruppe von Soldaten umstand. Vor uns bewegte sich eine von vier Trägern geschleppte Bahre in derselben Richtung wie wir. Durch die Beobachtung, daß ein Verwundeter nach vorn gebracht wurde, stutzig gemacht, sah ich durchs Glas und erblickte eine Reihe von khakifarbenen Gestalten mit flachen Stahlhelmen. In diesem Augenblick knallten auch schon die ersten Schüsse. Da Deckungnehmen unmöglich war, rannten wir zurück, während die Geschosse rings um uns in den Schlamm spritzten. Die Hetze durch den Morast war äußerst anstrengend; doch

als wir, völlig außer Atem, uns eine Weile den Engländern als Zielscheibe darboten, verlieh uns eine Gruppe Brisanzgranaten wieder die alte Frische. Sie hatte immerhin das Gute, uns durch ihren Qualm der Sicht zu entziehen. Das unangenehmste bei diesem Lauf war die Aussicht, durch eine Verwundung unfehlbar zur Moorleiche verwandelt zu werden. Wir eilten auf den Trichterkämmen wie auf den schmalen Wänden einer Bienenwabe entlang. Blutige Rinnsale verrieten, daß hier schon mancher verschwunden war.

Zu Tode erschöpft, erreichten wir den Regimentsgefechtsstand, wo ich meine Skizzen abgab und Bericht über die Lage erstattete. Wir hatten die Lücke erkundet. Tebbe würde über Nacht vorgehen und sie ausfüllen.

Am 28. Oktober wurden wir wieder durch das bayerische Reserveregiment 10 abgelöst und, zu stetem Eingreifen bereit, in den Dörfern hinter der Front untergebracht. Der Stab zog nach Most.

Nachts saßen wir im Zimmer einer verlassenen Schenke und feierten die Beförderung und Verlobung des Leutnants Zürn, der gerade vom Urlaub zurückgekommen war. Zur Strafe für diesen Leichtsinn wurden wir am folgenden Morgen durch ein Riesentrommelfeuer geweckt, das trotz der Entfernung noch meine Fensterscheiben eindrückte. Gleich darauf wurde alarmiert. Offenbar hatte es bei der Lücke doch Überraschungen gegeben. Es ging das Gerücht, daß der Engländer dort in die Regimentsstellung eingedrungen sei. Ich verbrachte den Tag, auf Befehle wartend, beim Beobachtungsstand des Armee-Oberkommandos, dessen Umgebung unter schwachem Streufeuer lag. Eine leichte Granate fuhr durch das Fenster eines Häuschens, aus dem drei ziegelmehlbestäubte verwundete Artilleristen hervorstürzten. Drei andere lagen tot unter den Trümmern.

Am Morgen darauf bekam ich von dem bayerischen

Kommandeur folgenden Gefechtsauftrag: »Durch abermaligen Vorstoß des Gegners ist die Stellung des linken Nachbarregiments noch mehr zurückgedrängt und die Lücke zwischen beiden Regimentern sehr vergrößert. Da Gefahr bestand, daß die Stellung des Regiments von links umgangen würde, trat gestern abend das erste Bataillon des Füsilierregiments 73 zum Gegenstoß an, wurde aber anscheinend vom Sperrfeuer zerfledert und kam nicht an den Feind. Heute morgen wurde das zweite Bataillon gegen die Lücke vorgeschickt. Nachricht ist bislang nicht eingetroffen. Es ist die Stellung des ersten und zweiten Bataillons zu erkunden.«

Ich machte mich auf den Weg und begegnete schon beim Nordhof dem Hauptmann von Brixen, Kommandeur des zweiten Bataillons, der die Stellungsskizze bereits in der Tasche trug. Ich zeichnete sie ab und hatte meinen Auftrag damit eigentlich erfüllt, begab mich jedoch noch zum Betonblock des Kampftruppenkommandeurs, um einen persönlichen Überblick zu gewinnen. Auf dem Wege lagen Gefallene, deren blasse Gesichter aus wassergefüllten Trichtern starrten oder die bereits so von Schlamm überzogen waren, daß man die menschliche Gestalt nur noch erriet. Von den Ärmeln der meisten leuchtete das blaue Gibraltarband.

Kampftruppenkommandeur war der bayerische Hauptmann Radlmaier. Dieser äußerst tätige Offizier teilte mir ausführlich mit, was mir Hauptmann von Brixen bereits hastig erzählt hatte. Unser zweites Bataillon hatte große Verluste erlitten; unter vielen anderen waren der Bataillonsadjutant und der Führer der braven Siebenten gefallen. Der Adjutant, Lemiere, war der Bruder des im April bei Fresnoy gefallenen Führers der achten Kompanie. Die beiden Brüder waren Liechtensteiner und kämpften als Freiwillige auf deutscher Seite. Beide fielen auf gleiche Weise, durch einen Schuß in den Mund.

Der Hauptmann zeigte auf einen Betonblock, zweihundert Meter von dem unsrigen, der gestern besonders hartnäckig verteidigt worden war. Kurz nach dem Angriff sah der Kommandant der kleinen Feste, ein Feldwebel, einen Engländer, der drei Deutsche zurückführte. Er schoß den Engländer heraus und verstärkte mit den drei Leuten seine Besatzung. Als sie ihre Munition verschossen hatten, setzten sie einen verbundenen Engländer vor die Tür, um weitere Beschießung zu verhindern, und konnten sich nach Einbruch der Dunkelheit unbemerkt zurückziehen.

Ein anderer Betonklotz, den ein Leutnant kommandierte, wurde von einem englischen Offizier zur Übergabe aufgefordert; statt einer Antwort sprang der Deutsche heraus, packte den Engländer und zog ihn vor den Augen seiner verdutzten Leute hinein.

An diesem Tage sah ich kleine Trupps von Krankenträgern mit erhobenen Flaggen sich offen in der Zone des Infanteriefeuers bewegen, ohne daß ein Schuß gegen sie fiel. Solche Bilder zeigten sich dem Kämpfer in diesem unterirdischen Kriege nur, wenn die Not bis zur Unerträglichkeit gestiegen war.

Mein Rückweg wurde erschwert durch ein unangenehmes, nach faulen Äpfeln riechendes Reizgas englischer Granaten, das sich im Boden festgesogen hatte. Es beengte den Atem und trieb mir die Tränen aus den Augen. Nachdem ich im Gefechtsstand meine Meldung erstattet hatte, begegnete ich kurz vor dem Verbandplatz den Bahren zweier befreundeter, schwerverwundeter Offiziere. Der eine war Leutnant Zürn, den wir zwei Abende zuvor im fröhlichen Kreise gefeiert hatten. Jetzt lag er, halb entkleidet, mit jener wachsgelben Gesichtsfarbe, die ein sicheres Vorzeichen des Todes ist, auf einer losgerissenen Tür und sah mich mit stieren Augen an, als ich herantrat, um ihm die Hand zu streicheln. Dem anderen, Leutnant Haverkamp, waren Arm- und Beinknochen durch Gra-

natsplitter so zerschmettert, daß eine Amputation wahrscheinlich war. Er lag totenblaß mit versteinerten Zügen auf seiner Bahre und rauchte Zigaretten, die er sich von seinen Trägern entzünden und in den Mund stecken ließ.

Wir hatten in diesen Tagen wieder erschreckende Verluste an jungen Offizieren gehabt. Diese zweite Flandernschlacht war eintönig; sie vollzog sich in einem zähen, schlammigen Element, aber sie hatte einen starken Verzehr.

Am 3. November wurden wir in dem uns von den ersten Flanderntagen her wohlbekannten Bahnhof Gits verladen. Wir sahen dort die beiden Fläminnen wieder; aber sie zeigten die alte Frische nicht mehr. Auch sie schienen inzwischen manchen Großkampftag erlebt zu haben.

Wir kamen für einige Tage nach Tourcoing, einer ansehnlichen Schwesterstadt von Lilie. Das erste und letzte Mal im Kriege schlief hier jeder Mann der siebenten Kompanie in einem Federbett. Ich bewohnte ein prunkvolles Zimmer im Hause eines Industriebarons in der Rue de Lilie. Mit großem Behagen genoß ich den ersten Abend in einem Klubsessel vorm Feuer des Marmorkamins.

Die wenigen Tage wurden von allen benutzt, sich des hartumkämpften Daseins zu freuen. Noch konnte man es kaum fassen, daß man dem Tod entronnen war, und vergewisserte sich des neugewonnenen Lebens, indem man es in all seinen Formen genoß.

Die Doppelschlacht bei Cambrai

Die schönen Tage von Tourcoing waren bald vorbei. Wir lagen noch kurze Zeit in Villers-au-tertre, wo wir Ersatz bekamen, und fuhren am 15. November 1917 nach Lecluse, dem Aufenthaltsort des jeweiligen Ruhebataillons der uns zugewiesenen Stellung. Lecluse war ein größeres, von

Seen umkränztes Dorf des Artois. Die ausgedehnten Schilfflächen bargen Enten und Wasserhühner, die Gewässer wimmelten von Fischen. Obwohl das Fischen streng verboten war, hörte man nachts auf dem Wasser oft rätselhafte Geräusche. Eines Tages bekam ich von der Ortskommandantur auch ein paar Soldbücher von Leuten meiner Kompanie, die beim Fischen mit Handgranaten erwischt waren. Ich machte jedoch keine Geschichte daraus, da mir die gute Stimmung der Mannschaft bedeutend mehr am Herzen lag als die Schonung der französischen Jagd oder die Tafel des Ortsgewaltigen. Seitdem wurde fast jeden Abend von unbekannter Hand ein Riesenhecht vor meiner Türe niedergelegt. Mittags gab ich dann meinen beiden Offizieren ein Essen mit dem Hauptgang »Hecht ä la Lohengrin«.

Am 19. November besichtigte ich mit meinen Zugführern die Stellung, die wir in den nächsten Tagen besetzen sollten. Sie lag vor dem Dorfe Vis-en-Artois. Wir kamen jedoch nicht so rasch in die Gräben, wie wir gedacht hatten, da wir fast jede Nacht alarmiert und abwechselnd in der Wotanstellung, dem Artillerieschutzriegel oder dem Dorfe Dury bereitgestellt wurden. Erfahrenen Kriegern war klar, daß das nicht lange gutgehen konnte.

Wirklich erfuhren wir am 29. November durch Hauptmann von Brixen, daß wir an einem großangelegten Gegenangriff auf den Stellungsbogen teilnehmen sollten, den die Tankschlacht von Cambrai in unsere Front gedrückt hatte. Obwohl wir froh waren, endlich einmal die Rolle des Ambosses mit der des Hammers vertauschen zu können, hegten wir Bedenken, ob die noch von Flandern her erschöpfte Mannschaft diese Probe bestehen würde. Ich setzte jedoch Vertrauen in meine Kompanie; sie hatte noch nie versagt.

In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember wurden wir in Lastautomobile verladen. Dabei erlitten wir die

ersten Verluste dadurch, daß ein Mann eine Handgranate fallen ließ, die auf rätselhafte Weise explodierte und ihn samt einem Kameraden schwer verwundete. Ein anderer versuchte sich wahnsinnig zu stellen, um der Schlacht zu entgehen. Nach langem Hin und Her wurde er durch den kräftigen Rippenstoß eines Unteroffiziers wieder vernünftig, und wir konnten einsteigen. Ich sah bei der Gelegenheit, daß diese Rolle sich schwer durchhalten läßt.

Wir fuhren, eng zusammengepökelt, bis dicht vor Baralle, wo wir in einem Straßengraben stundenlang auf Befehle warteten. Trotz der Kälte legte ich mich auf eine Wiese und schlief bis zum Morgengrauen. Da wir uns auf den Angriff vorbereitet hatten, erfuhren wir mit einer gewissen Enttäuschung, daß das Regiment 225, dem wir unterstellt waren, auf unsere Mitwirkung beim Sturm verzichtete. Wir sollten uns im Schloßpark von Baralle bereithalten.

Um neun Uhr setzte unsere Artillerie in wuchtigen Feuerstößen ein, die sich von 11.45 Uhr bis 11.50 Uhr zum Trommelfeuer verdichteten. Der Bourlon-Wald, der wegen seiner starken Befestigungen nicht an der Stirnseite angegriffen, sondern ausgespart wurde, verschwand unter gelbgrünen Gaswolken. Um 11.50 Uhr sahen wir durch unsere Gläser Schützenlinien aus dem leeren Trichterfeld auftauchen, während im Hintergelände Batterien anspannten und zum Stellungswechsel vorjagten. Ein deutscher Flieger schoß einen englischen Fesselballon in Brand, dessen Beobachter mit Fallschirmen absprangen. Daß er die in der Luft Schwebenden noch einige Male umkreiste und mit Leuchtspurmunition beschoß, war auch ein Zeichen dafür, daß die Unbarmherzigkeit des Krieges sich steigerte.

Nachdem wir den Angriff von der Höhe des Schloßparks aus mit Spannung verfolgt hatten, leerten wir ein Kochgeschirr Nudeln und legten uns zu einem Nachmittagsschlaf auf den gefrorenen Boden. Um drei Uhr beka-

men wir Befehl, bis zum Regimentsgefechtsstand vorzurücken, der in der Schleusenkammer eines ausgetrockneten Kanalbettes verborgen war. Wir legten diesen Weg zugweise unter schwachem Streufeuer zurück. Von dort wurden die Siebente und Achte zum Bereitschaftskommandeur vorgeschickt, um zwei Kompanien von 225 abzulösen. Die fünfhundert Meter, die im Kanalbett zu überwinden waren, lagen unter einem dichten Feuerriegel. Wir rannten ohne Verluste, in einen Klumpen zusammengeballt, zum Ziel. Zahlreiche Tote verrieten, daß hier schon manche Kompanie blutigen Zoll gezahlt hatte. Unterstützungen lagen dicht an die Böschungen gepreßt und waren beschäftigt, in fieberhafter Hast Deckungslöcher in die ausgemauerten Wände zu schlagen. Da alle Plätze besetzt waren und der Ort als Geländemarke das Feuer auf sich zog, führte ich die Kompanie in ein Trichterfeld rechts daneben und überließ jedem Einzelnen, sich dort einzurichten. Ein Splitter flog klirrend gegen mein Seitengewehr. Ich suchte mir mit Tebbe, der mit seiner Achten unserem Beispiel gefolgt war, einen passenden Trichter aus, den wir mit einer Zeltbahn überspannten. Wir steckten eine Kerze an, aßen zu Abend, rauchten unsere Pfeifen und unterhielten uns fröstelnd. Tebbe, der selbst in dieser wüsten Umgebung etwas vom Dandy behielt, erzählte eine lange Geschichte von einem Mädchen, das ihm in Rom Modell gestanden hatte.

Um elf Uhr bekam ich Befehl, in die ehemalige vordere Linie einzurücken und mich beim Kampftruppenkommandeur zu melden. Ich ließ sammeln und führte die Leute vor. Nur noch vereinzelt schlugen mächtige Granaten ein, von denen eine gleich einem Gruß der Hölle vor uns zerschellte und das Kanalbett mit finsterem Qualm füllte. Die Mannschaft verstummte, wie von einer eisigen Faust im Nacken gepackt, und stolperte hastig über Stacheldraht und Steintrümmer hinter mir her. Ein unheimliches Gefühl

beschleicht das Gemüt beim Durchschreiten einer unbekannten Stellung zur Nachtzeit, auch wenn das Feuer nicht sonderlich stark ist; Auge und Ohr werden durch die sonderbarsten Täuschungen gereizt. Alles ist kalt und fremdartig wie in einer verwunschenen Welt.

Endlich fanden wir die enge Mündung der vorderen Linie in den Kanal und wanden uns durch menschenüberfüllte Gräben zum Bataillonsgefechtsstand vor. Ich trat ein und traf einen Haufen von Offizieren und Meldern inmitten einer Luft, aus der man Scheiben schneiden konnte. Dort erfuhr ich, daß der Angriff an dieser Stelle nicht viel erreicht hatte und am nächsten Morgen weiter vorgetrieben werden solle. Die Stimmung im Raum hatte wenig Zuversichtliches. Zwei Bataillonskommandeure begannen eine lange Verhandlung mit ihren Adjutanten. Ab und zu streuten Offiziere der Spezialwaffen einige Brocken von der Höhe ihrer Pritschen, die wie Hühnerkörbe bevölkert waren, in die Unterhaltung ein. Der Zigarrenqualm wurde erstickend. Burschen versuchten in dem Gedränge für ihre Herren Brote zu schneiden, ein hereinstürzender Verwundeter rief durch die Meldung eines feindlichen Handgranatenangriffs Alarm hervor.

Schließlich konnte ich meinen Angriffsbefehl niederschreiben. Ich sollte mit der Kompanie um sechs Uhr morgens den Drachenweg und von dort so weit wie möglich die Siegfriedlinie aufrollen. Die beiden Bataillone des Stellungsregiments würden um sieben Uhr rechts von uns angreifen. Dieser Zeitunterschied erweckte in mir den Verdacht, daß man oben dem Braten nicht recht traute und uns die Rolle von Versuchskaninchen zumutete. Ich erhob Einspruch gegen den zersplitterten Angriff und erreichte, daß auch wir erst um sieben Uhr antreten sollten. Der nächste Morgen zeigte, daß die Änderung von großer Bedeutung war.
Da mir die Lage des Drachenweges schleierhaft war,

bat ich beim Abschied um eine Karte, die aber angeblich nicht entbehrt werden konnte. Ich dachte mir mein Teil und ging in die frische Luft. Unter fremdem Befehl wird man nicht verwöhnt.

Nachdem ich mit den schwerbepackten Leuten lange Zeit in der Stellung umhergeirrt war, entdeckte ein Mann an einem kleinen, nach vorn abzweigenden Graben, der durch Spanische Reiter gesperrt war, ein Schild mit der halbverwischten Aufschrift »Drachenweg«. Als ich hineinging, hörte ich schon nach wenigen Schritten fremdartiges Stimmengewirr. Leise schlich ich zurück. Ich war auf die Spitze des englischen Angriffskeils gestoßen, die sich offenbar, sei es aus Verwirrung oder Sorglosigkeit, wenig vorsichtig verhielt. Ich ließ den Graben sofort durch eine Gruppe absperren.

Dicht neben dem Drachenweg lag ein riesiges Erdloch, anscheinend eine Tankfalle, in der ich die ganze Kompanie zusammenzog, um den Gefechtsauftrag zu erklären und die Züge zum Angriff einzuteilen. Meine Ansprache wurde mehrere Male durch leichte Granaten unterbrochen. Einmal sauste sogar ein Blindgänger in die rückwärtige Wand. Ich stand oben auf dem Rand und sah bei jedem Einschlag eine tiefe, gleichmäßige Verneigung der mondbeglänzten Stahlhelme unter mir.

Aus Sorge vor einem großen Unglückstreffer schickte ich den ersten und zweiten Zug in die Stellung zurück und richtete mich mit dem dritten in der Grube ein. Mannschaften einer Abteilung, die am vorigen Mittag im Drachenweg abgeschmiert worden war, machten die Männer kopfscheu, indem sie erzählten, daß nach fünfzig Schritt ein englisches Maschinengewehr den Graben als unüberwindliches Hindernis sperre. Wir beschlossen daraufhin, beim ersten Widerstand rechts und links auf Deckung zu springen und strahlenförmig mit Handgranaten anzugreifen.

Die endlos langen Stunden verbrachte ich, eng an den Leutnant Hopf gekauert, in einem Erdloche. Um sechs Uhr erhob ich mich und traf in der eigentümlichen Stimmung, die jedem Angriff vorausgeht, die letzten Anordnungen. Man hat ein flaues Gefühl im Magen, redet mit den Gruppenführern, versucht Scherze zu machen, läuft hin und her wie vor einer Parade vor dem Höchstkommandierenden; kurz, man sucht sich möglichst zu beschäftigen, um den bohrenden Gedanken zu entgehn. Ein Mann bot mir einen auf Hartspiritus erwärmten Becher Kaffee an, der Leben und Zuversicht ins Mark zauberte.

Punkt sieben Uhr traten wir in der bestimmten Reihenfolge in langer Schlange an. Wir fanden den Drachenweg unbesetzt; eine Reihe leerer Trommeln hinter einer Barrikade verriet, daß das berüchtigte Maschinengewehr zurückgenommen war. Das machte uns Laune. Wir betraten einen Hohlweg, nachdem ich einen rechts abzweigenden, gut ausgebauten Graben durch eine Sicherung abgeriegelt hatte. Der Hohlweg wurde immer flacher, und zuletzt fanden wir uns im grauenden Morgen auf freiem Feld. Wir machten kehrt und betraten den rechten Graben, in dem der gescheiterte Angriff seine Spuren hinterlassen hatte. Der Boden war bedeckt von englischen Toten und Kriegsgerät. Es war die Siegfriedstellung. Plötzlich riß der Führer der Stoßgruppen, Leutnant Hoppenrath, einem Mann das Gewehr aus der Hand und schoß. Er war auf einen englischen Posten gestoßen, der nach einigen Handgranatenwürfen die Flucht ergriff. Es ging weiter, bis gleich darauf von neuem Widerstand kam. Handgranaten flogen von beiden Seiten und barsten mit vielfachem Krachen. Die Stoßtrupps griffen an. Wurfgeschosse wanderten von Mann zu Mann durch die Kette der Hände; Scharfschützen nisteten sich hinter den Schulterwehren ein, um die feindlichen Werfer aufs Korn zu nehmen, die Zugführer spähten über Deckung, um einen Gegenstoß rechtzeitig zu

erkennen, und die Bedienungen der leichten Maschinengewehre bauten ihre Waffen an günstigen Stellen auf. Wir brachen den Graben vorn mit Handgranaten an und bestrichen ihn mit Gewehren der Länge nach. Im weiten Umkreis wurde es jetzt rege, und Schwärme von Geschossen kreuzten sich über unserem Ort.

Nach kurzem Kampf erschollen drüben aufgeregte Stimmen, und ehe wir recht begriffen, was geschah, kamen die ersten Engländer mit hochgereckten Händen auf uns zu. Einer nach dem anderen bog um die Schulterwehr und schnallte ab, während unsere Gewehre und Pistolen sich drohend auf ihn richteten. Es waren lauter junge, stramme Burschen in neuer Uniform. Ich ließ sie mit der Aufforderung: »Hands down!« passieren und beauftragte eine Gruppe, sie abzuführen. Die meisten zeigten durch ihr zuversichtliches Lächeln, daß sie uns nichts Unmenschliches zutrauten. Andere suchten mit vorgehaltenen Zigarettenpäckchen und Schokoladetafeln uns zur Milde zu stimmen. Mit der sich steigernden Freude des Weidmannes sah ich, daß wir einen gewaltigen Fang gemacht hatten; der Zug wollte kein Ende nehmen. Schon hatten wir hundertundfünfzig Mann gezählt, und immer noch erschienen neue mit erhobenen Armen. Ich hielt einen Offizier an und fragte ihn nach dem weiteren Verlauf und der Besetzung der Stellung. Er antwortete sehr höflich; daß er dabei strammstand, war unnötig. Dann geleitete er mich zum Führer der Kompanie, einem verwundeten Captain, der sich in einem nahen Unterstand aufhielt. Ich fand einen jungen Mann von ungefähr sechsundzwanzig Jahren mit feingeschnittenem Gesicht, der mit durchschossener Wade an dem Stollenrahmen lehnte. Als ich mich vorstellte, hob er seine Hand, von der eine goldene Kette blitzte, an die Mütze, nannte seinen Namen und übergab mir seine Pistole. Seine ersten Worte zeigten, daß ich einen Mann vor mir hatte. »We were surrounded about.« Es drängte ihn, seinem

Gegner zu erklären, warum sich seine Kompanie so rasch ergeben hatte. Wir unterhielten uns auf französisch über Verschiedenes. Er erzählte mir, daß eine Reihe deutscher Verwundeter, von seinen Leuten verbunden und verpflegt, in einem nahen Unterstand läge. Als ich mich erkundigte, wie stark die Siegfriedstellung weiter hinten besetzt wäre, verweigerte er die Auskunft. Nachdem ich versprochen hatte, ihn und die anderen Verwundeten zurückschaffen zu lassen, verabschiedeten wir uns durch einen Händedruck.

Vorm Stollen stand Hoppenrath und meldete, daß wir an zweihundert Gefangene gemacht hätten. Für eine Kompanie von achtzig Köpfen war das allerhand. Nachdem ich Posten ausgestellt hatte, sahen wir uns in dem eroberten Graben um, der von Waffen und Ausrüstungsstücken starrte. Auf den Postenständen lagen Maschinengewehre, Minenwerfer, Hand- und Gewehrgranaten, Feldflaschen, Pelzwesten, Gummimäntel, Zeltbahnen, Dosen voll Fleisch, Marmelade, Tee, Kaffee, Kakao und Tabak, Kognakflaschen, Handwerkszeug, Pistolen, Leuchtpistolen, Wäsche, Handschuhe, kurz alles, was man sich nur denken kann. Ich legte wie ein alter Landsknechtsführer eine kleine Pause zum Plündern ein, um den Männern Zeit zu geben, zu verschnaufen und die guten Sachen etwas näher anzusehen. Auch ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, mir in einem Stolleneingang ein kleines Frühstück zusammenstellen zu lassen und eine Pfeife mit dem guten Navy cut zu stopfen, während ich meinen Bericht an den Kampftruppenkommandeur kritzelte. Als vorsichtiger Mann schickte ich eine Abschrift an unseren Bataillonskommandeur.

Nach einer halben Stunde traten wir in gehobener Stimmung — ich will nicht leugnen, daß der englische Kognak ein wenig dazu beigetragen haben mochte — wieder an und pirschten uns von Schulterwehr zu Schulterwehr die Siegfriedstellung entlang.

Aus einem in den Graben eingebauten Blockhaus erhielten wir Feuer und stiegen, um uns umzusehen, auf den nächsten Postenstand. Während wir mit den Insassen einige Kugeln wechselten, wurde ein Mann wie durch eine unsichtbare Faust zu Boden gestoßen. Ein Geschoß hatte den Scheitel seines Stahlhelms durchbohrt und eine lange Rille in die Schädeldecke gepflügt. Das Gehirn hob und senkte sich in der Wunde unter jedem Schlag des Blutes, trotzdem konnte er allein zurückgehen. Ich mußte ihm noch befehlen, seinen Tornister zurückzulassen, den er durchaus mitnehmen wollte, und beschwor ihn, ganz langsam und vorsichtig zu gehen.

Ich rief Freiwillige auf, um den Widerstand durch einen Angriff über freies Feld zu brechen. Die Leute sahen sich zögernd an; nur ein unbeholfener Pole, den ich immer für schwachsinnig gehalten hatte, kletterte aus dem Graben und stapfte schwerfällig auf das Blockhaus los. Leider habe ich den Namen dieses einfachen Mannes vergessen, der mich lehrte, daß man niemanden kennt, den man nicht in der Gefahr gesehen hat. Nun sprang auch der Fähnrich Neupert mit seiner Gruppe auf Deckung, während wir gleichzeitig im Graben vorgingen. Die Engländer gaben einige Schüsse ab und rissen aus, das Blockhaus im Stich lassend. Einer der Stürmenden war mitten im Anlauf zusammengebrochen und lag wenige Schritte vorm Ziel mit dem Gesicht auf dem Boden. Er hatte einen jener Herzschüsse empfangen, durch die man in einer Haltung hingestreckt wird, die der des Schlafes gleicht.

Beim weiteren Vorgehen stießen wir auf die erbitterte Gegenwehr unsichtbarer Handgranatenwerfer und wurden im Verlauf eines längeren Gemetzels wieder bis zum Blockhaus zurückgedrängt. Dort verbarrikadierten wir uns. Sowohl wir als auch die Engländer ließen in dem umkämpften Grabenstück eine Anzahl von Toten zurück. Leider befand sich darunter auch der Unteroffizier Me-

vius, den ich in der Nacht von Regnieville als mutigen Kämpfer schätzen gelernt hatte. Er lag mit dem Gesicht in einer Blutlache. Als ich ihn umdrehte, sah ich an einem großen Loch in der Stirn, daß hier keine Hilfe mehr not tat. Ich hatte mit ihm gerade noch einige Worte gewechselt; plötzlich bekam ich auf eine Frage keine Antwort mehr. Als ich nach Sekunden um die Schulterwehr trat, hinter der er verschwunden war, lag er bereits tot. Das hatte etwas Gespenstisches.

Nachdem sich auch der Gegner etwas zurückgezogen hatte, begann ein hartnäckiges Feuergefecht, während dessen ein fünfzig Meter von uns postiertes Lewis-Gewehr unsere Köpfe niederzwang. Ein leichtes Maschinengewehr von uns nahm den Zweikampf auf. Eine halbe Minute lang knatterten die beiden Waffen, von Geschossen umspritzt, gegeneinander los. Dann brach unser Richtschütze, der Gefreite Motullo, mit einem Kopfschuß zusammen. Obwohl ihm das Gehirn bis zum Kinn über das Gesicht lief, war er noch bei klarem Verstand, als wir ihn in den nächsten Stollen trugen. Motullo, ein älterer Mann, gehörte zu den Leuten, die sich niemals freiwillig gemeldet hätten; als er aber hinter seinem Maschinengewehr stand, beobachtete ich, die Augen auf sein Gesicht geheftet, daß er trotz der Garbe, die ihn umspritzte, den Kopf auch nicht um einen Zoll tiefer nahm. Als ich mich nach seinem Ergehen erkundigte, war er imstande, mir in zusammenhängenden Sätzen zu antworten. Ich hatte den Eindruck, daß die tödliche Wunde ihm keine Schmerzen bereitete, ja daß er vielleicht gar keine Kenntnis von ihr besaß.

Allmählich wurde es etwas ruhiger, da auch die Engländer an einer Barrikade arbeiteten. Um zwölf Uhr erschienen Hauptmann von Brixen, Leutnant Tebbe und Leutnant Voigt; sie beglückwünschten mich zu den Erfolgen der Kompanie. Wir setzten uns in das Blockhaus, frühstückten von den englischen Vorräten und besprachen die Lage.

Zwischendurch unterhandelte ich schreiend mit ungefähr fünfundzwanzig Engländern, deren Köpfe hundert Meter vor uns aus dem Graben tauchten und die sich anscheinend ergeben wollten. Sowie ich mich aber über Deckung erhob, wurde ich von weiter hinten beschossen.

Plötzlich entstand bei der Barrikade Bewegung. Handgranaten flogen, Gewehre knallten, Maschinengewehre ratterten. »Sie kommen! Sie kommen!« Wir sprangen hinter die Sandsäcke und schössen. Einer meiner Leute, der Gefreite Kimpenhaus, sprang in der Hitze des Kampfes oben auf die Barrikade und schoß so lange in den Graben, bis ihn zwei schwere Armschüsse herunterfegten. Ich merkte mir diesen Helden des Augenblicks und hatte die Freude, ihn vierzehn Tage später zum Eisernen Erster beglückwünschen zu können.

Kaum waren wir von diesem Zwischenspiel zum Frühstück zurückgekehrt, als von neuem ein Heidenlärm losbrach. Es trat einer jener merkwürdigen Zwischenfälle ein, durch die eine Lage plötzlich in unberechenbarer Weise verändert wird. Das Geschrei rührte von einem Offizierstellvertreter des linken Nachbarregiments her, der mit uns Verbindung aufnehmen wollte und von gewaltiger Rauflust beseelt war. Trunkenheit schien seine angeborene Tapferkeit zur Raserei entfacht zu haben. »Wo ist der Tommy? Ran an die Hunde! Los, wer kommt mit?« In seiner Wut riß er unsere schöne Barrikade ein und stürzte vor, sich den Weg mit krachenden Handgranaten bahnend. Vor ihm glitt seine Ordonnanz durch den Graben und fällte mit Gewehrschüssen die dem Sprengstoff Entronnenen.

Mut, tollkühner Einsatz der eigenen Person wirken immer begeisternd. Auch wir wurden vom Furor gepackt und wetteiferten, einige Handgranaten aufraffend, uns an diesem Berserkergang zu beteiligen. Bald befand ich mich neben dem die Stellung Entlangrasenden, und auch die an-

deren Offiziere, gefolgt von Füsilieren meiner Kompanie, ließen sich nicht lange bitten. Selbst Hauptmann von Bri-xen als Bataillonskommandeur befand sich mit einem Gewehr in der Hand unter den Vordersten und streckte über unsere Köpfe hinweg mehrere feindliche Werfer nieder.

Die Engländer wehrten sich wacker. Es wurde um jede Schulterwehr gerungen. Die schwarzen Bälle der Mill-Handgranaten kreuzten sich in der Luft mit unseren gestielten. Hinter jeder genommenen Schulterwehr trafen wir Leichen oder noch zuckende Körper an. Man tötete sich, ohne sich zu sehen. Auch wir hatten Verluste. Neben der Ordonnanz fiel ein Stück Eisen zu Boden, dem der Mann nicht mehr ausweichen konnte; er brach zusammen, während sein Blut aus vielen Wunden auf den Lehm sickerte.

Über seinen Körper hinweg sprangen wir weiter vor. Donnerkrachen zeichnete unseren Weg. Hunderte von Augen lauerten in dem toten Gelände hinter Gewehren und Maschinengewehren auf Ziel. Wir waren schon weit vor den eigenen Linien. Von allen Seiten pfiffen uns Geschosse um die Stahlhelme oder zerschellten mit hartem Knall am Grabenrand. Jedesmal, wenn einer der eiförmigen Eisenklumpen über der Horizontlinie auftauchte, wurde er vom Auge mit jener Hellsichtigkeit erfaßt, deren der Mensch nur der Entscheidung auf Leben und Tod gegenüber fähig ist. Während dieser Augenblicke der Erwartung mußte man einen Standort zu gewinnen suchen, von dem aus möglichst viel vom Himmel zu sehen war, denn nur gegen seinen blassen Hintergrund zeichnete sich das schwarze Riffeleisen der tödlichen Bälle mit genügender Schärfe ab. Dann warf man selbst und sprang vor. Den zusammengesackten Körper des Gegners streifte kaum ein Blick; der hatte ausgespielt, ein neues Duell begann. Der Handgranatenwechsel erinnert an das Florettfechten; man muß dabei Sprünge machen wie beim Ballett. Er ist der

tödlichste der Zweikämpfe, der nur dadurch, daß einer der beiden Gegner in die Luft fliegt, beendet wird. Auch daß beide fallen, kann vorkommen.

Ich konnte während dieser Minuten die Toten, über die ich bei jedem Sprung hinwegsetzte, ohne Schauder sehen. Sie lagen alle in der entspannten und weich hingegossenen Haltung da, die den Augenblicken eigentümlich ist, in denen das Leben sich verabschiedet. Während dieser Sprünge hatte ich eine Auseinandersetzung mit dem Offizierstellvertreter, der wirklich ein toller Bursche war. Er beanspruchte den ersten Platz und verlangte von mir, daß ich nicht werfen, sondern ihm die Geschosse zureichen sollte. Zwischen den kurzen, furchtbaren Zurufen, durch die man die Arbeit regelt und sich auf die Bewegungen des Gegners aufmerksam macht, hörte ich zuweilen seine Stimme: »Einer wirft! Ich war Lehrer beim Sturmausbildungsbataillon!«

Ein rechts abzweigender Graben wurde von uns folgenden Leuten des Regiments 225 aufgeräumt. In die Zwickmühle geratene Engländer versuchten, über freies Feld zu fliehen, und fielen im Feuer, das sich sogleich von allen Seiten auf sie richtete.

Auch den anderen, denen wir dicht auf den Fersen blieben, wurde es in der Siegfriedstellung unheimlich. Sie suchten durch einen Verbindungsgraben zu entweichen, der rechts abbog. Wir sprangen auf die Postenstände und hatten dort einen Anblick, der uns ein wildes Jubelgeschrei entriß: Der Graben, durch den sie entkommen wollten, kehrte wie der geschwungene Flügel einer Leier gegen den unseren zurück und war an den engsten Stellen kaum zehn Schritt von uns entfernt. Sie mußten also noch einmal an uns vorbei. Wir konnten von unserem erhöhten Standpunkt den Engländern, die vor Eile und Aufregung stolperten, auf die Stahlhelme sehen. Ich schleuderte den vordersten eine Handgranate vor die Füße, so daß sie stut-

zend stehenblieben und die ihnen Folgenden eingekeilt wurden. Nun gerieten sie in einen furchtbaren Engpaß; Handgranaten flogen wie Schneebälle durch die Luft, alles in milchweißen Qualm hüllend. Von unten reichte man uns immer neue Wurfgeschosse zu. Zwischen den zusammengeballten Engländern zuckten Blitze auf, Fetzen und Stahlhelme hochschleudernd. Wut- und Angstschreie mischten sich. Feuer vor den Augen, sprangen wir auf den Grabenrand. Die Gewehre der ganzen Gegend richteten sich auf uns.

Mitten in diesem Taumel wurde ich wie durch einen Hammerschlag zu Boden geworfen. Ernüchtert riß ich meinen Stahlhelm herunter und erblickte zu meinem Schrecken zwei große Löcher in seinem Metall. Der Fahnenjunker Mohrmann, der mir beisprang, beruhigte mich durch die Versicherung, daß am Hinterkopf nur ein blutender Riß zu sehen sei. Das Geschoß eines entfernten Schützen hatte meinen Stahlhelm durchschlagen und den Schädel gestreift. Halb betäubt wankte ich mit einem flüchtig angelegten Verbände zurück, um mich aus diesem Brennpunkt des Kampfes zu entfernen. Kaum hatte ich die nächste Schulterwehr passiert, als ein Mann hinter mir herstürzte und hervorstieß, daß Tebbe an derselben Stelle soeben durch Kopfschuß gefallen sei.

Die Nachricht schlug mich vollends zu Boden. Ein Freund von hohen Eigenschaften, mit dem ich jahrelang Freud, Leid und Gefahr geteilt und der mir vor wenigen Minuten noch ein Scherzwort zugerufen hatte, sollte durch ein winziges Stück Blei sein Ende gefunden haben! Ich sträubte mich, es zu fassen; doch war es leider nur zu wahr.

Gleichzeitig verbluteten in diesem mörderischen Grabenstückchen sämtliche Unteroffiziere und ein Drittel meiner Kompanie. Es hagelte Kopfschüsse. Auch der Leutnant Hopf fiel, ein bereits älterer Mann, Lehrer von

Beruf, ein deutscher Schulmeister im besten Sinne des Wortes. Meine beiden Fähnriche und viele andere wurden verwundet. Trotzdem hielt die siebente Kompanie die eroberte Stellung unter Führung des Leutnants Hoppenrath, des letzten Kompanieoffiziers, bis zur Ablösung.

Unter allen erregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden der Kampfstellung. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, geschmeidig vor und zurück springend, mit scharfen, blutdürstigen Augen, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren und die kein Bericht nennt.

Auf dem Rückweg blieb ich neben Hauptmann von Brixen stehen, der mit einigen Leuten einen Feuerkampf gegen eine Reihe von Köpfen führte, die sich vom Rand eines nahen Parallelgrabens abhoben. Ich stellte mich zwischen ihn und einen anderen Schützen und beobachtete die Geschoßeinschläge. In der traumhaften Stimmung, die dem eigentlichen Schock der Verwundung folgt, dachte ich nicht daran, daß mein Verband wie ein weißer Turban weithin leuchtete.

Plötzlich warf mich wieder ein Prall vor die Stirn auf die Grabensohle, während meine Augen durch herabströmendes Blut geblendet wurden. Der Mann neben mir stürzte zu gleicher Zeit und begann zu jammern. Kopfsteckschuß durch Stahlhelm und Schläfe. Der Hauptmann fürchtete, seinen zweiten Kompanieführer an diesem Tage verloren zu haben, stellte indes bei näherem Hinsehen nur zwei oberflächliche Löcher an der Haargrenze fest. Sie rührten wohl von dem zerschellenden Geschoß her oder von Stahlhelmsplittern des Verwundeten. Dieser Verwundete, mit dem ich das Metall ein und desselben Geschosses im Körper trug, besuchte mich nach dem Krieg; er war Arbei-

ter in einer Zigarettenfabrik und seit diesem Treffer kränklich und wunderlich.

Durch den erneuten Blutverlust geschwächt, schloß ich mich dem Hauptmann an, der zu seiner Befehlsstelle zurückkehrte. Den hart beschossenen Dorfrand von Moeuvres im Laufschritt überwindend, gewannen wir den Unterstand im Kanalbett, wo ich Verband und Tetanusspritze erhielt.

Am Nachmittag setzte ich mich in ein Lastauto und fuhr nach Lecluse, wo ich dem Oberst von Oppen beim Abendessen Bericht erstattete. Nachdem ich halb im Schlaf, aber in vorzüglicher Stimmung mit ihm eine Flasche Wein geleert hatte, verabschiedete ich mich und warf mich nach diesem gewaltigen Tage mit einem Feierabendgefühl in das Bett, das mir mein treuer Vinke bereitet hatte.

Am übernächsten Tage rückte das Bataillon in Lecluse ein. Am 4. Dezember hielt der Divisionskommandeur, General von Busse, eine Ansprache an die beteiligten Bataillone, in der die Siebente besonders erwähnt wurde. Ich führte sie mit verbundenem Kopf an ihm vorbei.

Mit Recht durfte ich stolz auf meine Leute sein. Kaum achtzig Mann hatten ein langes Grabenstück erobert, eine Menge Maschinengewehre, Minenwerfer und Material erbeutet und zweihundert Gefangene gemacht. Ich hatte die Freude, eine Reihe von Beförderungen und Auszeichnungen verkünden zu können. So hefteten Leutnant Hoppenrath, der Führer der Stoßgruppen, Fähnrich Neupert, der Blockhausstürmer, und auch der kühne Barrikadenverteidiger Kimpenhaus das wohlverdiente Eiserne Erster an die Brust.

Ich behelligte wegen meiner fünften Doppelverwundung nicht erst die Lazarette, sondern ließ sie während eines Weihnachtsurlaubs zuheilen. Der Riß am Hinterkopf schloß sich schnell, der Splitter an der Stirn wuchs ein, um zwei anderen, die noch von Regnieville her in der linken

Hand und im Ohrläppchen saßen, Gesellschaft zu leisten. Während dieser Zeit wurde ich durch das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern überrascht, das man mir von draußen nachsandte.

Dieses goldgerandete Kreuz und ein silberner Pokal mit der Inschrift »Dem Sieger von Moeuvres«, den mir die drei anderen Kompanieführer des Bataillons verehrten, sind meine Erinnerungszeichen an die Doppelschlacht von Cambrai, die als ein erster Versuch, die tödliche Schwerkraft des Stellungskrieges durch neue Methoden zu überwinden, in die Geschichte eingehen wird.

Auch den durchschossenen Stahlhelm brachte ich zurück und bewahre ihn als Gegenstück zu jenem anderen, den der Oberleutnant der indischen Lanzenreiter getragen hatte, als er seine Mannschaft gegen uns führte.

Am Cojeul-Bach

Noch vor meinem Urlaub, am 9. Dezember 1917, lösten wir nach wenigen Tagen der Ruhe die zehnte Kompanie in vorderer Linie ab. Die Stellung lag, wie ich schon berichtete, vor dem Dorfe Vis-en-Artois. Mein Abschnitt wurde rechts durch die Straße Arras-Cambrai, links durch das versumpfte Bett des Cojeul-Baches begrenzt, über das wir die Verbindung mit der Nebenkompanie durch nächtliche Pendelstreifen aufrechterhielten. Die feindliche Stellung entzog sich durch eine zwischen den vorderen Gräben liegende Erhebung der Sicht. Außer einigen Streifen, die sich nachts an unserm Draht zu schaffen machten, und dem Surren eines in der nahen Hubertus-Ferme aufgestellten Lichtmotors nahmen wir von der feindlichen Infanterie kein Lebenszeichen wahr. Unangenehm waren dagegen häufige Gasminenüberfälle, die manches Opfer forderten. Sie erfolgten durch mehrere hundert in die Erde einge-

baute Eisenrohre, die elektrisch in einer flammenden Salve entladen wurden. Sowie der Feuerschein aufleuchtete, wurde Gasalarm geschrien, und wer bis zum Einschlag die Maske nicht vor dem Munde hatte, war übel dran. An mancher Stelle erreichte das Gas indessen eine fast absolute Dichte, so daß auch die Maske nichts mehr half, weil einfach kein Sauerstoff zum Atmen geblieben war. So entstand mancher Verlust.

Mein Unterstand war in die steile Wand einer hinter der Stellung gähnenden Kiesgrube getrieben, die fast jeden Tag stark beschossen wurde. Dahinter ragte in schwarzen Umrissen das Eisengerüst einer zerstörten Zuckerfabrik.

Die Kiesgrube war ein unheimlicher Ort. Zwischen den mit verbrauchtem Kriegsmaterial gefüllten Trichtern staken die windschiefen Kreuze verfallener Gräber. Nachts konnte man nicht die Hand vor Augen sehen und mußte von dem Erlöschen der einen Leuchtkugel auf das Hochsteigen der anderen warten, um nicht vom sicheren Pfade der Laufroste in den Schlamm des Cojeul-Grundes zu geraten.

Die Tage verbrachte ich, wenn ich nicht bei dem im Bau befindlichen Postengraben zu tun hatte, in dem eisigkalten Stollen, las ein Buch und trommelte zur Erwärmung mit den Füßen gegen die Stollenrahmen. Demselben Zweck diente auch die in einer Nische des Kalkfelsens verborgene Flasche voll grünem Pfefferminz, der von meinen Ordonnanzen und mir stark zugesprochen wurde.

Wir froren gehörig; hätten wir jedoch aus der Kiesgrube den Dampf eines Feuerchens zum trüben Dezemberhimmel emporsteigen lassen, so wäre der Platz bald unbewohnbar geworden, da der Feind bislang die Zuckerfabrik für den Sitz der Befehlsstelle zu halten schien und die Hauptmenge seiner Geschosse auf das alte Eisengerümpel verschwendete. So kam erst zur Stunde der Dämmerung Leben in unsere erstarrten Glieder. Der kleine Ofen wurde

in Brand gesetzt und verbreitete neben dichtem Qualm auch eine behagliche Wärme. Bald klapperten auf der Stollentreppe die Kochgeschirre der aus Vis zurückkehrenden Essenholer, die bereits sehnsüchtig erwartet wurden. Wenn dann die ewige Folge von Steckrüben, Graupen und Dörrgemüse durch Bohnen oder Nudeln unterbrochen wurde, ließ die Stimmung nichts mehr zu wünschen übrig. Ich freute mich manchmal, an meinem kleinen Tische sitzend, über die urwüchsige Unterhaltung der Ordonnanzen, die, in Tabakswolken gehüllt, um den Ofen hockten, von dem ein Kochgeschirr voll Grog kräftige Düfte ausströmte. Krieg und Frieden, Kampf und Heimat, Ruheort und Urlaub wurden in aller Ausführlichkeit besprochen, und auch sonst schnappte ich manchen Kernspruch auf. So verabschiedete sich die Gefechtsordonnanz, die auf Urlaub fuhr, mit den Worten: »Junge, es ist doch zu schön, wenn du die erste Nacht wieder zu Haus im Bette liegst und die Mutter kraucht so ganz dichte an dich ran!«

Am 19. Januar wurden wir um vier Uhr morgens abgelöst und marschierten durch dichtes Schneegestöber nach Gouy, wo wir längere Zeit verweilen sollten, um uns für die Aufgaben der großen Angriffsschlacht vorzubereiten. Den Ausbildungsbefehlen Ludendorffs, die bis zu den Kompanieführern herab verteilt wurden, entnahmen wir, daß der Versuch, den Krieg mit einem mächtigen Schlage zu entscheiden, schon in der nächsten Zeit gewagt werden sollte.

Wir übten die fast vergessenen Formen des Schützengefechts und Bewegungskrieges, auch wurde eifrig mit Gewehr und Maschinengewehr geschossen. Da alle Dörfer hinter der Front bis zur letzten Dachkammer belegt waren, wurde jede Böschung als Scheibenstand benutzt, so daß die Geschosse manchmal wie bei einem Gefecht über das Gelände flirrten. Ein Richtschütze meiner Kompanie schoß mit seinem leichten Maschinengewehr den Köm-

mandeur eines fremden Regiments mitten in einer Kritik aus dem Sattel. Zum Glück kam der Getroffene mit einem leichten Beinschuß davon.

Einige Male unternahm ich mit der Kompanie Übungsangriffe mit scharfen Handgranaten auf verwickelte Grabensysteme, um die Erfahrungen der Cambraischlacht auszuwerten. Auch dabei gab es Verwundete.

Am 24. Januar verabschiedete sich Oberst von Oppen, um in Palästina eine Brigade zu übernehmen. Er hatte das Regiment, dessen Kriegsgeschichte eng mit seinem Namen verflochten ist, ununterbrochen seit dem Herbst 1914 geführt. Oberst von Oppen war ein lebendiges Beispiel dafür, daß es Menschen gibt, die zum Befehlen geboren sind. Stets umgab ihn eine Sphäre der Ordnung und der Zuversicht. Das Regiment ist der letzte Verband, in dem man sich noch persönlich kennt; es ist gewissermaßen die größte soldatische Familie, und die Prägung eines solchen Mannes wirkt unsichtbar in Tausenden nach. Leider sollten seine Abschiedsworte: »Auf Wiedersehen in Hannover!« nicht in Erfüllung gehen; er starb bald an der asiatischen Cholera. Als ich die Nachricht von seinem Tod bereits vernommen hatte, erhielt ich noch einen Brief von seiner Hand. Ich verdanke ihm viel.

Am 6. Februar siedelten wir wieder nach Lecluse über und wurden am 22. für vier Tage im Trichterfeld links der Straße Dury-Hendecourt untergebracht, um nachts in vorderer Linie zu schanzen. Angesichts der Stellung, die dem Trümmerhaufen des ehemaligen Dorfes Bullecourt gegenüberlag, wurde mir klar, daß ein Teil des gewaltigen Angriffs, von dem an der ganzen Westfront erwartungsvoll geraunt wurde, hier stattfinden sollte.

Überall wurde mit fieberhafter Hast gebaut, wurden Stollen getrieben und neue Wege angelegt. Das Trichterfeld war besät von mitten im kahlen Gelände stehenden Schildchen, auf denen Hieroglyphen standen, die wohl die

Aufstellung für Batterien und Befehlsstellen vorzeichneten. Rastlos flogen unsere Flugzeuge Sperre, um den feindlichen den Einblick zu verwehren. Um die Truppe mit genauer Uhrzeit zu versorgen, wurde jeden Mittag Punkt zwölf Uhr von den Fesselballons ein schwarzer Ball heruntergelassen, der um 12.10 Uhr verschwand.

Gegen Ende des Monats marschierten wir wieder nach Gouy in unsere alten Quartiere. Nach mehreren Übungen im Bataillons- und Regimentsverband exerzierten wir zweimal an einer großen, durch weiße Bänder angedeuteten Stellung einen Durchbruch der ganzen Division. Danach hielt ihr Kommandeur eine Ansprache, aus der jedem klar wurde, daß der Sturm in den nächsten Tagen losbrechen würde.

Mit Vergnügen erinnere ich mich des letzten Abends, an dem wir um den runden Tisch saßen und uns mit heißen Köpfen über den bevorstehenden Bewegungskrieg unterhielten. Ging auch in der Begeisterung der letzte Taler für Wein drauf, was brauchten wir noch Geld? Wir würden bald entweder jenseits der feindlichen Linien oder im besseren Jenseits sein. Nur durch die Vorstellung, daß die Etappe auch leben wolle, konnte uns der Hauptmann davon abhalten, Gläser, Flaschen und Porzellan gegen die Wände zu feuern.

Wir hegten keinen Zweifel daran, daß der große Plan gelingen würde. An uns sollte es jedenfalls nicht fehlen. Auch die Mannschaft war gut in Form. Hörte man sie in ihrer trockenen niedersächsischen Art von dem bevorstehenden »Hindenburg-Flachrennen« reden, so wußte man, daß sie anpacken würde wie immer: zäh, zuverlässig und ohne unnötiges Geschrei.

Am 17. März marschierten wir nach Sonnenuntergang aus den uns bereits liebgewordenen Quartieren nach Brunemont. Alle Straßen waren überfüllt von rastlos sich vorwälzenden Marschsäulen, unzähligen Geschützen und

endlosem Troß. Trotzdem herrschte genaue Ordnung nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Mobilmachungsplan. Wehe der Truppe, die nicht peinlich Weg und Marschzeit innehielt; sie wurde in den Straßengraben gedrängt und mußte stundenlang warten, ehe sie sich in eine Lücke zwängen konnte. Einmal gerieten wir doch ins Gedränge, wobei sich das Pferd des Hauptmanns von Brixen auf eine beschlagene Wagendeichsel spießte und verendete.

Die Große Schlacht

Das Bataillon wurde im Schloß von Brunemont untergebracht. Wir erfuhren, daß wir in der Nacht des 19. März nach vorn marschieren sollten, um in der Nähe von Cagnicourt in Stollen des Trichterfeldes bereitgestellt zu werden, und daß der große Angriff am Morgen des 21. März 1918 beginnen sollte. Das Regiment hatte den Auftrag, zwischen den Dörfern Ecoust-Saint-Mein und Noreuil durchzustoßen und am ersten Tage Mory zu erreichen. Das Gebiet war während der Stellungskämpfe vor Monchy unsere Etappe gewesen; es war uns wohlbekannt.

Ich schickte den Leutnant Schmidt, den wir seines netten Wesens wegen gar nicht anders als »Schmidtchen« nennen konnten, voraus, um die Unterkunft der Kompanie zu sichern. Zur bestimmten Stunde marschierten wir aus Brunemont ab. An einer Straßenkreuzung, an der uns die Führertrupps erwarteten, trennten sich die Kompanien und rückten strahlenförmig nach vorn. Als wir in der Höhe der zweiten Linie waren, in der wir untergebracht werden sollten, stellte sich heraus, daß sich unsere Führer verirrt hatten. Es begann ein Umherschweifen in dem schwach beleuchteten, aufgeweichten Trichtergelände und ein Fragen bei anderen, ebensowenig unterrichteten Trupps. Um die Mannschaft nicht völlig zu erschöpfen, ließ ich hal-

ten und schickte die Führer in verschiedene Richtungen aus.

Die Gruppen setzten die Gewehre zusammen und drängten sich in einen gewaltigen Trichter, während ich mit dem Leutnant Sprenger auf dem Rande eines kleineren saß, von dem man wie aus einem Balkon in den großen Krater hinuntersah. Schon seit einiger Zeit waren ungefähr hundert Schritt vor uns einzelne Einschläge aufgeflammt. Ein neues Geschoß schlug in geringerer Entfernung ein; Splitter klatschten in die Lehmwände. Ein Mann schrie auf und behauptete, am Fuß verwundet zu sein. Während ich mit den Händen den schlammigen Stiefel des Getroffenen nach einem Einschuß untersuchte, rief ich den Gruppen zu, sich in die umliegenden Trichter zu verteilen.

Da pfiff es wieder hoch in der Luft. Jeder hatte das zusammenschnürende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender, ungeheurer Krach — die Granate war mitten zwischen uns geschlagen.

Halb betäubt richtete ich mich auf. Aus dem großen Trichter strahlten in Brand geschossene Maschinengewehrgurte ein grelles rosa Licht. Es beleuchtete den schwelenden Qualm des Einschlages, in dem sich ein Haufen schwarzer Körper wälzte, und die Schatten der nach allen Seiten auseinanderstiebenden Überlebenden. Gleichzeitig ertönte ein vielfaches, grauenhaftes Weh- und Hilfegeschrei. Die wälzende Bewegung der dunklen Masse in der Tiefe des rauchenden und glühenden Kessels riß wie ein höllisches Traumbild für eine Sekunde den äußersten Abgrund des Schreckens auf.

Nach einem Augenblick der Lähmung, des starren Entsetzens sprang ich auf und rannte wie alle anderen blindlings in die Nacht Erst in einem Granatloch, in das ich kopfüber gestürzt war, erfaßte ich, was vorgegangen war. — Nichts mehr hören und sehen, nur fort von hier, weg in die tiefe Dunkelheit! — Aber die Leute! Ich mußte mich

um sie kümmern, mir waren sie anvertraut. — Ich zwang mich an den schrecklichen Ort zurück. Unterwegs traf ich den Füsilier Haller, der bei Regnieville das Maschinengewehr erbeutet hatte, und nahm ihn mit.

Die Verwundeten stießen noch immer ihre furchtbaren Schreie aus. Einige kamen auf mich zugekrochen und jammerten, als sie meine Stimme erkannten: »Herr Leutnant, Herr Leutnant!« Einer meiner liebsten Rekruten, Jasinski, dem ein Splitter den Schenkel zerknickt hatte, klammerte sich an meine Beine. Meiner Ohnmacht fluchend, klopfte ich ihm ratlos auf die Schulter. Solche Augenblicke graben sich ein.

Ich mußte die Unglücklichen dem einzigen noch lebenden Krankenträger überlassen, um das Häuflein Unverletzter, das sich um mich gesammelt hatte, aus dem gefährdeten Bereich zu führen. Vor einer halben Stunde noch an der Spitze einer kriegsstarken Kompanie, irrte ich nun mit wenigen, völlig niedergeschlagenen Leuten durch das Grabengewirr. Ein Milchgesicht, das erst vor einigen Tagen, von seinen Kameraden verspottet, beim Exerzieren der schweren Munitionskästen wegen geweint hatte, schleppte nun diese Last, die es aus dem furchtbaren Auftritt gerettet hatte, getreulich auf unseren mühsamen Wegen mit. Diese Beobachtung gab mir den Rest. Ich warf mich zu Boden und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während die Leute düster um mich herumstanden.

Nachdem wir einige Stunden lang erfolglos, oft von einschlagenden Granaten bedroht, durch Gräben gehastet waren, in denen Schlamm und Wasser fußhoch standen, verkrochen wir uns, zu Tode erschöpft, in einige in die Wände eingebaute Munitionsnischen. Vinke breitete seine Decke über mich; trotzdem konnte ich kein Auge schließen und erwartete, Zigarren rauchend, in einem Gefühl der äußersten Teilnahmslosigkeit die Dämmerung.

Das erste Tageslicht entschleierte ein unglaubliches Le-

ben im Trichterfeld. Zahllose Trupps suchten noch ihre Deckungen zu erreichen. Artilleristen schleppten Munition, Minenwerfer zogen ihre Fahrzeuge; Fernsprecher und Lichtsignalisten bauten Leitungen. Es war der reinste Jahrmarktstrubel tausend Meter vom Feinde, der unbegreiflicherweise nichts zu merken schien.

Endlich stieß ich auf den Führer der Maschinengewehrkompanie, Leutnant Fallenstein, einen alten Frontoffizier, der mir unsere Unterkunft zeigen konnte. Sein erstes Wort war: »Mensch, wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja ganz gelb im Gesicht.« Er zeigte auf einen großen Stollen, an dem wir in der Nacht wohl ein dutzend Mal vorbeigelaufen waren und in dem ich Schmidtchen antraf, der von unserem Unglück noch nichts wußte. Auch die Leute, die uns hätten einweisen sollen, fand ich hier wieder. Seit diesem Tage habe ich, wenn wir eine neue Stellung bezogen, die Auswahl der Führer stets selbst und mit der größten Vorsicht getroffen. Im Kriege lernt man gründlich, aber das Lehrgeld ist hoch.

Nachdem ich meine Begleiter untergebracht hatte, machte ich mich auf den Weg nach der Schreckensstelle der vergangenen Nacht. Der Platz sah schaurig aus. Rings um die verbrannte Einschlagstelle lagen über zwanzig geschwärzte Leichen, fast alle bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Einige der Gefallenen mußten wir später als vermißt führen, da nichts von ihnen geblieben war.

Soldaten aus den benachbarten Grabenstücken waren damit beschäftigt, aus dem gräßlichen Gewirr die blutbesudelten Sachen der Toten hervorzuziehen und nach Beute zu durchsuchen. Ich jagte sie fort und gab meinem Läufer den Auftrag, die Brieftaschen und Wertsachen an sich zu nehmen, um sie für die Hinterbliebenen zu retten. Wir mußten sie allerdings am folgenden Tage beim Sturm zurücklassen.

Zu meiner Freude kam aus einem nahen Stollen Spren-

ger mit einer Schar von Leuten, die dort die Nacht verbracht hatten. Ich ließ die Gruppenführer melden und erfuhr, daß wir noch dreiundsechzig Mann zählten. Mit über hundertfünfzig war ich am Abend zuvor in bester Stimmung ausgezogen! Es gelang mir, über zwanzig Tote und über sechzig Verwundete, von denen später noch viele ihren Verletzungen erlagen, zu ermitteln. Die Nachforschungen brachten viele Gänge in den Gräben und Trichtern mit sich, aber sie lenkten auch von den Schreckensbildern ab.

Der einzige, schwache Trost war, daß es noch schlimmer hätte kommen können. So stand der Füsilier Rust so dicht neben dem Einschlag, daß die Tragegurte seiner Munitionskästen anfingen zu brennen. Der Unteroffizier Peggau, der freilich am nächsten Tage sein Leben lassen mußte, stand, ohne auch nur geritzt zu werden, zwischen zwei Kameraden, die völlig zerrissen wurden.

Wir verbrachten den Rest des Tages in gedrückter Stimmung, meist schlafend. Ich mußte häufig zum Bataillonskommandeur, da immer wieder etwas über den Angriff zu besprechen war. Sonst führte ich, auf einer Pritsche liegend, mit meinen beiden Offizieren eine Unterhaltung über die nebensächlichsten Dinge, um den marternden Gedanken zu entgehen. Der stete Kehrreim war: »Mehr als totgeschossen können wir, Gott sei Dank, nicht werden!« Einige Worte, mit denen ich die Leute zu ermuntern suchte, die sich schweigend auf der Stollentreppe zusammenkauerten, schienen wenig Wirkung zu haben. Ich war auch zum Ermutigen nicht aufgelegt.

Um zehn Uhr abends brachte ein Melder den Befehl zum Abmarsch in die vordere Linie. Wenn ein Tier der Wildnis aus seiner Höhle hervorgezerrt wird oder ein Seemann die rettende Planke unter seinen Füßen sinken fühlt, mögen sie Ähnliches empfinden wie wir, als wir uns nun von dem sicheren, warmen Stollen trennen und in die unwirtliche Nacht hinaus mußten.

Dort herrschte bereits Unruhe. Wir eilten in scharfem Schrapnellfeuer durch den Felixgraben und kamen ohne Verluste vorn an. Während wir uns unten durch die Gräben wanden, fuhr auf Brücken über unseren Köpfen schon Artillerie in vorgeschobene Stellungen. Dem Regiment, als dessen vorderstes Bataillon wir antreten sollten, war ein ganz schmaler Abschnitt zugeteilt. Sämtliche Stollen waren im Nu überfüllt. Die Draußengebliebenen gruben sich Löcher in die Grabenwände, um während des vor dem Angriff zu erwartenden Artilleriefeuers wenigstens etwas Schutz zu haben. Nach vielem Hin und Her hatte jeder ein Loch gefunden. Noch einmal versammelte Hauptmann von Brixen die Kompanieführer zur Besprechung. Zum letzten Mal wurden die Uhren verglichen, dann trennten wir uns mit einem Händedruck.

Ich setzte mich neben meine beiden Offiziere auf eine Stollentreppe, um den Zeitpunkt 5.05 Uhr zu erwarten, mit dem die Feuervorbereitung beginnen sollte. Die Stimmung hatte sich etwas aufgeheitert, da es nicht mehr regnete und die sternklare Nacht einen trockenen Morgen versprach. Wir verbrachten die Zeit, indem wir rauchten und plauderten. Um drei Uhr wurde gefrühstückt, und die Feldflasche machte die Runde. In den ersten Morgenstunden wurde die feindliche Artillerie so lebhaft, daß wir fürchteten, der Engländer habe Lunte gerochen. Einige der vielen im Gelände verteilten Munitionsstapel flogen in die Luft.

Kurz vor Beginn wurde folgender Funkspruch bekanntgegeben: »S.M. der Kaiser und Hindenburg haben sich an den Schauplatz der Operationen begeben.« Er wurde mit Beifall begrüßt.

Immer weiter rückte der Zeiger; wir zählten die letzten Minuten mit. Endlich stand er auf 5.05 Uhr. Der Orkan brach los.
Ein flammender Vorhang fuhr hoch, von jähem, nie ge-

hörtem Aufbrüllen gefolgt. Ein rasender Donner, der auch die schwersten Abschüsse in seinem Rollen verschlang, ließ die Erde erzittern. Das riesenhafte Vernichtungsgebrüll der unzähligen Geschütze hinter uns war so furchtbar, daß auch die größten der überstandenen Schlachten dagegen erschienen wie ein Kinderspiel. Was wir nicht gewagt hatten zu hoffen, geschah: Die feindliche Artillerie blieb stumm; sie war mit einem Riesenschlag zu Boden gestreckt. Wir hielten es im Stollen nicht länger aus. Auf Deckung stehend, bestaunten wir die über den englischen Gräben flammende turmhohe Feuerwand, die sich hinter wallenden blutroten Wolken verschleierte.

Das Schauspiel wurde durch Augentränen und ein empfindliches Brennen der Schleimhäute gestört. Die vom Gegenwind zurückgetriebenen Dünste unserer Gasgranaten hüllten uns in einen starken Bittermandelgeruch ein. Ich beobachtete voll Sorge, daß manche der Männer zu husten und zu würgen begannen und sich endlich die Masken vom Gesicht rissen. Daher bemühte ich mich, den ersten Husten zu unterdrücken und mit dem Atem hauszuhalten. Allmählich verzog sich der Dunst, und nach einer Stunde konnten wir die Masken absetzen.

Es war Tag geworden. Hinter uns wuchs das ungeheure Getöse fortwährend, obwohl kaum eine Steigerung möglich schien. Vor uns war eine dem Blick undurchdringliche Wand von Rauch, Staub und Gas entstanden. Vorübereilende brüllten uns freudige Zurufe ins Ohr. Infanteristen und Artilleristen, Pioniere und Fernsprecher, Preußen und Bayern, Offiziere und Mannschaften, alle waren überwältigt von der elementaren Wucht des Feuersturmes und brannten darauf, um 9.40 Uhr anzutreten. Um 8.25 Uhr griffen unsere schweren Minenwerfer ein, die massiert hinter dem vorderen Graben bereitstanden. Wir sahen die gewaltigen Zwei-Zentner-Minen im hohen Bogen durch die Luft fliegen und drüben mit vulkanischen Explosionen zu

Boden fallen. Wie eine Kette spritzender Krater standen ihre Einschläge.

Selbst die Naturgesetze schienen ihre Gültigkeit verloren zu haben. Die Luft flimmerte wie an heißen Sommertagen, und ihre wechselnde Dichte ließ feste Gegenstände hin und her tanzen. Schattenstriche huschten durch das Gewölk. Das Getöse war absolut geworden, man hörte es nicht mehr. Nur unklar merkte man, daß Tausende rückwärtiger Maschinengewehre ihre bleiernen Schwärme ins Blaue fegten.

Die letzte Stunde der Vorbereitung wurde gefährlicher als die vier anderen, während deren wir uns achtlos auf Deckung bewegt hatten. Der Feind brachte eine schwere Batterie ins Feuer, die Schuß um Schuß in unseren überfüllten Graben warf. Um auszuweichen, begab ich mich nach links und stieß auf den Adjutanten, Leutnant Heins, der mich nach dem Leutnant von Solemacher fragte: »Der muß sofort das Bataillon übernehmen, Hauptmann von Brixen ist eben gefallen.« Erschüttert von dieser Schreckensnachricht ging ich zurück und setzte mich in ein tiefes Erdloch. Auf dem kurzen Wege hatte ich die Tatsache schon wieder vergessen. Ich wandelte wie im Schlaf, wie im tiefen Traum durch das Unwetter.

Vor meinem Erdloch stand der Unteroffizier Dujesiefken, mein Begleiter bei Regnieville, und bat mich, in den Graben zu kommen, da beim kleinsten Einschlag die Erdmassen über mir zusammenstürzen würden. Eine Explosion riß ihm das Wort vom Munde: mit einem abgerissenen Bein stürzte er zu Boden. Da war jede Hilfe umsonst. Ich sprang über ihn hinweg und hastete nach rechts, wo ich in ein Fuchsloch kroch, in dem bereits zwei Pioniere Zuflucht gesucht hatten. Im engen Umkreis setzten die schweren Geschosse ihr Wüten fort. Man sah plötzlich schwarze Erdklumpen aus einer weißen Wolke wirbeln; der Einschlag wurde vom allgemeinen Tosen verschluckt.

Im Grabenstückchen links neben uns wurden drei Leute meiner Kompanie zerrissen. Einer der letzten Treffer, ein Blindgänger, erschlug das arme Schmidtchen, das noch auf der Stollentreppe saß.

Ich stand mit Sprenger, die Uhr in der Hand, vor meinem Fuchsloch und erwartete den großen Augenblick. Um uns hatten sich die Reste der Kompanie geschart. Es gelang uns, sie durch Scherzworte von urwüchsiger Derbheit aufzuheitern und abzulenken. Der Leutnant Meyer, der einen Augenblick um die Schulterwehr lugte, erzählte mir später, daß er uns für wahnsinnig gehalten habe.

Um 9.10 Uhr verließen die Offizierspatrouillen, die unsere Aufstellung sichern sollten, den Graben. Da die beiden Stellungen über achthundert Meter auseinanderlagen, mußten wir noch während der Beschießung antreten und uns im Niemandslande derart bereitlegen, daß wir um 9.40 Uhr in die erste feindliche Linie springen konnten. Auch Sprenger und ich kletterten also nach einigen Minuten, gefolgt von der Kompanie, auf die Brustwehren.

»Nun wollen wir mal zeigen, was die Siebente kann!« »Jetzt ist mir alles egal!« »Rache für die siebte Kompanie!« »Rache für Hauptmann von Brixen!« Wir zogen die Pistolen und überschritten den Draht, durch den sich schon die ersten Verwundeten zurückschleppten.

Ich blickte nach rechts und links. Die Völkerscheide bot ein seltsames Bild. In den Trichtern vor dem feindlichen Graben, der im Feuersturm wieder und wieder umgewühlt wurde, harrten in unübersehbarer Front, kompanieweise zusammengeklumpt, die Angriffsbataillone. Beim Anblick dieser aufgestauten Massen schien mir der Durchbruch gewiß. Ob aber auch die Kraft in uns steckte, die feindlichen Reserven zu zersplittern und vernichtend auseinanderzureißen? Ich erwartete es bestimmt. Der Endkampf, der letzte Anlauf schien gekommen. Hier wurde das Schicksal von Völkern zum Austrag gebracht, es ging um die Zu-

kunft der Welt. Ich empfand die Bedeutung der Stunde, und ich glaube, daß jeder damals das Persönliche sich auflösen fühlte und daß die Furcht ihn verließ.

Die Stimmung war sonderbar, von höchster Spannung überhitzt. Offiziere standen aufrecht und wechselten erregte Scherzworte. Ich sah Solemacher inmitten seines kleinen Stabes, im Mantel wie ein Jäger, der an einem kalten Tage auf das Treiben wartet, eine halblange Pfeife mit grünem Kopf in der Hand. Wir winkten uns brüderlich zu. Oft ging eine schwere Mine zu kurz, warf einen kirchturmhohen Springquell hoch und überschüttete die Harrenden mit Erde, ohne daß einer auch nur den Kopf beugte. Der Schlachtendonner war so fürchterlich geworden, daß keiner mehr bei klarem Verstande war.

Drei Minuten vor dem Angriff winkte mir Vinke mit einer gefüllten Feldflasche. Ich tat einen tiefen Zug. Es war, als ob ich Wasser hinabstürzte. Nun fehlte noch die Offensivzigarre. Dreimal löschte der Luftdruck das Streichholz aus.

Der große Augenblick war gekommen. Die Feuerwalze rollte auf die ersten Gräben zu. Wir traten an.

Der Zorn zog nun wie ein Gewitter auf. Tausende mußten schon gefallen sein. Das war zu spüren; obwohl das Feuer fortfuhr, schien es still zu werden, als verlöre es seine gebietende Kraft.

Das Niemandsland war dicht von Angreifern erfüllt, die einzeln, in Trüppchen oder in hellen Haufen auf den feurigen Vorhang zuschritten. Sie liefen nicht, sie nahmen auch nicht Deckung, wenn zwischen ihnen die turmhohen Fahnen aufstiegen. Schwerfällig, doch unaufhaltsam gingen sie auf die feindliche Linie zu. Es schien, daß die Verwundbarkeit nun aufgehoben war.

Inmitten der Massen, die sich erhoben hatten, war es zugleich einsam; die Verbände waren nun vermischt. Ich hatte die Meinen aus dem Blick verloren; sie hatten sich wie

eine Welle in der Brandung aufgelöst. Nur Vinke und ein Einjähriger namens Haake waren neben mir. Die rechte Hand hielt den Pistolenschaft umklammert, die linke einen Reitstock aus Bambusrohr. Noch trug ich, obwohl mir sehr heiß war, den langen Mantel und, der Vorschrift entsprechend, Handschuhe. Im Vorgehen erfaßte uns ein berserkerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen.

Der ungeheure Vernichtungswille, der über der Walstatt lastete, verdichtete sich in den Gehirnen und tauchte sie in rote Nebel ein. Wir riefen uns schluchzend und stammelnd abgerissene Sätze zu, und ein unbeteiligter Zuschauer hätte vielleicht glauben können, daß wir von einem Übermaß an Glück ergriffen seien.

Ohne Schwierigkeiten durchschritten wir ein zerfetztes Drahtgewirr und setzten in einem Sprung über den ersten Graben, der kaum noch kenntlich war. Die Sturmwelle tanzte wie eine Reihe von Gespenstern durch weiße, wallende Dämpfe über die eingeebnete Mulde hinweg. Hier stand kein Gegner mehr.

Wider alles Erwarten knatterte uns aus der zweiten Linie Maschinengewehrfeuer entgegen. Ich sprang mit meinen Begleitern in einen Trichter. Eine Sekunde später gab es einen furchtbaren Krach, und ich sackte vornüber. Vinke packte mich am Kragen und drehte mich auf den Rücken: »Sind Herr Leutnant verwundet?« Es war nichts zu finden. Der Einjährige hatte ein Loch im Oberarm und versicherte stöhnend, daß ihm eine Kugel in den Rücken geschlagen sei. Wir rissen ihm die Uniform vom Leibe und verbanden ihn. Eine glatte Furche zeigte an, daß ein Schrapnell in Höhe unserer Gesichter auf den Trichterrand geschlagen war. Ein Wunder, daß wir noch lebten. Sie waren drüben noch stärker, als wir gedacht hatten.
Inzwischen waren die anderen an uns vorbeigeschritten.

Wir stürzten ihnen nach, den Verwundeten seinem Schicksal überlassend, nachdem wir ein Stück Holz mit einem weißen Mullfetzen neben ihm in den Boden gesteckt hatten als Zeichen für die den Stürmern folgende Welle von Krankenträgern. Halb links vor uns tauchte der mächtige Eisenbahndamm Ecoust-Croisilles, den wir überschreiten mußten, aus dem Dunst. Aus eingebauten Schießscharten und Stollenfenstern prasselte Gewehr- und Maschinengewehrfeuer so dicht, als ob ein Sack voll Erbsen ausgeschüttet würde. Es war gezielt.

Auch Vinke war abhanden gekommen. Ich folgte einem Hohlweg, aus dessen Böschung eingedrückte Unterstände gähnten. Wütend schritt ich voran, über den schwarzen, aufgerissenen Boden, dem noch die stickigen Gase unserer Granaten entschwelten. Ich war ganz allein.

Da erblickte ich den ersten Feind. Eine Gestalt in brauner Uniform, anscheinend verwundet, kauerte zwanzig Schritt voraus in der Mitte der zertrommelten Mulde, die Hände auf den Boden gestützt. Wir nahmen uns wahr, als ich um eine Windung bog. Ich sah sie bei meinem Erscheinen zusammenfahren und mich mit weitgeöffneten Augen anstarren, während ich, das Gesicht hinter der Pistole verborgen, mich langsam und bösartig näherte. Ein blutiger Auftritt ohne Zeugen bereitete sich vor. Es war eine Erlösung, den Widersacher endlich greifbar zu sehen. Ich setzte die Mündung an die Schläfe des vor Angst Gelähmten, die andere Faust in seinen Uniformrock krallend, der Orden und Rangabzeichen trug. Ein Offizier; er mußte in diesen Gräben kommandiert haben. Mit einem Klagelaut griff er in seine Tasche, aber er zog keine Waffe, sondern ein Lichtbild aus ihr hervor, das er mir vor die Augen hielt. Ich sah ihn darauf, von einer vielköpfigen Familie umgeben, auf einer Terrasse stehen.

Das war eine Beschwörung aus einer versunkenen, unglaublich fernen Welt. Ich habe es später als ein großes

Glück betrachtet, daß ich ihn losließ und weiter vorstürzte. Gerade dieser eine erschien mir noch oft im Traum. Das ließ mich hoffen, daß er die Heimat wiedergesehen hat.

Von oben sprangen Leute meiner Kompanie in den Hohlweg hinab. Mir war glühend heiß. Ich riß den Mantel herunter und schleuderte ihn fort. Ich weiß noch, daß ich einige Mal sehr energisch rief: »Jetzt zieht Leutnant Jünger seinen Mantel aus« und die Füsiliere dazu lachten, als ob ich den köstlichsten Witz gemacht hätte. Oben lief alles über Deckung, ohne der höchstens vierhundert Schritt entfernten Maschinengewehre zu achten. Auch ich rannte blindlings den feuerspeienden Bahndamm an. In irgendeinem Trichter sprang ich auf eine pistoleschießende Gestalt in braunem Manchester. Es war Kius, der sich in ähnlicher Stimmung befand und mir zur Begrüßung eine Handvoll Munition zusteckte.

Ich schließe daraus, daß das Eindringen in den Trichtersaum auf Widerstand gestoßen war, denn ich hatte mir vor dem Sturm einen guten Vorrat an Pistolenkugeln eingesteckt. Wahrscheinlich hatten sich hier die Reste der aus den vorderen Gräben geworfenen Besatzung eingenistet und tauchten bald hier, bald dort zwischen den Angreifern auf. Es fehlt mir aber für diesen Abschnitt die persönliche Erinnerung. Ich durchmaß ihn jedenfalls, ohne verwundet zu werden, obwohl nicht nur das Feuer aus den Trichtern sich kreuzte, sondern auch vom Bahndamm her die Geschosse auf Freund und Feind wie ein Bienenschwarm losfuhren. Sie mußten dort fast unerschöpfliche Vorräte an Munition haben.

Unsere Aufmerksamkeit richtete sich nun auf dieses Bollwerk, das als drohender Wall vor uns aufragte. Das zernarbte Feld, das uns von ihm trennte, bevölkerten Hunderte von versprengten Engländern. Sie suchten zum Teil den Damm noch zu erreichen, zum Teil waren sie in Handgemenge verstrickt.

Kius teilte mir später Einzelheiten mit, die ich mit dem Gefühl vernahm, das man empfindet, wenn man einen Dritten von tollen Streichen berichten hört, die man im Rausch begangen hat. So hatte er einen Engländer mit Handgranaten durch ein Grabenstück gejagt. Als ihm die Wurfgeschosse ausgingen, setzte er, um seinen Gegner »im Laufen zu halten«, die Verfolgung mit Erdklumpen fort, während ich oben auf Deckung stand und mir vor Lachen die Seiten hielt.

Unter solchen Abenteuern erreichten wir, ohne es recht zu merken, den Bahndamm, der ununterbrochen wie eine große Maschine Feuer schleuderte. Hier setzt meine Erinnerung, und zwar mit der Wahrnehmung einer äußerst günstigen Lage, wieder ein. Wir waren nicht getroffen worden, und nun verwandelte sich, da wir hart an seiner Böschung standen, der Bahndamm aus einem Hindernis in eine Deckung für uns. Ich sah, wie aus einem tiefen Traum erwachend, daß sich die deutschen Stahlhelme durch das Trichterfeld näherten. Sie wuchsen wie eine eiserne Saat aus dem mit Feuer gepflügten Boden empor. Zugleich nahm ich wahr, daß dicht neben meinem Fuß aus einem mit Sackleinwand verhängten Stollenfenster der Lauf eines schweren Maschinengewehrs hervorlugte. Der Lärm war so stark, daß wir nur am Zittern der Mündung erkannten, daß die Waffe feuerte. Der Verteidiger war also nur noch um Armeslänge von uns entfernt. In dieser unmittelbaren Nähe am Feind lag unsere Sicherheit. Es lag auch sein Untergang darin. Ein heißer Dunst stieg von der Waffe auf. Sie mußte viele getroffen haben und mähte immer noch. Der Lauf bewegte sich nur wenig; das Feuer war gezielt.

Ich starrte gebannt auf das heiße, vibrierende Stück Eisen, das den Tod aussäte und fast meinen Fuß streifte. Dann schoß ich durch das Tuch. Ein Mann, der neben mir auftauchte, riß es fort und warf eine Handgranate in die

Öffnung hinein. Ein Stoß und die entquellende weißliche Wolke verrieten die Wirkung. Das Mittel war rauh, doch probat. Die Mündung bewegte sich nicht mehr, die Waffe schwieg. Wir rannten an der Böschung entlang, um die nächsten Luken in der gleichen Art zu bearbeiten, und brachen so einige Wirbel aus dem Rückgrat der Verteidigung. Ich hob die Hand, um unsere Leute, deren Geschosse uns aus nächster Entfernung um die Ohren schellten, zu verständigen. Sie winkten freudig zurück. Nun erklommen wir mit hundert anderen zugleich den Damm. Zum ersten Mal im Krieg sah ich Massen aufeinanderprallen. Die Engländer hielten auf der hinteren Böschung zwei terrassenartig eingehauene Gräben besetzt. Geschosse wurden auf wenige Meter gewechselt, Handgranaten flogen im Bogen hinab.

Ich sprang in den ersten Graben; um die nächste Schulterwehr stürzend, stieß ich mit einem englischen Offizier in offener Jacke und heraushängender Halsbinde zusammen; ich packte ihn und schleuderte ihn gegen einen Sandsackwall. Hinter mir tauchte der weißhaarige Kopf eines Majors auf, der mir zuschrie: »Schlag den Hund tot!«

Das war unnötig. Ich wandte mich dem unteren Graben zu, der von Engländern wimmelte. Es war wie bei einem Schiffsuntergang. Einige warfen Enteneier, andere schössen mit Coltrevolvern, die meisten flüchteten. Wir hatten nun die Oberhand. Ich drückte wie im Traum meine Pistole ab, obwohl ich längst keine Kugel mehr im Lauf hatte. Ein Mann neben mir warf Handgranaten unter die Davonhastenden. Ein tellerförmiger Stahlhelm stieg kreiselnd hoch in die Luft.

In einer Minute war der Kampf entschieden. Die Engländer sprangen aus ihren Gräben und flohen über das freie Feld. Von der Dammkrone raste ein tolles Verfolgungsfeuer los. Die Fliehenden überschlugen sich im Laufen, und in einigen Sekunden war der Boden mit Gefalle-

nen bedeckt. Das war die andere Seite des Bahndammes.

Auch Deutsche waren bereits im Vorfelde. Neben mir stand ein Unteroffizier und starrte mit offenem Mund in das Gefecht. Ich nahm sein Gewehr und schoß auf einen Engländer, der mit zwei Deutschen im Handgemenge war. Die beiden stutzten einen Augenblick über die unsichtbare Hilfe, um gleich darauf weiterzugehen.

Der Erfolg brachte eine zauberhafte Wirkung hervor. Obwohl längst von der Führung einheitlicher Verbände keine Rede mehr sein konnte, gab es für jeden nur eine Richtung: Vor! Jeder rannte geradeaus los.

Als Ziel wählte ich eine kleine Anhöhe, auf der die Trümmer eines Häuschens, ein Grabkreuz und ein zerstörtes Flugzeug zu sehen waren. Andere waren bei mir; wir bildeten ein Rudel und drangen im Eifer in die Flammenwand der eigenen Feuerwalze ein. Wir mußten uns in die Trichter werfen und das weitere Vorrücken des Feuers abwarten. Neben mir entdeckte ich einen jungen Offizier eines anderen Regiments, der sich gleich mir über das gute Gelingen des ersten Ansturmes freute. Die gemeinsame Begeisterung brachte uns in den wenigen Augenblicken so nahe, als ob wir uns schon jahrelang gekannt hätten. Der nächste Sprung trennte uns auf Nimmerwiedersehen.

Selbst in diesen furchtbaren Augenblicken geschah etwas Witziges. Ein Mann neben mir riß sein Gewehr an die Backe, um wie bei einer Treibjagd auf einen Hasen zu schießen, der plötzlich durch unsere Linien sprang. Der Einfall kam so verblüffend, daß ich lachen mußte. Es kann eben nichts so schrecklich sein, daß nicht irgendein verwegener Geselle noch seinen Trumpf daraufsetzte.

Neben der Hausruine lag ein Grabenstück, das vom jenseitigen Grunde mit Maschinengewehren abgekämmt wurde. Ich sprang in einem Anlauf hinein und fand es unbesetzt. Gleich darauf erschienen Oskar Kius und von Wedelstädt. Ein Gefechtsläufer Wedelstädts, der als letzter

kam, brach mitten im Sprunge zusammen und blieb, durchs Auge getroffen, tot liegen. Als Wedelstädt diesen Letzten seiner Kompanie stürzen sah, stützte er seinen Kopf auf die Grabenwand und weinte. Auch er sollte den Tag nicht überleben.

Im Grunde lag eine stark befestigte Hohlwegstellung, davor an den beiden aufgewulsteten Rändern einer Mulde zwei Maschinengewehrnester. Die Feuerwalze war schon über diese Stellung hinweggerollt; der Gegner schien sich erholt zu haben und schoß, was aus den Läufen wollte. Wir waren von ihm durch einen fünfhundert Meter breiten Geländestreifen getrennt, über den die Geschoßgarben wie Bienenschwärme surrten.

Nach kurzer Atempause sprangen wir mit wenigen Leuten aus unserem Grabenstück auf den Feind zu. Es ging um Leben und Tod. Nach ein paar Sprüngen lag ich mit einem Begleitmann allein dem linken Maschinengewehrnest gegenüber. Deutlich sah ich hinter dem kleinen Erdaufwurf einen flach behelmten Kopf neben einem emporsteigenden feinen Wasserdampfstrahl. Ich näherte mich durch ganz kurze Sprünge, um keine Zeit zum Zielen zu geben, und lief im Zickzack, damit die Gewehre nicht eingerichtet werden konnten. Jedesmal, wenn ich lag, schleuderte mir mein Mann einen Rahmen Patronen zu, mit denen ich das Duell führte. »Patronen, Patronen!« Ich wandte mich um und sah ihn zuckend auf der Seite liegen.

Von links, wo der Widerstand nicht so stark war, erschienen einige Leute, welche die Verteidiger fast mit Handgranaten erreichen konnten. Ich setzte zum letzten Sprung an und stolperte über einen Drahtverhau in das Grabenstück. Die Engländer rannten, von allen Seiten beschossen, zum rechten Nest hinüber, ihre Waffe zurücklassend. Das Maschinengewehr war halb unter einem riesigen Haufen abgeschossener Messinghülsen versteckt. Es dampfte und war noch glühend heiß. Davor lag mein Geg-

ner, ein athletischer Engländer, dem ein Kopfschuß ein Auge herausgetrieben hatte. Der Riese mit dem großen weißen Augapfel vor dem rauchgeschwärzten Schädel sah schaurig aus. Da ich vor Durst fast verschmachtete, hielt ich mich nicht weiter auf, sondern suchte nach Wasser. Ein Stolleneingang zog mich an. Ich blickte hinein und sah unten einen Mann sitzen, der Munitionsgurte über seine Knie zog und ordnete. Allem Anschein nach hatte er noch keine Ahnung, wie sehr sich die Lage verändert hatte. Ich nahm ihn in aller Ruhe auf das Korn meiner Pistole, aber anstatt sofort zu schießen, wie es die Vorsicht gebot, rief ich ihm zu: »Come here, hands up!« Er sprang hoch, starrte mich entgeistert an und verschwand im Dunkel des Stollens. Ich schleuderte eine Handgranate hinter ihm her. Wahrscheinlich hatte der Stollen noch einen zweiten Ausgang, denn hinter einer Schulterwehr erschien ein Unbekannter und äußerte lakonisch: »Die eben geschossen haben, sind erledigt.«

Endlich entdeckte ich einen Blechkasten voll Kühlwasser. Ich stürzte die ölige Flüssigkeit in langen Zügen hinunter, füllte mir eine englische Feldflasche und gab auch den anderen zu trinken, die plötzlich das Grabenstück füllten.

Als Kuriosum möchte ich noch erwähnen, daß der erste Gedanke, der mir nach dem Eindringen in dieses Maschinengewehrnest kam, sich mit einer Erkältung beschäftigte, an der ich gerade litt. Geschwollene Mandeln machten mich von jeher um meine Gesundheit besorgt; ich faßte mir daher an den Hals und stellte zu meiner Befriedigung fest, daß das Dampfbad erster Ordnung, das hinter mir lag, mich kuriert hatte.

Währenddessen leisteten das rechte Maschinengewehrnest und die Besatzung des sechzig Meter vor uns liegenden Hohlweges noch immer erbitterten Widerstand. Die Burschen wehrten sich wirklich glänzend. Wir versuchten,

das englische Maschinengewehr auf sie einzurichten, hatten aber keinen Erfolg damit, vielmehr sauste mir bei diesem Bemühen ein Geschoß am Kopfe vorbei, streifte einen hinter mir stehenden Jägerleutnant und verwundete einen Mann sehr bedenklich am Oberschenkel. Mit mehr Glück brachte die Bedienung eines leichten Maschinengewehrs ihre Waffe am Rande unseres kleinen Grabenhalbmondes in Stellung und jagte den Engländern eine Reihe von Geschossen in die Flanke.

Diesen Augenblick der Überraschung benutzten die Stürmer rechts und liefen frontal auf den Hohlweg los, voran unsere noch ganz unversehrte Neunte unter Führung des Leutnants Gipkens. Aus allen Trichtern erhoben sich nun gewehrschwingende Gestalten und rannten mit furchtbarem Hurra die feindliche Stellung an, aus der die Verteidiger in großer Zahl hervorkamen. Sie eilten mit hochgereckten Armen nach hinten, um der Wut der ersten Sturmwelle zu entrinnen, vor allem der einer Ordonnanz von Gipkens, die wie ein Berserker wütete. Ich wohnte dem Anprall, der sich hart am Rande unseres kleinen Erdwerkes abspielte, mit erstarrter Aufmerksamkeit bei. Hier sah ich, daß ein Verteidiger, der dem Angreifer bis auf fünf Schritt seine Geschosse durch den Leib jagt, auf Gnade nicht rechnen kann. Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallte, will nicht gefangennehmen; er will töten.

Der gestürmte Hohlweg war von Waffen, Monturen und Vorräten gesäumt. Dazwischen lagen Gefallene in grauen und braunen Uniformen, stöhnten Verwundete. Soldaten aus den verschiedensten Regimentern waren zusammengeströmt und standen, durcheinanderschreiend, zu einem dichten Klumpen geballt. Offiziere zeigten ihnen mit Spazierstöcken die Verlängerung der Mulde, und der Kampfhaufen setzte sich mit erstaunlicher Gleichgültigkeit schwerfällig in Bewegung.

Die Mulde lief in eine Höhe aus, auf der feindliche Kolonnen auftauchten. Wir gingen, ab und zu stehenbleibend und schießend, vor, bis wir durch heftiges Feuer aufgehalten wurden. Es war ein peinliches Gefühl, die Kugeln neben dem Kopf in den Boden knallen zu hören. Kius, der wieder herangekommen war, hob ein abgeplattetes Geschoß auf, das vor seiner Nase liegengeblieben war. In diesem Augenblick bekam ein Mann weit links von uns einen Schuß gegen den Helm, von dem die ganze Mulde widerhallte. Wir benutzten eine Feuerpause, um einen der hier bereits spärlich gewordenen Trichter zu erreichen. Dort fanden sich die überlebenden Offiziere unseres Bataillons zusammen, das jetzt von Leutnant Lindenberg geführt wurde, da auch der Leutnant von Solemacher beim Sturm auf den Bahndamm mit einem tödlichen Bauchschuß geblieben war. Am rechten Hang der Schlucht spazierte zur allgemeinen Heiterkeit der von den 10. Jägern zu uns kommandierte Leutnant Breyer, den Spazierstock in der Hand und eine halblange Jägerpfeife im Munde, mit umgehängter Büchse durch das Feuer, als ginge es zur Hasenjagd.

Wir erzählten uns in kurzen Worten unsere Abenteuer und boten uns Feldflasche und Schokolade an, dann ging es »auf allgemeinen Wunsch« wieder vor. Die Maschinengewehre, anscheinend in der Flanke bedroht, waren verschwunden. Wir mochten bislang drei oder vier Kilometer gewonnen haben. Die Mulde wimmelte jetzt von Angreifern. So weit das Auge nach hinten blicken konnte, rückten sie in Schützenlinien, Reihen und Gruppenkolonnen heran. Wir waren leider viel zu dicht; wie viele wir liegen ließen, wurde uns zum Glück im Sturm nicht klar.

Ohne Widerstand zu finden, erreichten wir die Höhe. Rechts von uns sprangen khakifarbige Gestalten aus einem Grabenstück. Wir folgten dem Beispiel von Breyer, der, ohne die Pfeife aus dem Mund zu lassen, kurz stehen

blieb, um sie aufs Korn zu nehmen, und dann den Marsch fortsetzte.

Die Höhe war durch eine Reihe von Unterständen befestigt, die unregelmäßig auf ihr verteilt waren. Sie wurden nicht verteidigt; wahrscheinlich hatte man drinnen unsere Annäherung noch nicht bemerkt. Teils zeigten aufquellende Dampfwolken, daß sie im Vorübergehen ausgeräuchert wurden, teils kamen die Insassen mit bleichen Gesichtern und erhobenen Armen heraus. Sie mußten Feldflaschen und Zigaretten abgeben, dann wurde ihnen die Richtung nach hinten gezeigt, in der sie mit großer Geschwindigkeit enteilten. Ein junger Engländer hatte sich mir bereits ergeben, als er sich plötzlich umdrehte und wieder in seinem Unterstand verschwand. Da er trotz meiner Aufforderung, herauszukommen, sich unten versteckt hielt, machten wir seinem Zögern mit einigen Handgranaten ein Ende und gingen weiter. Ein schmaler Fußpfad verschwand jenseits der Höhe. Ein Wegweiser besagte, daß er nach Vraucourt führte. Während sich die anderen noch bei den Unterständen aufhielten, überschritt ich mit Heins den Höhenrand.

Jenseits des Grundes lagen die Ruinen des Dorfes Vraucourt. Davor blitzten die Abschüsse einer feuernden Batterie, deren Bedienung beim Nahen und unter dem Feuer der ersten Sturmwelle ins Dorf flüchtete. Auch die Besatzung einer Reihe in einen Hohlweg eingebauter Unterstände stürzte heraus. Ich traf einen davon in dem Augenblick, als er aus dem Eingang des ersten sprang.

Mit zwei Leuten meiner Kompanie, die sich inzwischen bei mir gemeldet hatten, ging ich in den Hohlweg vor. Rechts davon lag eine besetzte Stellung, aus der wir starkes Feuer erhielten. Wir zogen uns in den ersten Unterstand zurück, über dem sich bald die Geschosse beider Parteien kreuzten. Allem Anschein nach hatte er den Meldern und Radfahrern der Batterie als Unterkunft gedient. Davor lag mein Engländer, ein blutjunges Kerlchen, dem

das Geschoß quer durch den Schädel gefahren war. Es lag da mit entspanntem Gesicht. Ich zwang mich, ihn zu betrachten, ihm ins Auge zu sehen. Nun hieß es nicht mehr: »Du oder ich«. Oft habe ich später an ihn zurückgedacht, und mit den Jahren häufiger. Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.

Wir ließen uns durch das wachsende Feuer nicht stören, sondern richteten uns in dem Unterstand ein und räumten unter den zurückgelassenen Lebensmitteln auf, da unser Magen uns daran erinnerte, daß wir während des ganzen Angriffs noch nichts genossen hatten. Wir fanden Schinken, Weißbrot, Marmelade und einen Steinkrug voll Ingwerlikör. Nachdem ich mich gestärkt hatte, setzte ich mich auf eine leere Biskuitdose und las einige englische Zeitschriften, die von Ausfällen gegen »the Huns« wimmelten. Allmählich wurde es uns langweilig, und wir kehrten in Sprüngen zum Anfang des Hohlwegs zurück, wo sich eine Menge von Leuten angesammelt hatte. Von dort sahen wir ein Bataillon der 164er schon links neben Vraucourt. Wir beschlossen, das Dorf zu stürmen, und eilten wieder durch den Hohlweg vor. Kurz vor dem Dorfrand setzte uns die eigene Artillerie, die stur auf denselben Fleck weiterschoß, ein Ziel. Eine schwere Granate schlug mitten auf den Weg und zerriß vier der Unseren. Die anderen liefen zurück.

Wie ich später erfuhr, hatte die Artillerie Befehl, mit höchster Entfernung weiterzuschießen. Die unverständliche Anordnung riß uns die Früchte des Sieges aus der Hand. Zähneknirschend mußten wir vor der Feuerwand haltmachen.

Um eine Lücke zu suchen, wandten wir uns weiter nach rechts, wo gerade ein Kompanieführer des hanseatischen Regiments 76 zum Sturm auf die Vraucourt-Stellung an-

setzte. Wir beteiligten uns mit Hurra, aber kaum waren wir eingedrungen, als uns die eigene Artillerie wieder hinausschoß. Dreimal stürmten wir, und dreimal mußten wir zurück. Fluchend besetzten wir einige Trichter, in denen uns ein durch die Granaten entfachter Wiesenbrand, durch den viele Verwundete umkamen, außerordentlich lästig wurde. Auch töteten englische Gewehrgeschosse einige Männer, so den Gefreiten Grützmacher aus meiner Kompanie.

Langsam brach die Dämmerung herein. Stellenweise lohte das Gewehrfeuer noch einmal gewaltig auf, um allmählich zu erlöschen. Die erschöpften Kämpfer suchten sich einen Ort, an dem sie die Nacht verbringen konnten. Offiziere schrien, bis sie heiser wurden, ihren Namen, um die zersplitterten Kompanien zu sammeln.

Zwölf Mann der Siebenten hatten sich während der letzten Stunde um mich geschart. Da es kalt zu werden begann, führte ich sie wieder zu dem kleinen Unterstand, vor dem mein Engländer lag, und schickte sie aus, um Decken und Mäntel von Gefallenen zu suchen. Als ich sie alle untergebracht hatte, gab ich meiner Neugier nach, die mich in die vor uns liegende Artilleriemulde trieb. Es handelte sich um ein Privatvergnügen; ich nahm daher den Füsilier Haller mit, der abenteuerliche Neigungen besaß. Wir schritten mit schußbereitem Gewehr gegen die Mulde vor, auf der noch immer unser Artilleriefeuer wuchtete, und untersuchten zunächst einen Unterstand, der anscheinend vor kurzem von englischen Artillerieoffizieren verlassen war. Auf einem Tische stand ein riesiges Grammophon, das Haller sofort in Bewegung setzte. Die lustige Melodie, die von der Walze schnurrte, machte einen geisterhaften Eindruck auf uns. Ich warf den Kasten auf den Boden, wo er noch ein paar schnarrende Töne von sich gab und verstummte. Der Unterstand war äußerst behaglich eingerichtet; sogar ein kleiner Kamin, auf dessen Sims Pfeifen

und Tabak lagen, mit im Kreise herumgestellten Sesseln fehlte nicht. Merry old England! Wir legten uns natürlich keinen Zwang auf, sondern nahmen, was uns gefiel. Ich suchte mir einen Brotbeutel, Wäsche, eine kleine Metallflasche voll Whisky, eine Kartentasche und einige Sächelchen von Roger und Gallet aus, vermutlich zärtliche Erinnerungen an einen Pariser Fronturlaub. Man sah, daß die Bewohner in höchster Eile das Weite gesucht hatten.

Ein Nebenraum enthielt die Küche, deren Vorräte wir ehrfurchtsvoll bestaunten. Da war eine ganze Kiste voll roher Eier, von denen wir gleich eine erhebliche Zahl aussogen, da wir sie kaum noch dem Namen nach kannten. Auf den Wandborden stapelten Büchsen voll Fleisch, Dosen köstlicher eingedickter Marmelade, ferner Flaschen voll Kaffee-Essenz, Tomaten und Zwiebeln; kurz alles, was der Feinschmecker sich wünschen kann.

Das Bild trat mir später noch oft ins Gedächtnis, wenn wir wochenlang bei schmaler Brotration, wäßrigen Suppen und dünner Marmelade in den Gräben lagen.

Nach diesem Einblick in die beneidenswerten wirtschaftlichen Verhältnisse des Gegners verließen wir den Unterstand und erkundeten die Mulde, in der wir zwei funkelneue verlassene Geschütze vorfanden. Große Haufen von blitzenden, frisch verfeuerten Kartuschen verrieten, daß sie während des Angriffes ein tüchtiges Wort mitgesprochen hatten. Ich nahm einen Kreidestein und zeichnete sie mit der Nummer meiner Kompanie. Doch mußte ich die Erfahrung machen, daß das Recht des Siegers durch die nachfolgenden Abteilungen wenig geachtet wurde; jede löschte die Bezeichnung der anderen aus und ersetzte sie durch die eigene, bis als letzte die einer Schanzkompanie blieb.

Dann kehrten wir, da die eigene Artillerie uns noch fortwährend Eisen um die Ohren schmiß, zu den anderen zurück. Unsere vordere Linie, inzwischen von nachrücken-

den Truppen gebildet, lag zweihundert Meter hinter uns. Ich stellte einen Doppelposten vor den Unterstand und befahl den anderen, das Gewehr im Arm zu behalten. Nachdem ich die Ablösung geregelt, noch etwas gegessen und die Tageserlebnisse in Stichworten notiert hatte, schlief ich ein.

Um ein Uhr wurden wir durch Hurrageschrei und lebhaftes Feuer rechts von uns geweckt. Wir packten die Gewehre, stürzten aus dem Raum und postierten uns in einem großen Granattrichter. Von vorn kamen einige versprengte Deutsche zurück, auf die aus unserer Linie geschossen wurde. Zwei von ihnen blieben auf dem Wege liegen. Durch diesen Zwischenfall gewitzigt, warteten wir, bis sich hinter uns die erste Aufregung gelegt hatte, machten uns durch Zurufe verständlich und gingen in die eigene Linie zurück. Dort saß der Führer der Zweiten, Leutnant Kosik, der vor Erkältung kein Wort sprechen konnte und am Arm verwundet war, mit ungefähr sechzig 73ern. Da er sich zum Verbandplatz zurückbegeben mußte, übernahm ich das Kommando über seine Schar, bei der sich drei Offiziere befanden. Außerdem bestanden vom Regiment noch die beiden ebenso zusammengewürfelten Abteilungen Gipkens und Vorbeck.

Den Rest der Nacht verbrachte ich mit einigen Unteroffizieren der Zweiten in einem kleinen Erdloch, in dem wir vor Kälte erstarrten. Am Morgen frühstückte ich von den erbeuteten Beständen und schickte Läufer nach Queant, um von der Küche Kaffee und Essen zu holen. Die eigene Artillerie begann wieder mit ihrer verfluchten Schießerei und setzte uns als ersten Morgengruß einen Volltreffer in einen Trichter, der vier Leute der Maschinengewehrkompanie beherbergte. In der ersten Dämmerung verstärkte der Vizefeldwebel Kumpart mit einigen Leuten unsere Schar.

Kaum hatten wir uns die Nachtkälte etwas aus den

Gliedern gestampft, als ich Befehl bekam, weiter rechts, zusammen mit den Resten des Regiments 76, die Vraucourt-Stellung zu stürmen, die bei uns schon teilweise genommen war. Wir zogen im dichten Morgennebel zum Bereitstellungsraum, einer Höhe südlich von Ecoust, auf der viele Tote des vorigen Tages lagen. Es gab, wie meist vor unklar gefaßten Angriffsbefehlen, ein Palaver der Sturmführer, das erst durch die Garbe eines Maschinengewehrs beendet wurde, die uns um die Beine pfiff. Alles sprang in die nächsten Trichter, bis auf den Feldwebel Kumpart, der jammernd liegenblieb. Ich eilte mit einem Sanitäter zu ihm, um ihn zu verbinden. Er hatte einen schweren Knieschuß erhalten. Wir entfernten mit einer gebogenen Zange mehrere Knochenbrocken aus der Wunde. Er starb einige Tage später. Mir ging der Fall besonders nahe, weil Kumpart vor drei Jahren in Recou-vrence mein Exerziermeister gewesen war.

In einer Besprechung mit Hauptmann von Ledebur, der den Oberbefehl über unsere zusammengewürfelten Verbände übernommen hatte, legte ich das Sinnlose eines Frontalsturmes dar, da die zum Teil schon in unserer Hand befindliche Vraucourt-Stellung mit viel geringeren Verlusten von links her aufgerollt werden konnte. Wir beschlossen, den Männern den Anlauf zu ersparen, und die Ereignisse sollten uns recht geben.

Vorläufig richteten wir uns also in den Trichtern auf der Höhe ein. Allmählich brach die Sonne durch, und es erschienen englische Flugzeuge, die mit Maschinengewehren unsere Löcher abstreuten, jedoch bald von den unsrigen vertrieben wurden. Im Grunde von Ecoust fuhr eine Batterie auf, ein ungewöhnliches Bild für alte Grabenkrieger; sie wurde auch bald zusammengeschossen. Ein einzelnes Pferd riß sich los und galoppierte durch das Gelände; das fahle Tier raste gespenstisch über die weite, einsame, vom wechselnden Gewölk der Geschosse behangene Fla-

che dahin. Die feindlichen Flieger waren noch nicht lange verschwunden, als wir das erste Feuer bekamen. Zuerst platzten einige Schrapnells, dann zahlreiche leichte und schwere Granaten. Wir lagen wie auf dem Präsentierteller. Etliche ängstliche Gemüter vermehrten das Feuer noch, indem sie kopflos hin- und herliefen, anstatt in ihre Trichter geduckt den Segen über sich ergehen zu lassen. In solchen Lagen muß man Fatalist sein. Diesen Grundsatz beherzigte ich, indem ich den köstlichen Inhalt einer erbeuteten Büchse voll Stachelbeermarmelade verspeiste. Auch zog ich ein Paar von den Strümpfen aus schottischer Wolle an, die ich in dem Unterstand gefunden hatte. So rückte langsam die Sonne vor.

Schon seit längerer Zeit war links in der Vraucourt-Stellung Bewegung zu beobachten. Jetzt sahen wir gerade vor uns die bogenförmige Flugbahn und den weißen Einschlag deutscher Stielhandgranaten. Das war der gegebene Augenblick.

Ich ließ antreten, oder ich ging vielmehr, indem ich den rechten Arm hob, einfach auf die Stellung los. Ohne stärkeres Feuer zu bekommen, gelangten wir an den feindlichen Graben und sprangen hinein, von einem Sturmtrupp des Regiments 76 freudig begrüßt. Im aufrollenden Handgranatenangriff ging es, ähnlich wie bei Cambrai, langsam vor. Der feindlichen Artillerie blieb leider nicht lange verborgen, daß wir uns hartnäckig in ihren Linien vorfraßen. Ein scharfer Feuerüberfall von Schrapnells und leichten Granaten faßte uns Vorderen noch gerade, in der Hauptsache jedoch die Unterstützungen, die hinter uns über freies Feld dem Graben zuströmten. Wir merkten, daß die Kanoniere uns mit direkter Beobachtung bepflasterten. Dies war eine kräftige Einpeitschung, denn wir bemühten uns, möglichst schnell mit dem Gegner fertig zu werden, um das Feuer zu unterlaufen.
Die Vraucourt-Stellung schien noch im Bau gewesen zu

sein, denn manche Grabenstücke waren nur durch Abheben der Rasenschicht angedeutet. Wenn wir ein solches Stück übersprangen, verdichtete sich das Feuer des Umkreises auf uns. Ebenso nahmen wir unsererseits den über diese Todesbahnen vor uns herhastenden Gegner unter Feuer, so daß die trassierten Strecken bald mit Getroffenen besät waren. Es gab eine wilde Hetzjagd unter den Wolken der Schrapnells. Wir eilten an noch warmen, stämmigen Gestalten vorüber, unter deren kurzen Röckchen kräftige Knie glänzten, oder krochen über sie hinweg. Es waren Hochländer, und die Art des Widerstandes zeigte, daß wir es mit Männern zu tun hatten.

Nachdem wir so einige hundert Meter geschafft hatten, geboten uns immer dichter fallende Hand- und Gewehrgranaten Halt. Das Blatt drohte sich zu wenden. Es begann, mulmig zu werden; ich hörte erregte Zurufe.

»Der Tommy macht einen Gegenstoß!«

»Bliew stahn!«

»Ich will bloß Verbindung aufnehmen!«

»Handgranaten nach vorn; Handgranaten, Handgranaten!«

»Achtung, Herr Leutnant!«

Gerade in den Grabenkämpfen sind solche Rückschläge bös. Ein kleiner Stoßtrupp stürzt, schießend und werfend, an der Spitze vor. Wenn die Werfer vor- und zurückspringen, um den vernichtenden Geschossen auszuweichen, stoßen sie auf die Nachdrängenden, die zu dicht aufgelaufen sind. Leicht bricht dann Verwirrung aus. Vielleicht versuchen einige, über Deckung zurückzuspringen, und fallen so den Scharfschützen zur Beute, wodurch der Gegner sofort lebhaft ermutigt wird.

Es gelang mir, eine Handvoll Leute zusammenzuraffen, mit denen ich hinter einer breiten Schulterwehr ein Widerstandsnest bildete. Der Graben blieb offen, als gemeinsamer Korridor für uns und die Hochländer. Auf wenige Me-

ter tauschten wir mit einem unsichtbaren Gegner Geschosse aus. Es gehörte Mut dazu, bei den knallenden Aufschlägen den Kopf hochzuhalten, während der Sand der Schulterwehr aufgepeitscht wurde. Ein 76er neben mir, ein herkulischer Hamburger Hafenarbeiter, schoß mit wildem Gesicht, ohne an Deckung zu denken, eine Patrone nach der anderen ab, bis er blutüberströmt zusammenbrach. Ein Geschoß hatte ihm mit dem Knall eines aufschlagenden Brettes die Stirn durchbohrt. Er knickte in seiner Grabenecke zusammen und blieb, den Kopf gegen die Wand gelehnt, in kauernder Stellung stehen. Sein Blut floß, wie aus einem Eimer gegossen, auf die Grabensohle. Sein schnarchendes Röcheln ertönte in immer längeren Abständen und verstummte endlich ganz. Ich ergriff sein Gewehr und feuerte weiter. Endlich trat eine Pause ein. Zwei Mann, die noch vor uns gelegen hatten, machten den Versuch, über Deckung zurückzuspringen. Einer fiel mit einem Kopfschuß in den Graben, der andere konnte ihn eines Bauchschusses wegen nur mehr kriechend erreichen.

Wir setzten uns abwartend auf die Grabensohle und rauchten englische Zigaretten. Ab und zu pfeilten sich gut gezielte Gewehrgranaten herüber. Wir konnten sie sehen und ihnen durch Sprünge ausweichen. Der Verwundete mit dem Bauchschuß, ein blutjunger Mensch, lag zwischen uns und dehnte sich fast wohlig wie eine Katze in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne. Er schlief mit einem kindlichen Lächeln in den Tod hinüber. Es war ein Anblick, bei dem nichts Bedrückendes, sondern nur ein brüderliches Gefühl der Zuneigung zu dem Sterbenden mich berührte. Auch das Stöhnen seines Kameraden verstummte allmählich. Er starb unter Anfällen von Schüttelfrost in unserer Mitte.

Mehrere Male versuchten wir, tief geduckt an den trassierten Stellen über die Leichen der Hochländer vorkriechend, uns weiter vorzuarbeiten, wurden aber immer wie-

der durch Scharfschützenfeuer und Gewehrgranaten zurückgetrieben. Fast jeder Treffer, den ich sah, war tödlich. So füllte sich der vordere Teil des Grabens allmählich mit Verwundeten und Toten; dafür trafen von hinten dauernd Verstärkungen ein. Bald stand hinter jeder Schulterwehr ein leichtes oder schweres Maschinengewehr. Mit ihnen hielten wir den englischen Teil des Grabens der Länge nach unter immer stärkerem Druck. Auch ich stellte mich hinter eine dieser Kugelspritzen und schoß, bis der Zeigefinger von Rauch geschwärzt war. Hier könnte ich den Schotten erwischt haben, der mir nach dem Krieg einen netten Brief aus Glasgow schrieb, in dem er den Ort, an dem er verwundet wurde, genau bezeichnete. Wenn das Kühlwasser verdunstet war, wurden die Kästen herumgereicht und unter wenig feinen Scherzen durch ein natürliches Verfahren wieder gefüllt. Bald begannen die Waffen zu glühen.

Die Sonne stand tief am Horizont. Der zweite Kampftag schien vorüber. Ich sah mir zum ersten Male genau die Umgebung an und schickte Meldung und Skizze zurück. Unser Graben schnitt in fünfhundert Schritt Entfernung die Straße Vraucourt-Mory, die durch Stoffblenden verschleiert war. Auf einem Hange dahinter eilten feindliche Trupps über das geschoßbestreute Feld. Den unbewölkten Abendhimmel durchschnitt ein schwarzweißrot bewimpeltes Geschwader. Die scheidenden Strahlen der schon versunkenen Sonne tauchten es gleich einer Kette von Flamingos in zartes Rosenrot. Wir entfalteten unsere Stellungskarten und legten die weiße Rückseite aus, um zu zeigen, wie weit wir uns in den Feind hineingebohrt hatten.

Ein kühler Abendwind verkündete eine scharfe Nacht. Ich lehnte, in einen warmen englischen Mantel gehüllt, an der Grabenwand und unterhielt mich mit dem kleinen Schultz, dem Gefährten meiner Inderpatrouille, der mit vier schweren Maschinengewehren nach altem kamerad-

schaftlichem Brauche dort erschienen war, wo die Sache am brenzlichsten stand. Auf den Postenständen beobachteten Leute aller Kompanien mit jungen, scharfgeschnittenen Gesichtern unterm Stahlhelm die feindlichen Stellungen. Ich sah sie aus der Dämmerung des Grabens unbeweglich ragen, wie auf Gefechtstürmen. Ihre Führer waren gefallen; sie standen aus eigenem Antrieb am rechten Ort.

Wir richteten uns schon für die Nacht zur Verteidigung ein. Ich legte meine Pistole und ein Dutzend englischer Enteneier neben mich und fühlte mich so jedem Ankömmling gewachsen, mochte es auch der dickköpfigste Schotte sein.

Da krachten rechts erneut Handgranaten, und links stiegen deutsche Leuchtzeichen hoch. Aus der Dämmerung flatterte mit dem Winde ein dünnes, vielstimmiges Hurra. Das zündete. »Sie sind umgangen, sie sind umgangen!« In einem jener Augenblicke der Begeisterung, die großen Taten vorangehen, griffen alle zu den Gewehren und stürmten in dem Graben vor. Nach kurzem Handgranatenwechsel eilte ein Trupp Hochländer der Straße zu. Nun gab es kein Halten mehr. Trotz warnenden Zurufen: »Vorsicht, das Maschinengewehr links schießt noch!« sprangen wir aus dem Graben und hatten im Nu die Straße erreicht, die von verstörten Hochländern wimmelte. Sie wichen dem furchtbaren Anprall, doch stießen sie im Fliehen auf ihren eigenen Drahtverhau. Sie stutzten, dann hetzten sie an ihm entlang. Unter tosendem Hurra mußten sie im dichten Feuer den Todeslauf antreten. In diesem Augenblick kam auch der kleine Schultz mit seinen Maschinengewehren an.

Die Straße bot ein apokalyptisches Bild. Der Tod hielt reiche Ernte. Der weithin hallende Kriegsruf, das dichte Feuer der Handwaffen, die dumpfe Wucht der Wurfgeschosse beflügelten die Angreifer und lahmten die Verteidiger. Während des langen Tages hatte der Kampf wie ein Brand geschwelt; nun endlich bekam er Luft. Unsere

Überlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, denn dem durch den Anlauf lang auseinandergezogenen Stoßtrupp folgten gleich einem breiten Keile die Verstärkungen.

Als ich die Straße erreicht hatte, sah ich von der steilen Böschung auf sie hinab. Die schottische Stellung verlief in dem vertieften Straßengraben der anderen Seite, sie lag also unter uns. In diesen ersten Sekunden jedoch wurden unsere Blicke von ihr abgelenkt; die Vision der am Drahtverhau entlangstürzenden Hochländer löschte alle Einzelheiten aus. Wir warfen uns am oberen Rande der Böschung nieder und feuerten. Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen man den Gegner ganz in die Enge getrieben hat und den glühenden Wunsch fühlt, sich zu vervielfältigen.

Fluchend mit einer Ladehemmung beschäftigt, die mich am Schießen hinderte, spürte ich, daß mich jemand heftig auf die Schulter schlug. Ich wandte mich um und blickte in das verzerrte Gesicht des kleinen Schultz. »Da schießen sie noch, die verfluchten Schweine!« Ich folgte seiner Hand und erblickte nun erst in dem kleinen, von uns nur durch die Straße getrennten Grabengewirr eine Reihe von Gestalten, teils ladend, teils das Gewehr an der Backe, in fieberhafter Tätigkeit. Schon flogen von rechts die ersten Handgranaten, den Rumpf eines Schotten hoch in die Luft schleudernd.

Die Vernunft gebot, am Platze zu bleiben und den Gegner von oben her außer Gefecht zu setzen. Er bot ein leichtes Ziel. Statt dessen warf ich mein Gewehr fort und stürzte mich mit geballten Fäusten zwischen beide Parteien. Zum Unglück trug ich noch immer den englischen Mantel und meine rot berandete Feldmütze. Ich befand mich also bereits auf der feindlichen Seite, und zwar in feindlicher Tracht! Mitten im Rausch des Sieges verspürte ich einen scharfen Schlag an der linken Brustseite; es wurde Nacht um mich. Vorbei!

Ich glaubte ins Herz getroffen zu sein, doch empfand ich bei der Erwartung des Todes weder Schmerz noch Angst. Im Stürzen sah ich die weißen, glatten Kiesel im Lehm der Straße; ihre Anordnung war sinnvoll, notwendig wie die der Sterne und verkündete große Geheimnisse. Das war vertraut und wichtiger als das Gemetzel, das mich umgab. Ich fiel zu Boden, doch zu meinem Erstaunen richtete ich mich gleich wieder auf. Da ich kein Loch in der Bluse entdeckte, wandte ich mich wieder dem Feinde zu. Ein Mann meiner Kompanie stürzte heran: »Herr Leutnant, den Mantel runter!« und riß mir das gefährliche Kleidungsstück von den Schultern.

Ein neues Hurra zerriß die Luft. Von rechts, wo auch schon den ganzen Nachmittag mit Handgranaten gearbeitet worden war, sprang eine Anzahl Deutscher über die Straße zur Hilfe herbei, voran ein junger Offizier in braunem Manchester. Es war Kius. Er hatte das Glück, gerade in dem Augenblick über einen Stolperdraht zu stürzen, in dem ein englisches Maschinengewehr zum letztenmal einsetzte. So spritzte die Garbe über ihn hinweg — so scharf, daß ein Geschoß ihm die Brieftasche aufschlitzte, die er in der Hosentasche trug. Mit den Schotten wurde nun in Augenblicken aufgeräumt. Die Umgebung der Straße war von Gefallenen bedeckt, während die wenigen Überlebenden mit Feuer verfolgt wurden.

In den Sekunden während meiner Ohnmacht hatte auch den kleinen Schultz sein Schicksal ereilt. Wie ich erst später erfuhr, war er in seiner Raserei, mit der er mich angesteckt hatte, in den Graben gesprungen, um dort zu wüten. Als ein Schotte, der bereits abgeschnallt hatte, ihn in diesem Zustand auf sich losstürzen sah, hob er ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und streckte ihn nieder durch einen tödlichen Schuß.

Ich stand, mich mit Kius unterhaltend, in dem eroberten, vom Dunst der Handgranaten geschwängerten Graben-

stück. Wir berieten, wie wir uns der Geschütze bemächtigen könnten, die sich nun in unmittelbarer Nähe befinden mußten. Plötzlich unterbrach er mich: »Bist du verwundet? Dir läuft ja Blut unter dem Rock hervor!« In der Tat verspürte ich eine merkwürdige Leichtigkeit und ein feuchtes Gefühl auf der Brust. Wir rissen die Bluse auf und sahen, daß ein Geschoß gerade unter dem Eisernen Kreuz quer über dem Herzen durch die Brust gefahren war. Deutlich war der kleine runde Einschuß auf der rechten und der ein wenig größere Ausschuß auf der linken Seite zu sehen. Da ich im spitzen Winkel von links nach rechts über die Straße gesprungen war, hatte mich ohne Zweifel einer der Unseren für einen Engländer gehalten und auf eine Entfernung von wenigen Schritten angeschossen. Ich hegte starken Verdacht gegen den, der mir den Mantel abgerissen hatte, indessen hatte er es ja, wenn man so sagen darf, gut gemeint, und die Schuld lag bei mir.

Kius legte mir einen Verband an und konnte mich nur mit Mühe bewegen, in diesem Augenblick das Schlachtfeld zu verlassen. Wir trennten uns mit einem: »Auf Wiedersehen in Hannover!«

Ich wählte mir einen Begleiter und kehrte noch einmal auf die scharf beschossene Straße zurück, um meine Kartentasche zu suchen, die mir mein unbekannter Helfer zugleich mit dem englischen Mantel heruntergerissen hatte. Mein Tagebuch war darin. Dann gingen wir durch den Graben, in dem wir uns vorgekämpft hatten, zurück.

Unser Kriegsruf war so gewaltig gewesen, daß die feindliche Artillerie mit einem Schlage angesprungen war. Auf dem Gelände hinter der Straße und vor allem auf dem Graben selbst lag ein Sperrfeuer von seltener Dichte. Da mir meine Verwundung durchaus genügte, bewegte ich mich sprungweise von Schulterwehr zu Schulterwehr zurück.

Plötzlich gab es am Grabenrand einen schmetternden

Krach. Ich bekam einen Schlag auf den Schädel und fiel betäubt vornüber. Als ich erwachte, hing ich mit dem Kopf nach unten über dem Schlitten eines schweren Maschinengewehrs und starrte auf die Grabensohle in eine sich beängstigend schnell vergrößernde rote Lache. Das Blut sprudelte so unaufhaltsam zu Boden, daß ich alle Hoffnung verlor. Da mein Begleiter jedoch behauptete, kein Hirn zu sehen, faßte ich neuen Mut, raffte mich hoch und lief weiter. Hier hatte ich die Quittung für den Leichtsinn, ohne Stahlhelm ins Gefecht zu gehen.

Trotz dem doppelten Blutverlust war ich gewaltig aufgeregt und beschwor jeden, der mir im Graben begegnete, nach vorn zu eilen und sich am Kampf zu beteiligen. Bald waren wir der Zone der leichten Feldgeschütze entronnen und verlangsamten unseren Lauf, da durch die noch vereinzelt einschlagenden schweren Brocken nur ein Unglücksvogel getroffen werden konnte.

Im Hohlweg von Noreuil kam ich am Brigadegefechtsstand vorbei, ließ mich beim Generalmajor Hobel melden, dem ich über unseren Erfolg Bericht erstattete, und bat, den Stürmern mit Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Der General erzählte mir, daß ich bei den Gefechtsständen schon seit gestern totgesagt sei. Es war nicht das erstemal in diesem Krieg. Vielleicht hatte mich jemand beim Sturm auf den ersten Graben neben dem Schrapnell, durch das Haake verwundet wurde, zusammenbrechen sehen.

Ich erfuhr, daß wir langsamer Feld gewonnen hatten, als berechnet gewesen war. Offenbar hatten wir mit englischen Eliten zu tun gehabt; unser Stoß hatte durch Kernstellungen geführt. Der Bahndamm war durch unser schweres Feuer kaum berührt worden; wir hatten ihn gegen alle Regeln der Kriegskunst gestürmt. Mory war nicht erreicht worden. Wir hätten es vielleicht am ersten Abend nehmen können, wenn unsere Artillerie uns nicht den Weg gesperrt hätte. Über Nacht hatte sich der Gegner ver-

stärkt. Was menschlicher Wille vermochte, war jedenfalls geschehen, und fast mehr noch; der General erkannte es an.

In Noreuil stand dicht am Weg ein hoher Stapel von Handgranatenkisten in hellen Flammen. Wir eilten mit sehr gemischten Gefühlen daran vorbei. Hinter dem Dorfe nahm mich ein Fahrer auf seinem leeren Munitionswagen mit. Ich geriet scharf mit dem Troßführer zusammen, der zwei verwundete Engländer, die mich während des letzten Teils des Weges gestützt hatten, vom Wagen werfen lassen wollte.

Auf der Straße Noreuil-Queant herrschte ein unglaublicher Verkehr. Wer sie nicht gesehen hat, kann sich kein Bild von den endlosen Troßzügen machen, durch die sich ein Großangriff speist. Hinter Queant steigerte sich das Gewühl ins Fabelhafte. Ein wehmütiger Augenblick war es, als ich am Häuschen der kleinen Jeanne vorüberkam, von dem kaum noch der Grundriß zu erkennen war.

Ich wandte mich an einen der durch weiße Binden kenntlichen Verkehrsoffiziere, der mir einen Platz in einem Personenauto zum Feldlazarett Sauchy-Cauchy anwies. Wir mußten oft halbe Stunden warten, wenn ineinandergeschachtelte Wagen und Automobile den Weg sperrten. Obwohl die Ärzte im Operationsraum des Feldlazaretts fieberhaft beschäftigt waren, wunderte sich der Chirurg über die glückliche Art meiner Verletzungen. Auch die Kopfwunde hatte Ein- und Ausschuß, ohne daß die Schädeldecke durchbrochen war. Viel schmerzhafter als die Verwundungen, die ich nur als dumpfe Schläge empfunden hatte, war übrigens die Behandlung, der mich ein Lazarettgehilfe unterzog, nachdem der Arzt mit seiner Sonde in spielerischer Eleganz durch die beiden Schußkanäle gefahren war. Diese Behandlung bestand in einer kräftigen Rasur der Wundränder am Kopfe, ohne Seife und mit einem stumpfen Messer ausgeführt.

Nachdem ich während der Nacht vorzüglich geschlafen

hatte, wurde ich am nächsten Morgen zur Krankensammelstelle Cantin gefahren, wo ich zu meiner Freude Sprenger antraf, den ich seit Beginn des Sturmes nicht mehr gesehen hatte. Er war durch Infanteriegeschoß am Oberschenkel verwundet. Hier fand ich auch mein Gepäck — ein neuer Beweis für Vinkes Zuverlässigkeit. Er war, nachdem er mich aus den Augen verloren hatte, am Bahndamm verwundet worden. Bevor er sich ins Lazarett und von dort auf seinen westfälischen Hof begab, ruhte er nicht eher, als bis er die ihm anvertrauten Sachen in meinen Händen wußte. Daran erkannte ich ihn; er war weniger mein Bursche als mein älterer Kamerad. Oft genug, wenn die Verpflegung knapp wurde, fand ich auf meinem Tisch ein Stück Butter vor »von einem Mann aus der Kompanie, der nicht genannt sein wollte« und der doch unschwer zu erraten war. Er besaß nicht, wie etwa Haller, Sinn für das Abenteuer, aber er folgte mir im Gefecht wie einer der alten Lehnsleute nach, und er sah sein Amt in der Sorge für meine Person. Lang nach dem Kriege bat er mich um ein Bild, »damit er seinen Enkeln von seinem Leutnant erzählen könne«. Ich verdanke ihm einen Einblick in die ruhenden Mächte, wie sie das Volk in der Gestalt des Landwehrmannes zum Kampfe stellt.

Nach einem kurzen Aufenthalt im bayrischen Feldlazarett Montigny wurde ich in Douai in einen Lazarettzug geladen und fuhr bis Berlin. Dort heilte diese sechste Doppelverwundung bei vierzehntägiger Pflege ebensogut wie alle früheren. Unangenehm war nur ein schrilles und ununterbrochenes Klingeln, das in den Ohren zu gellen schien. Es wurde im Verlauf der Wochen dünner und verstummte endlich ganz.

Erst in Hannover erfuhr ich, daß, wie schon berichtet, unter vielen anderen Bekannten während des Handgemenges auch der kleine Schultz gefallen war. Kius war mit einer harmlosen Bauchwunde abgekommen. Bei dieser

Gelegenheit war auch die Kamera zerbrochen, die eine Reihe von Aufnahmen unseres Sturmes gegen den Bahndamm enthielt.

Wer unsere Wiedersehensfeier in einer kleinen hannoverschen Bar beobachtete, an der auch mein Bruder mit seinem steifen Arm und Bachmann mit seinem steifen Knie teilnahmen, kam wohl schwerlich auf den Gedanken, daß wir uns erst vor vierzehn Tagen bei einer ganz anderen Musik als dem heiteren Knall der Pfropfen getrennt hatten.

Dennoch blieben die Tage beschattet, denn bald war den Nachrichten zu entnehmen, daß der Angriff ins Stok-ken gekommen und daß er, strategisch gesehen, gescheitert war. Das bestätigten die englischen und französischen Zeitungen, die ich in Berliner Cafes durchblätterte.

Die Große Schlacht bedeutete eine Wendemarke auch in meinem Inneren, und nicht nur deshalb, weil ich von nun an den Verlust des Krieges für möglich hielt.

Die ungeheure Ballung der Kräfte in der Schicksalsstunde, in der um eine ferne Zukunft gerungen wurde, und die Entfesselung, die ihr so überraschend, so bestürzend folgte, hatten mich zum ersten Male in die Tiefe überpersönlicher Bereiche geführt. Das unterschied sich von allem bisher Erlebten; es war eine Einweihung, die nicht nur die glühenden Kammern des Schreckens öffnete, sondern auch durch sie hindurchführte.

Englische Vorstöße

Am 4. Juni 1918 stieß ich wieder zum Regiment, das ganz in der Nähe des jetzt weit hinter die Front gerückten Dorfes Vraucourt in Ruhe lag. Der neue Kommandeur, Major von Lüttichau, übergab mir die Führung meiner alten siebenten Kompanie.

Als ich mich den Quartieren näherte, liefen mir die Leu-

te entgegen, nahmen mir meine Sachen ab und empfingen mich im Triumph. Es war, als ob ich in den Kreis einer Familie zurückkehrte.

Wir bewohnten einen Kral von Wellblechbaracken inmitten einer verwilderten Wiesenlandschaft, aus deren Grün unzählige gelbe Blümchen schimmerten. Das wüste Gelände, das wir »die Wallachei« getauft hatten, war von Herden weidender Pferde belebt. Trat man vor die Tür der Hütten, so empfand man jenes beängstigende Gefühl der Leere, von dem der Cowboy, der Beduine und jeder andere Einödbewohner zuweilen gepackt werden. Des Abends machten wir lange Spaziergänge im Umkreis der Barak-ken und suchten Rebhuhngelege oder im Gras verborgene Waffen, Erinnerungsstücke an die Große Schlacht. Eines Nachmittags ritt ich nach dem vor zwei Monaten so hart umkämpften Hohlweg bei Vraucourt, dessen Ränder mit Grabmälern besät waren, auf denen ich manchen bekannten Namen fand.

Bald bekam das Regiment Befehl, in die vordere Linie der das Dorf Puisieux-au-Mont schirmenden Stellung einzurücken. Wir machten auf Lastwagen eine Nachtfahrt bis Achiet-le-Grand. Oft mußten wir halten, wenn die Strahlenkegel der Fallschirmleuchtkugeln nächtlicher Bombenflieger das weiße Band der Straße aus dem Dunkel hoben. Nah und fern wurde das vielfache Pfeifen der schweren Sprengpfeile von den rollenden Stößen der Einschläge verschlungen. Dann tasteten Scheinwerfer den dunklen Himmel nach den tückischen Nachtvögeln ab, Schrapnells zersprühten wie zierliches Spielzeug, und Leuchtgeschosse jagten in langer Kette gleich feurigen Wölfen hintereinander her.

Ein zäher Leichengeruch lagerte über der eroberten Gegend, bald mehr, bald weniger zudringlich, immer aber die Sinne erregend wie eine Botschaft aus einem unheimlichen Land.

»Offensivparfüm« erscholl neben mir die Stimme eines alten Kriegers, als wir einige Minuten lang eine Allee von Massengräbern zu passieren schienen.

Von Achiet-le-Grand schritten wir an dem nach Bapau-me führenden Bahndamm entlang und dann querbeet auf die Stellung zu. Das Feuer war ziemlich lebhaft. Als wir einen Augenblick rasteten, schlugen zwei mittlere Granaten neben uns ein. Die Erinnerung an die unvergeßliche Schreckensnacht des 19. März machte uns Beine. Dicht hinter der vorderen Linie stand eine abgelöste, lärmende Kompanie, an der uns der Zufall gerade vorüberführte, als ihr der Mund durch einige Dutzend Schrapnells gestopft wurde. Mit einem Hagel von Schimpfworten stürzten sich meine Leute kopfüber in den nächsten Laufgraben. Zwei mußten blutend zum Sanitätsunterstand zurückkehren.

Um drei Uhr kam ich erschöpft in meinem Unterstand an, dessen drangvolle Enge mir eine Reihe wenig genußreicher Tage in Aussicht stellte.

Das rötliche Licht einer Kerze glühte inmitten einer dichten Dunstwolke. Ich stolperte über ein Gewirr von Beinen und brachte durch die Zauberformel »Ablösung!« Leben in die Bude. Einem backofenförmigen Loch entstieg eine Kette von Flüchen, dann erschienen nach und nach ein unrasiertes Gesicht, ein Paar von Grünspan zerfressene Achselstücke, eine verwitterte Uniform und zwei Lehmklötze, in denen ich die Stiefel vermutete. Wir setzten uns zusammen an den brüchigen Tisch und erledigten das Geschäft der Übergabe, bei dem jeder versuchte, den anderen um ein Dutzend eiserne Rationen und einige Leuchtpistolen zu prellen. Dann würgte sich mein Vorgänger durch den engen Stollenhals ins Freie mit der Prophezeiung, daß das Dreckloch keine drei Tage mehr stehen würde. Ich blieb zurück als neuer Kapitän des Abschnitts A.

Die Stellung, die ich am nächsten Morgen besichtigte, bot wenig Erfreuliches. Gleich vor dem Unterstand kamen mir zwei blutende Kaffeeholer entgegen, die im Annäherungsweg durch eine Schrapnelladung getroffen waren. Einige Schritt weiter meldete sich der Füsilier Ahrens mit einem Prellschuß ab.

Wir hatten das Dorf Bucquoy vor uns und Puisieux-au-Mont im Rücken. Die Kompanie lag ungestaffelt in der schmalen vorderen Linie und war rechts vom Infanterieregiment 76 durch eine große unbesetzte Lücke getrennt. Der linke Flügel des Regimentsabschnitts schloß ein zerhacktes Gehölz, das Wäldchen 125, ein. Befehlsgemäß waren keine Stollen ausgeschachtet. Wir sollten uns nicht einnisten, sondern offensiv bleiben. Daher hatten wir auch keinen Drahtverhau vor den Stellungen. Je zwei Mann hausten in kleinen Erdlöchern, die durch sogenannte Siegfriedbleche abgestützt waren, oval gebogene Wellbleche von etwa einem Meter Höhe, mit denen wir die engen, backofenförmigen Unterschlupfe auskleideten.

Da mein Unterstand hinter einem fremden Abschnitt lag, spähte ich zunächst nach einer neuen Behausung aus. Ein hüttenartiges Gebilde in einem verfallenen Grabenstück schien mir geeignet, nachdem ich es durch zusammengeschleppte Mordinstrumente in einen verteidigungsfähigen Zustand versetzt hatte. Ich führte dort mit meinen Ordonnanzen zusammen ein Leben als Einsiedler im Grünen, das nur zuweilen durch Meldegänger gestört wurde, die den umständlichen Papierkrieg selbst in diese entlegene Höhle trugen. Kopfschüttelnd konnte man dann zwischen den Einschlägen zweier Granaten neben anderen wichtigen Sachen die Neuigkeit lesen, daß dem Ortskommandanten von X. ein schwarzgefleckter Terrier, auf den Namen Zippi hörend, entlaufen sei; wenn man sich nicht gerade in die Alimentationsklage der Dienstmagd Make-ben gegen den Gefreiten Meyer vertieft hatte. Zeichnun-

gen und häufige Terminmeldungen sorgten für die nötige Abwechslung.

Doch zurück zu meinem Unterstand, den ich »Haus Wahnfried« getauft hatte. Den einzigen Kummer machte mir die Deckung, die nur als relativ bombensicher anzusprechen war, das heißt, nur solange kein Schuß draufging. Jedoch tröstete ich mich mit dem Gedanken, in keiner besseren Lage als meine Leute zu sein. Jeden Mittag legte Haller mir eine Decke in einen Riesentrichter, zu dem wir einen Gang gewühlt hatten, um ihn als Sonnenbad einzurichten. Zuweilen wurde meine Bräunung allerdings durch in der Nähe einschlagende Granaten oder herabsurrende Sprengstücke gestört.

Nachts brachen schwere Beschießungen wie kurze, verheerende Sommergewitter über uns herein. Dann lag ich mit einem eigentümlichen und unbegründeten Gefühl der Sicherheit auf der mit frischem Gras gepolsterten Pritsche und horchte auf die Einschläge rundum, unter deren Erschütterungen der Sand von den Wänden rieselte. Oder ich trat hinaus und sah vom Postenstand in die nächtliche, schwermütige Landschaft, die zu den feurigen Erscheinungen, deren Tanzplatz sie war, in spukhaftem Gegensatz stand.

In solchen Augenblicken beschlich mich eine Stimmung, die mir bislang fremd gewesen war. Eine tiefe Umschichtung, die der ungeahnten Dauer des gesteigerten Lebens am Abgrund folgte, kündete sich an. Die Jahreszeiten lösten sich ab, es wurde Winter und wieder Sommer, und man lag immer im Kampf. Man war müde geworden und an das Gesicht des Krieges gewöhnt, aber gerade aus dieser Gewöhnung heraus sah man das Geschehen in einem gedämpften und andersartigen Licht. Man wurde nicht mehr so geblendet durch die Gewalt der Erscheinungen. Auch spürte man, daß der Sinn, mit dem man ausgezogen war, sich verzehrt hatte und nicht mehr zureichte. Der

Krieg warf seine tieferen Rätsel auf. Es war eine seltsame Zeit.

Die vordere Linie hatte unter feindlichem Feuer verhältnismäßig wenig zu leiden, sie wäre sonst auch bald unhaltbar geworden. Hauptsächlich lagen Puisieux und die benachbarten Mulden unter Beschuß, der sich in den Abendstunden zu Überfällen von außerordentlicher Dichte steigerte. Essenholen und Ablösung wurden dadurch stark erschwert. Bald hier, bald dort sprang durch Zufallstreffer ein Glied aus unserer Kette aus.

Am 14. Juni wurde ich um zwei Uhr morgens von Kius, der auch zurückgekehrt war und die zweite Kompanie führte, abgelöst. Wir verbrachten unsere Ruhezeit am Bahndamm bei Achiet-le-Grand, unter dessen Feuerschatten unsere Baracken und Unterstände lagen. Der Engländer belegte uns häufig mit schwerem Flachbahnfeuer, dem auch der Feldwebel der dritten Kompanie, Rackebrand, zum Opfer fiel. Er wurde durch einen Splitter getötet, der die Wand der dünn gezimmerten Baracke durchschlug, die er sich auf der Krone des Bahndammes als Schreibstube eingerichtet hatte. Einige Tage zuvor hatte sich bereits ein großes Unglück ereignet. Ein Flieger hatte seine Bombe mitten in die von einem Zuhörerkranz umringte Kapelle des Infanterieregiments 76 gesetzt. Unter den Getroffenen befanden sich auch viele Angehörige unseres Regiments.

In der näheren Umgebung des Bahndammes lagen, an gestrandete Schiffe erinnernd, zahlreiche zerschossene Tanks, die ich auf meinen Spaziergängen aufmerksam besichtigte. Auch versammelte ich an ihnen zuweilen meine Kompanie zum Unterricht über die Abwehr, die Taktik und die verwundbaren Stellen dieser immer häufiger auftretenden Kriegselefanten der technischen Schlacht. Sie trugen zum Teil spöttische, drohende oder glückbringende Namen, Symbole und Kriegsbemalungen; es fehlte weder das Kleeblatt, noch das Glücksschwein, noch der weiße

Totenkopf. Einer war auch durch einen Galgen ausgezeichnet, von dem eine geöffnete Schlinge herunterhing; dieser war »Judge Jeffries« benannt. Alle aber waren übel zugerichtet. Der Aufenthalt in dem engen Panzerturm mit seinem Gewirr von Rohren, Stangen und Drähten mußte beim Sturm äußerst ungemütlich gewesen sein, als die Kolosse, um den Flammenschlägen der Artillerie zu entgehen, sich gleich unbeholfenen Riesenkäfern in Bogenlinien über die Walstatt gewälzt hatten. Ich dachte lebhaft an die Männer im feurigen Ofen. Außerdem war das Gelände mit zahlreichen ausgebrannten Gerippen von Flugzeugen bedeckt, ein Zeichen dafür, daß die Maschine immer mächtiger auf dem Kampfplatz erschien. Eines Nachmittags setzte in unserer Nähe die riesige weiße Glocke eines Fallschirmes auf, mit dem ein Kampfflieger aus seinem brennenden Flugzeug abgesprungen war.

Am Morgen des 18. Juni mußte die Siebente der unsicheren Lage wegen schon wieder nach Puisieux, um dort dem Kampftruppenkommandeur zu Materialtragen und taktischer Verwendung zur Verfügung zu stehen. Wir bezogen am Ausgang nach Bucquoy liegende Keller und Stollen. Gerade als wir ankamen, hieb eine Gruppe schwerer Granaten in die umliegenden Gärten. Trotzdem ließ ich mich nicht abhalten, in einer kleinen Laube vorm Eingang meines Stollens zu frühstücken. Nach einer Weile brauste es wieder heran. Ich warf mich hin. Neben mir flammte es auf. Ein Sanitäter meiner Kompanie, namens Kenziora, der gerade mit einigen Kochgeschirren voll Wasser vorüberkam, brach, durch den Unterleib getroffen, zusammen. Ich lief hin und zerrte ihn mit Hilfe eines Leuchtkugelpostens in den Sanitätsstollen, dessen Eingang zum Glück unmittelbar neben der Einschlagsstelle lag.

»Nun, haben Sie denn auch schon ordentlich gefrühstückt?« fragte der Doktor Koppen, ein richtiger alter

Truppenarzt, der auch mich schon verschiedentlich unter den Fingern gehabt hatte, als er ihm die große Bauchwunde verband.

»Ja, ja, ein großes Kochgeschirr voll Nudeln«, wimmerte der Unglückliche, der hier wohl einen Hoffnungsschimmer zu erspähen glaubte.

»Na, sehen Sie wohl«, versuchte ihn Koppen zu trösten, indem er mir mit einer höchst bedenklichen Miene zunickte.

Schwerverwundete haben aber eine sehr feine Wahrnehmung. Plötzlich stöhnte er hervor, während große Schweißtropfen auf seine Stirn traten: »Der Schuß ist tödlich, ich fühle es ganz genau.« Trotz dieser Prophezeiung konnte ich ihm nach einem halben Jahre beim Einzug in Hannover die Hand schütteln.

Am Nachmittag machte ich einen einsamen Spaziergang durch das völlig zerstörte Puisieux. Das Dorf war schon während der Somme-Schlachten zu einem Trümmerhaufen zusammengehämmert worden. Trichter und Mauerreste waren mit dichtem Grün überzogen, aus dem überall die weißen Scheiben des ruinenfreundlichen Ho-lunders leuchteten. Zahlreiche frische Geschoßeinschläge hatten das hüllende Gewebe zerrissen und die schon so oft umgewühlte Erde der Gärten von neuem bloßgelegt.

Die Dorfstraße war vom Kriegsschutt des zum Stillstand gekommenen Vormarsches gesäumt. Zerschossene Wagen, weggeworfene Munition, verrostete Handwaffen und die Umrisse halbverwester Pferde, von blitzenden Fliegenwolken umbraust, verkündeten die Nichtigkeit aller Dinge im Kampf. Die auf dem höchsten Punkte ragende Kirche zeichnete sich nur noch als wüster Steinhaufen ab. Während ich einen Strauß verwilderter Rosen pflückte, mahnten einschlagende Granaten zur Vorsicht auf diesem Tanzplatz des Todes.

Nach einigen Tagen lösten wir die Neunte in der Haupt-

widerstandslinie ab, die ungefähr fünfhundert Schritt hinter der vorderen lag. Dabei wurden drei Männer meiner Siebenten verwundet. Am folgenden Morgen wurde in der Nähe meines Unterstandes Hauptmann von Ledebur durch eine Schrapnellkugel am Fuß verletzt. Obwohl schwer lungenkrank, fühlte er doch im Kampf seine Bestimmung. So mußte er der geringen Wunde erliegen. Er starb kurze Zeit darauf im Lazarett. Am 28. wurde der Führer meiner Essenholer, Sergeant Grüner, durch einen Granatsplitter getroffen. Das war der neunte Verlust in der Kompanie während kurzer Zeit.

Nachdem wir eine Woche in vorderer Linie gelegen hatten, mußten wir nochmals die Hauptwiderstandslinie besetzen, da unser Ablösungsbataillon durch die Spanische Krankheit fast aufgelöst war. Auch von unseren Leuten meldeten sich täglich mehrere krank. Bei der Nachbardivision wütete diese Grippe so stark, daß ein feindlicher Flieger Zettel abwarf, auf denen stand, daß der Engländer die Ablösung übernähme, wenn die Truppe nicht bald zurückgezogen würde. Doch erfuhren wir, daß sich die Seuche auch auf der Gegenseite mehr und mehr ausbreitete; allerdings waren wir infolge der schlechten Verpflegung anfälliger. Gerade die jungen Leute starben oft über Nacht hinweg. Dabei standen wir dauernd in Gefechtsbereitschaft, da über dem Wäldchen 125 wie über einem bösen Schmortopf fortwährend eine schwarze Rauchwolke stand. Der Beschuß war dort so dicht, daß an einem windstillen Nachmittag die Explosionsgase einen Teil der Sechsten vergifteten. Wir mußten wie die Taucher mit Sauerstoffapparaten in die Stollen hinabsteigen, um die Bewußtlosen heraufzuholen. Sie hatten kirschrote Gesichter und atmeten schwer wie in einem bösen Traum.

Eines Nachmittags fand ich beim Durchschreiten meines Abschnittes mehrere vergrabene Kästen voll englischer Munition. Um den Bau einer Gewehrgranate zu studieren,

schraubte ich sie auseinander und nahm die Sprengkapsel heraus. Es blieb ein Rest zurück, den ich für das Zündblättchen hielt. Das Ding stellte sich jedoch, als ich es mit einem Nagel zu entladen suchte, als eine zweite Sprengkapsel heraus, die mit großem Knall auseinanderflog, die Kuppe meines linken Zeigefingers abschlug und mir einige blutende Gesichtsverletzungen zufügte.

Am gleichen Abend platzte, als ich mit Sprenger auf der Deckung meines Bunkers stand, eine schwere Granate in der Nähe. Wir stritten uns über die Entfernung, die Sprenger auf zehn, ich auf dreißig Meter schätzte. Um zu sehen, wie weit ich meinen Angaben in dieser Beziehung trauen könne, maß ich nach und fand den Trichter, dessen Aussehen auf eine ziemlich üble Marke hinwies, zweiundzwan-zig Meter von unserem Standort entfernt.

Am 20. Juli lag ich mit meiner Kompanie wieder in Pui-sieux. Den ganzen Nachmittag stand ich auf einem Mauerrest und beobachtete das Gefechtsbild, das einen sehr verdächtigen Eindruck machte. Zuweilen trug ich die Einzelheiten in mein Notizbuch ein.

Das Wäldchen 125 wurde oft durch mächtige Feuerstöße in dichten Qualm gehüllt, während grüne und rote Leuchtkugeln auf- und niederstiegen. Manchmal schwieg die Artillerie, dann hörte man das Tacken einiger Maschinengewehre und den matten Knall entfernter Handgranaten. Das Ganze sah sich von meinem Standort fast an wie ein zierliches Spiel. Es fehlte das Gewaltige des Großkampfes, und doch spürte man das erbitterte Ringen.

Das Wäldchen war wie eine glühende Wunde, auf die sich die Aufmerksamkeit verborgener Besatzungen richtete. Die beiden Artillerien spielten mit ihm wie zwei Raubtiere, die sich eine Beute streitig machen; sie zerrissen seine Stämme und warfen ihre Fetzen hoch in die Luft. Es war immer nur von wenigen Männern besetzt, aber es hielt sich lange, und so war es, weithin im toten Gelände

sichtbar, ein Beispiel dafür, daß auch die gewaltigste Gegenüberstellung von Machtmitteln doch nur die Waage ist, auf der heute wie zu allen Zeiten das Gewicht des Menschen gewogen wird.

Gegen Abend wurde ich zum Bereitschaftskommandeur gerufen, wo ich erfuhr, daß der Gegner am linken Flügel in unser Grabengeflecht eingedrungen war. Um wieder etwas Vorfeld zu schaffen, wurde befohlen, daß Leutnant Petersen mit der Sturmkompanie den Heckengraben, ich mit meinen Leuten einen ihm in einer Mulde gleichlaufenden Annäherungsweg aufräumen sollten.

Wir zogen im Morgengrauen los, bekamen aber schon in unserer Ausgangsstellung so starkes Infanteriefeuer, daß wir vorläufig auf die Ausführung verzichteten. Ich ließ den Elbinger Weg besetzen und holte in einem riesigen Höhlenstollen den versäumten Nachtschlaf nach. Um elf Uhr vormittags weckte mich Handgranatenkrachen vom linken Flügel, wo wir eine Barrikade besetzt hielten. Ich eilte hin und fand das übliche Bild des Barrikadenkampfes. Bei der Verschanzung wirbelten weiße Handgranatenwolken, einige Schulterwehren zurück rasselte auf jeder Seite ein Maschinengewehr. Dazwischen Männer, geduckt vor und zurück springend. Der kleine Handstreich der Engländer war bereits abgeschlagen, hatte uns jedoch einen Mann gekostet, der, von Handgranatensplittern zerrissen, hinter der Barrikade lag.

Am Abend bekam ich Befehl, die Kompanie nach Pui-sieux zurückzuführen, wo ich bei der Ankunft die Anweisung vorfand, mich am nächsten Morgen mit zwei Gruppen an einem kleinen Unternehmen zu beteiligen. Es galt, um 3.40 Uhr nach einer Artillerie- und Minenvorbereitung von fünf Minuten Dauer den sogenannten Muldengraben vom Rotpunkt K bis zum Rotpunkt Zi aufzurollen. In diesen wie in viele andere Annäherungsgräben hatte sich der Gegner eingefressen und hinter Barrikaden festgesetzt.

Leider war das Unternehmen, für das Leutnant Voigt von der Sturmkompanie mit einem Stoßtrupp und ich mit zwei Gruppen bereitgestellt waren, offensichtlich nach der Karte befohlen, denn der Muldengraben, der sich in einem Grunde entlangschlängelte, war von vielen Orten bis auf die Sohle einzusehen. Ich war mit der ganzen Sache nicht einverstanden, wenigstens finde ich in meinem Tagebuch hinter der Aufzeichnung des Befehls die Sätze: »Na, das werden wir, hoffentlich, morgen beschreiben. Eine abfällige Kritik der Befehlserteilung behalte ich mir mangels Zeit vor — ich sitze hier nämlich im Bunker im Abschnitt F, es ist zwölf Uhr, und um drei werde ich geweckt«

Immerhin ist Befehl Befehl, und so standen Voigt und ich mit unseren Männern um 3.40 Uhr bei anbrechender Dämmerung in der Nähe des Elbinger Weges zum Antreten bereit. Wir hielten einen knietiefen Graben besetzt, von dem wir wie von einer schmalen Galerie in die Mulde hinunterblickten, die sich um die festgesetzte Sekunde mit Rauch und Feuer zu füllen begann. Einer der großen Splitter, die aus diesem flackernden Gebrodel bis zu unserer Aufstellung surrten, verwundete den Füsilier Klaves an der Hand. Es bot sich hier wieder derselbe Anblick, den ich schon so oft vor Angriffen in mich aufgenommen hatte: das Bild einer im Zwielicht harrenden Schar, die bei Kurzschüssen tiefe, einheitliche Verbeugungen vollführt oder sich zu Boden wirft, während sich die Erregung steigert — ein Bild, das den Geist fesselt wie ein furchtbares schweigendes Zeremoniell, durch welches das Blutopfer sich ankündet.

Pünktlich traten wir an und wurden durch den Umstand begünstigt, daß die Beschießung einen dichten Schleier über den Muldengraben gezogen hatte. Kurz vor Zi stießen wir auf Widerstand, der durch Handgranaten gebrochen wurde. Da wir unser Ziel erreicht hatten und auf weiteren Kampf nicht erpicht waren, bauten wir eine Barrika-

de und ließen eine Gruppe mit einem Maschinengewehr dahinter zurück.

Das einzige Vergnügen an der Sache bereitete mir das Benehmen der Leute vom Sturmtrupp, die mich lebhaft an den alten Simplizissimus erinnerten. Ich lernte hier einen neuen Schlag von Kämpfern kennen — den Kriegsfreiwilligen von 1918, allem Anschein nach von der Disziplin noch wenig beleckt, doch tapfer aus Instinkt. Diese jungen Draufgänger mit gewaltigen Haarschöpfen und Wickelgamaschen gerieten zwanzig Meter vorm Feind in einen heftigen Streit, weil einer den anderen »Schlappsack« geschimpft hatte, fluchten dabei wie die Landsknechte und rühmten sich mit großem Prahlen. »Mensch, alle haben doch nicht so'n Schiß wie du!« schrie zuletzt einer und rollte allein noch fünfzig Meter Graben auf.

Schon am Nachmittag kam die Barrikadengruppe zurück. Sie hatte Verluste gehabt und sich nicht länger halten können. Ich hatte sie bereits aufgegeben und wunderte mich, daß überhaupt jemand lebend bei Licht den langen Schlauch des Muldengrabens hatte passieren können.

Trotz diesem und zahlreichen anderen Gegenstößen saß der Feind fest im linken Flügel unserer vorderen Linie und in den verbarrikadierten Verbindungswegen, die Hauptwiderstandslinie bedrohend. Diese nicht mehr durch das Niemandsland getrennte Nachbarschaft war auf die Dauer recht ungemütlich; man fühlte deutlich, daß es auch in den eigenen Gräben nicht geheuer war.

Am 24. Juli begab ich mich zur Erkundung in den neuen Abschnitt C der Hauptwiderstandslinie, den ich am nächsten Tag übernehmen sollte. Ich ließ mir von dem Kompanieführer, Leutnant Gipkens, die Barrikade am Heckengraben zeigen, die dadurch merkwürdig war, daß sie auf englischer Seite aus einem im Feuer gescheiterten Tank bestand, der wie ein Stahlfort in die Stellung eingelassen war. Um die Einzelheiten zu beobachten, setzten wir uns

auf eine kleine, in die Schulterwehr gestochene Bank. Mitten im Gespräch fühlte ich mich plötzlich gepackt und zur Seite gerissen. Im nächsten Augenblick spritzte ein Geschoß auf dem Sand meines Sitzplatzes auseinander. Durch einen glücklichen Zufall hatte Gipkens beobachtet, wie ein Gewehr langsam aus einer Schießscharte der vierzig Schritt entfernten feindlichen Barrikade geschoben wurde, und mir so durch seine scharfen Maleraugen das Leben gerettet, denn auf diese Entfernung hätte mich jeder Esel treffen müssen. Wir hatten uns ahnungslos in das tote Stück zwischen den beiden Barrikaden gesetzt und konnten daher von dem englischen Posten so gut gesehen werden, als ob wir ihm gegenüber an einem Tische Platz genommen hätten. Gipkens hatte schnell und richtig gehandelt. Als ich mir später die Lage vergegenwärtigte, legte ich mir die Frage vor, ob ich nicht vielleicht durch den Anblick des Gewehres für einen Augenblick gelähmt worden wäre. Wie mir erzählt wurde, waren an dieser so harmlos aussehenden Stelle schon drei Mann der neunten Kompanie durch Kopfschuß gefallen; der Platz war also unheilvoll.

Am Nachmittag wurde ich durch eine nicht sonderlich starke Schießerei aus meinem Bunker gelockt, in dem ich gerade gemütlich lesend am Kaffeetisch saß. Vorn stiegen in eintöniger Folge, wie die Perlen einer Kette, Sperrfeuerzeichen hoch. Zurückhumpelnde Verwundete berichteten, daß die Engländer in den Abschnitten B und C in die Hauptwiderstandslinie, in A ins Vorfeld eingedrungen seien. Gleich darauf kam die Unglücksbotschaft vom Tode der Leutnants Vorbeck und Grieshaber. Sie waren bei der Verteidigung ihrer Abschnitte gefallen, während Leutnant Kastner schwer verwundet war. Ihn hatte bereits vor einigen Tagen ein seltsamer Streifschuß getroffen, der ihm, ohne ihn weiter zu verletzen, die Brustwarze wie mit einem feinen Messer vom Körper schnitt. Um acht Uhr kam

auch Sprenger, der stellvertretend die Fünfte geführt hatte, mit einem Splitter im Rücken in meinen Unterstand, kräftigte sich durch einen »Blick in die Röhre«, auch »Zielfernrohr« genannt, und begab sich mit dem Zitat: »Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo« zum Verbandplatze. Ihm folgte sein Freund Domeyer mit blutender Hand. Er empfahl sich mit einem bedeutend kürzeren Zitat.

Am nächsten Morgen besetzten wir den Abschnitt C, der inzwischen wieder vom Feinde gesäubert war. Ich fand dort Pioniere, Boje und Kius mit einem Teil der zweiten, Gipkens mit den Resten der neunten Kompanie. Im Graben lagen acht tote Deutsche und zwei Engländer mit dem Mützenschild »South-Africa — Otago-Rifles«. Alle waren durch Handgranatentreffer übel zugerichtet. Ihre verzerrten Gesichter wiesen böse Verletzungen auf.

Ich ließ die Barrikade besetzen und den Graben aufräumen. Um 11.45 Uhr eröffnete unsere Artillerie ein wildes Feuer auf die vor uns liegenden Stellungen, bei dem wir jedoch mehr Treffer bekamen als die Engländer. Das Unglück ließ nicht lange auf sich warten. Der Ruf »Sanitäter!« flog von links durch den Graben. Hineilend, fand ich vor der Barrikade im Heckengraben die formlosen Überreste meines besten Zugführers. Er hatte den Volltreffer einer eigenen Granate mitten ins Kreuz bekommen. Uniform- und Wäschefetzen, die ihm der Druck der Explosion vom Leibe gerissen hatte, hingen über ihm im zerhackten Gezweig der Weißdornhecke, die diesem Graben seinen Namen gab. Ich ließ eine Zeltbahn über ihn werfen, um uns den Anblick zu ersparen. Gleich darauf wurden an derselben Stelle noch drei Mann verwundet. Der Gefreite Ehlers wand sich, vom Luftdruck betäubt, auf der Erde. Einem anderen wurden beide Hände am Gelenk durchschlagen. Er wankte, die Arme auf die Schultern eines Krankenträgers gelegt, blutüberspritzt zurück. Der kleine Zug hatte etwas von einem heroischen Relief, denn der Helfer

schritt gebückt, während der Getroffene sich mühsam aufrecht hielt — ein junger Mensch mit schwarzen Haaren und einem schönen, entschlossenen, jetzt marmorweißen Gesicht.

Ich sandte einen Gefechtsläufer nach dem ändern an die Befehlsstellen und forderte dringend Einstellung des Feuers oder die Anwesenheit von Artillerieoffizieren im Graben. Statt aller Antwort setzte noch ein schwerer Minenwerfer ein und wandelte den Graben vollends zur Schlachtbank um.

Um 7.15 Uhr bekam ich einen sehr verspäteten Befehl, dem ich entnahm, daß 7.30 Uhr starkes Artilleriefeuer einsetzen und um 8 Uhr zwei Gruppen der Sturmkompanie unter Leutnant Voigt über die Barrikade des Heckengrabens vorbrechen sollten. Sie sollten bis zum Rotpunkt A aufrollen und nach rechts Verbindung mit einer parallel vorgehenden Stoßgruppe herstellen. Zwei Gruppen meiner Kompanie waren zur Besetzung des eroberten Grabenstückes bestimmt.

Ich traf in aller Eile, während schon das Artilleriefeuer einsetzte, die nötigen Anordnungen, suchte die beiden Gruppen aus und sprach kurz mit Voigt, der einige Minuten später befehlsgemäß vorging. Da ich die Sache mehr für einen Abendspaziergang hielt, der nicht weit führen konnte, schlenderte ich mit Mütze, eine Stielhandgranate unterm Arm, hinter meinen beiden Gruppen her. Im Augenblick des Angriffs, der sich durch Sprengwolken kundtat, richteten sich die Gewehre der ganzen Gegend auf den Heckengraben. Wir sprangen gebückt von Schulterwehr zu Schulterwehr. Es ging gleich gut voran, die Engländer flüchteten unter Zurücklassung eines Toten in eine rückwärtige Linie.

Um den Zwischenfall, der nun folgte, zu erklären, sei daran erinnert, daß wir uns nicht in einer Stellung, sondern in einem der vielen Annäherungswege vorbewegten, in die

sich der Engländer oder vielmehr der Neuseeländer eingefressen hatte — denn wir kämpften hier, wie ich erst nach dem Kriege durch Zuschriften aus den Ländern der Antipoden erfuhr, gegen ein neuseeländisches Kontingent. Dieser Annäherungsweg, eben der Heckengraben, zog sich auf einem Höhenkamm entlang, den links im Grunde der Muldengraben begleitete. Der Muldengraben, den ich mit Voigt am 22. Juli aufgerollt hatte, war, wie berichtet, von der Gruppe, die wir dort zurückgelassen hatten, geräumt; er war jetzt also von Neuseeländern besetzt oder wenigstens kontrolliert. Beide Wege waren durch Quergräben verbunden, indessen war aus der Tiefe des Hek-kengrabens heraus die Mulde nicht einzusehen.

Ich ging also am Schluß der sich vorarbeitenden Abteilung und war guter Laune, denn ich hatte bislang vom Feind nur einige über Deckung flüchtende Gestalten gesehen. Vor mir ging der Unteroffizier Meier als Schließender seiner Gruppe, und vor diesem sah ich in den Windungen des Grabens noch zuweilen den kleinen Wilzek von meiner Kompanie. In solcher Ordnung passierten wir einen engen Stichgraben, der, aus der Mulde aufsteigend, gabelförmig im Heckengraben endigte. Zwischen seinen beiden Mündungen war wie ein Delta ein vielleicht fünf Schritt starker Erdblock ausgespart Ich war gerade an der ersten Mündung vorbeigeschritten, während Meier bereits vor der zweiten stand.

In Abzweigungen dieser Art pflegt man bei Grabenkämpfen einen Doppelposten zu entsenden, der für die Sicherung verantwortlich ist. Voigt hatte das entweder versäumt, oder er hatte den Graben in der Eile ganz übersehen. Jedenfalls hörte ich plötzlich dicht vor mir den Unteroffizier einen Schrei der höchsten Erregung ausstoßen und sah, wie er sein Gewehr hochriß und mir am Kopf vorbei in die zweite Mündung des Stichgrabens schoß. Da mir der Erdblock die Sicht verdeckte, war mir der

Vorgang ganz unerklärlich, aber ich brauchte nur einen Schritt zurückzutun, um in die erste Mündung hineinzusehen. Hier eröffnete sich mir freilich ein Anblick, der mich erstarren ließ, denn in fast greifbarer Nähe stand neben mir ein athletisch gebauter Neuseeländer. Gleichzeitig ertönte im Grunde das Geschrei noch unsichtbarer Angreifer, die über Deckung heraneilten, um uns abzuschneiden. Der so auf eine fast zauberhafte Weise in unserem Rücken aufgetauchte Neuseeländer, dem ich wie gebannt gegenüberstand, war zu seinem Unglück blind für meine Anwesenheit. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Unteroffizier, dessen Schuß er mit einem Handgranatenwurf erwiderte. Ich sah, wie er sich von der linken Brustseite eins der zitronenförmigen Wurfgeschosse riß, um es hinter Meier herzuschleudern, der dem Tode zu entrinnen suchte, indem er nach vorn davonstürzte. Gleichzeitig zog auch ich die Stielhandgranate, die ich als einzige Waffe bei mir führte, ab und schob sie in kurzem Bogen dem Neuseeländer fast mehr vor die Füße, als daß ich sie warf. Ich konnte seine Himmelfahrt nicht mehr beobachten, denn es war der allerletzte Augenblick, in dem ich hoffen konnte, die Ausgangsstellung wiederzuerreichen. Ich sprang also in großer Eile zurück und sah hinter mir noch den kleinen Wilzek auftauchen, der die Besonnenheit gehabt hatte, den Wurf des Neuseeländers zu unterlaufen, indem er in Richtung auf mich an Meier vorübersprang. Ein uns nachgeworfenes Eisenei zerriß ihm Koppel und Hosenboden, ohne ihn weiter zu verletzen. So dicht war der Riegel, der hinter uns zugeschoben wurde, während Voigt und die übrigen vierzig Angreifer umringt und verloren waren. Ohne etwas von dem seltsamen Vorgang, dessen Zeuge ich geworden war, zu ahnen, fühlten sie sich von hinten in den Tod gedrückt. Kampfgeschrei und zahlreiche Explosionen kündeten, daß sie ihr Leben teuer verkauften.
Um ihnen zu Hilfe zu kommen, führte ich die Gruppe

des Fahnenjunkers Mohrmann durch den Heckengraben vor. Wir mußten jedoch vor einer Sperre hageldicht einschlagender Flaschenminen haltmachen. Ein Splitter flog mir gegen die Brust und wurde von der Hosenträgerschnalle abgefangen.

Nun brach ein Artilleriefeuer von gewaltiger Stärke los. Rings spritzten Erdstrahlen aus farbigen Dämpfen, und das dumpfe Dröhnen tief in der Erde berstender Geschosse mischte sich mit einem hellen, metallischen Kreischen, das an den Klang erinnerte, mit dem die Kreissäge die Holzklötze zerreißt. Eisenblöcke brausten in unheimlicher Kürze heran, dazwischen sangen und schwirrten Wolken von Splittern. Da ein Angriff zu befürchten stand, setzte ich mir einen der herumliegenden Stahlhelme auf und eilte mit einigen Begleitern in den Kampfgraben zurück.

Drüben tauchten Gestalten auf. Wir legten uns auf die zerwalzte Grabenwand und schössen. Neben mir fingerte ein ganz junger Krieger mit fiebernden Händen am Ladehebel seines Maschinengewehrs, ohne einen Schuß aus dem Lauf zu bekommen, bis ich ihm das Ding aus den Händen riß. Es kamen auch einige Schüsse, dann versagte die Waffe wieder wie in einem Albtraum, doch verschwanden die Angreifer in den Gräben und Trichtern, während das Feuer sich steigerte. Die Artillerie kannte keine Parteien mehr.

Als ich, von einem Gefechtsläufer gefolgt, zu meinem Bunker ging, schlug etwas zwischen uns in die Wand, riß mir mit außerordentlicher Wucht den Stahlhelm vom Kopf und schleuderte ihn weit weg. Ich glaubte eine ganze Schrapnelladung erhalten zu haben und legte mich halb betäubt in mein Fuchsloch, auf dessen Rand einige Sekunden später eine Granate schlug. Sie erfüllte den kleinen Raum mit dichtem Qualm, und ein langer Splitter zerschmetterte eine Büchse voll Gurken, die neben meinen Füßen lag. Um nicht verschüttet zu werden, kroch ich wie-

der in den Graben und spornte von unten die beiden Gefechtsläufer und meinen Burschen zur Wachsamkeit an.

Es war eine peinliche halbe Stunde; die zusammengeschmolzene Kompanie wurde noch einmal durch den Tod gesiebt. Nachdem die Feuerwelle verebbt war, ging ich durch den Graben, besah den Schaden und stellte fest, daß wir noch fünfzehn Mann stark waren. Mit ihnen war die ausgedehnte Stellung nicht zu halten. Ich übertrug daher Mohrmann mit drei Leuten die Verteidigung der Barrikade und bildete mit den übrigen einen Schützenigel in einem tiefen Trichter hinter der Rückenwehr. Wir konnten von dort sowohl in den Kampf um die Barrikade eingreifen als auch, falls der Gegner in den Graben eindringen würde, ihm von oben mit Handgranaten zusetzen. Jedoch beschränkte sich die weitere Kampftätigkeit auf ein ausgedehntes Geplänkel mit leichten Minen und Gewehrgranaten.

Am 27. Juli wurden wir durch eine Kompanie des Regiments 164 abgelöst. Wir waren sehr erschöpft. Der Führer dieser Kompanie wurde schon beim Anmarsch schwer verwundet; einige Tage später wurde mein Bunker eingeschossen und begrub seinen Nachfolger. Wir atmeten alle erleichtert auf, als wir das von den heraufziehenden Stahlgewittern des großen Endkampfes umgrollte Puisieux im Rücken hatten.

Diese Vorstöße zeigten, wie sehr die Stärke der Gegner anwuchs, die aus den entferntesten Teilen der Welt herbeiströmten. Wir hatten ihnen immer weniger Männer entgegenzustellen, oft fast Kinder, auch fehlte es an Ausrüstung und Ausbildung. Mit bestem Willen konnten wir, wie bei wachsender Sturmflut, nur hier und dort die Lücken schließen, indem wir uns hineinwarfen. Zu großen Gegenschlägen, wie noch bei Cambrai, reichte es nicht mehr.

Später, als ich darüber nachsann, wie die Neuseeländer triumphierend auf Deckung erschienen waren und die Un-

seren in den tödlichen Engpaß gedrückt hatten, fiel mir auf, daß sie damit genau in die Rolle eingetreten waren, die uns am 2. Dezember 1917 bei Cambrai den großen Erfolg gebracht hatte. Wir hatten ein Spiegelbild geschaut.

Mein letzter Sturm

Am 30. Juli 1918 bezogen wir Ruhequartiere in Sauchy-Le-stree, einer wasserumglänzten Perle des Artois. Nach einigen Tagen marschierten wir noch weiter zurück nach Escaudoeuvres, einem nüchternen Arbeitervorstädtchen, welches das vornehme Cambrai gleichsam ausgestoßen hat.

Ich bewohnte in der Rue-des-Bouchers das Staatszimmer einer nordfranzösischen Arbeiterfamilie. Das übliche Riesenbett als Hauptmöbel, ein Kamin mit roten und blauen Glasvasen auf dem Sims, ein runder Tisch, Stühle, an den Wänden einige Farbendrucke des Familistere: »Vive la classe«, »Souvenir de premiere communion«, Postkarten und ähnliches mehr bildeten die Einrichtung. Das Fenster gab den Blick auf einen Kirchhof frei.

Die hellen Vollmondnächte begünstigten den Besuch feindlicher Flieger, der uns einen Begriff von der wachsenden Materialüberlegenheit auf der Gegenseite gab. Nacht für Nacht schwebten mehrere Geschwader heran und ließen Bomben von unheimlicher Sprengkraft auf Cambrai und die Vorstädte fallen. Ich wurde weniger durch das feine, moskitoartige Summen der Motoren und die Gruppen lang widerhallender Einschläge als durch das ängstliche In-den-Keller-Stürzen meiner Wirtsleute gestört. Einen Tag vor meiner Ankunft war allerdings eine Bombe vor dem Fenster aufgeschlagen, hatte den in meinem Bette schlafenden Hausherrn betäubt ins Zimmer geschleudert, einen Bettpfosten abgeschlagen und die Mauern durch-

siebt. Gerade dieser Zufall jedoch verlieh mir ein Gefühl der Sicherheit, denn ich teilte ein wenig den Aberglauben der alten Krieger, daß man im frischen Trichter am besten aufgehoben sei.

Nach einem Ruhetag setzte die Ausbildungsleier wieder ein. Exerzieren, Unterricht, Appelle, Besprechungen und Besichtigungen füllten einen großen Teil des Tages aus. Einen ganzen Vormittag verbrachten wir damit, einen ehrengerichtlichen Spruch zu fällen. Die Verpflegung war wieder einmal dürftig und schlecht. Eine Zeitlang gab es als Abendportion nur Gurken, denen der trockene Humor der Mannschaft den trefflichen Namen »Gärtnerwurst« beilegte.

Vor allem widmete ich mich der Ausbildung einer kleinen Stoßtruppe, da mir im Verlauf der letzten Kämpfe immer deutlicher geworden war, daß sich eine zunehmende Umschichtung unserer Kampfkraft vollzog. Für den eigentlichen Stoß konnte man nur noch auf wenige Leute rechnen, die sich indessen zu einem Schlag von besonderer Härte entwickelt hatten, während die Masse der Mitläufer höchstens als Feuerkraft in Frage kam. Unter diesen Verhältnissen war man oft lieber Führer einer entschlossenen Gruppe als einer zaghaften Kompanie.

Die Freizeit brachte ich mit Lesen, Baden, Schießen und Reiten zu. Oft schoß ich an einem Nachmittag über hundert Patronen auf Flaschen oder Konservenbüchsen ab. Auf den Ausritten fand ich massenhaft abgeworfene Flugblätter, die der feindliche Nachrichtendienst in immer höheren Auflagen als moralische Geschosse zu verstreuen begann. Sie enthielten, neben politischen und militärischen Einflüsterungen, meist Schilderungen des herrlichen Lebens in den englischen Gefangenenlagern. »Und noch ein Wort im Vertrauen«, hieß es in einem von ihnen, »wie leicht ist es, sich zu verirren, wenn man in der Dunkelheit vom Essenholen oder vom Schanzen kommt!« Auf einem

andern stand sogar Schillers Gedicht vom Freien Britannien. Diese Blätter ließ man bei günstigem Winde durch kleine Freiballons über die Front tragen; sie waren an Fäden gebündelt und wurden nach einer bestimmten Schwebezeit durch eine Zündschnur abgelöst. Ein Finderlohn von dreißig Pfennig für das Stück verriet, daß die Heeresleitung ihre Wirkung für gefährlich hielt. Diese Unkosten wurden allerdings der Bevölkerung des besetzten Gebietes auferlegt.

Eines Nachmittags setzte ich mich aufs Rad und fuhr nach Cambrai hinein. Das liebe alte Städtchen war wüst und öde geworden. Läden und Kaffees waren geschlossen; die Straßen schienen tot, trotz der feldgrauen Woge, die sie durchflutete. Ich fand Herrn und Frau Plancot, die mir das Jahr zuvor ein so schönes Quartier geboten hatten, herzlich erfreut über meinen Besuch. Sie erzählten mir, daß sich die Verhältnisse in Cambrai in jeder Beziehung verschlechtert hätten. Besonders beklagten sie sich über die häufigen Fliegerbesuche, die sie zwängen, des Nachts oft mehrere Male die Treppen auf und nieder zu eilen, über die Frage streitend, ob es ratsamer sei, im ersten Keller durch die Bombe selbst oder im zweiten durch Verschüttung umzukommen. Die alten Herrschaften mit den sorgenvollen Mienen taten mir herzlich leid. Einige Wochen später, als die Geschütze zu sprechen begannen, mußten sie Hals über Kopf das Haus verlassen, in dem sie ihr Leben verbracht hatten.

Am 23. August gegen elf Uhr nachts wurde ich durch heftiges Pochen gegen meine Tür hochgeschreckt, als ich gerade sanft eingeschlafen war. Ein Läufer brachte Marschbefehl. Schon tags zuvor war von der Front das eintönige Rollen und Stampfen eines ungewöhnlich heftigen Artilleriefeuers herübergebrandet und hatte uns beim Dienst, beim Essen und beim Kartenspiel gemahnt, uns keinen Hoffnungen auf eine längere Dauer unserer Ruhe-

zeit hinzugeben. Für dieses ferne Brodeln des Kanonendonners hatten wir den klangvollen Frontausdruck »es wummert« geprägt.

Rasch packten wir und traten während eines wolkenbruchartigen Gewitters auf der Straße nach Cambrai an. Unser Marschziel war Marquion, wo wir gegen fünf Uhr morgens eintrafen. Der Kompanie wurde ein großer, von einer Reihe verwüsteter Stallgebäude eingeschlossener Hof zugewiesen, in dem sich jeder so gut wie möglich unterbrachte. Ich kroch mit meinem einzigen Kompanieoffizier, Leutnant Schrader, in ein kleines Backsteinverlies, das, wie ein strenger Bocksgeruch verriet, zu friedlicheren Zeiten als Ziegenstall gedient haben mochte, jetzt allerdings nur noch von einigen großen Ratten besiedelt war.

Am Nachmittag war eine Offiziersbesprechung, bei der wir erfuhren, daß wir in der Nacht rechts der großen Straße Cambrai —Bapaume unweit von Beugny bereitgestellt werden sollten. Wir wurden vor einem Angriff der neuen, schnellen und wendigen Tanks gewarnt.

Ich teilte meine Kompanie in einem kleinen Obstgarten gefechtsmäßig ein. Unter einem Apfelbaum stehend, sprach ich ein paar Worte zu den Leuten, die mich im Hufeisen umschlossen. Ihre Gesichter sahen ernst und männlich aus. Es war wenig zu sagen. In diesen Tagen hatte sich mit jener Gleichmäßigkeit, die nur dadurch zu erklären ist, daß in jedem Heer neben der bewaffneten Einheit auch eine moralische besteht, wohl bei allen die Erkenntnis herausgebildet, daß wir uns auf abschüssiger Bahn befanden. Mit jedem Angriff trug der Feind eine mächtigere Ausrüstung vor; seine Stöße wurden schneller und wuchtiger. Jeder wußte, daß wir nicht mehr siegen konnten. Aber wir würden standhalten.

An unserem aus einer Karre und einer Haustür zusammengestellten Tisch aß ich im Hof mit Schrader zu Abend und trank eine Flasche Wein dazu. Dann rollten wir uns in

unsern Ziegenstall, bis uns um zwei Uhr morgens der Posten meldete, daß die Lastautos auf dem Marktplatz bereitstünden.

In geisterhafter Beleuchtung rasselten wir durch das kampfzerwühlte Gelände der vorjährigen Cambrai-Schlacht und wanden uns durch die von Trümmerwällen eingefaßten Dorfstraßen abenteuerlich zerschossener Nester. Dicht vor Beugny wurden wir ausgeladen und in unsere Aufstellungsräume geführt. Das Bataillon besetzte einen Hohlweg an der Straße Beugny—Vaux. In den Vormittagsstunden brachte ein Gefechtsläufer den Befehl, die Kompanie habe sich an die Straße Fremicourt—Vaux vorzuschieben. Dieses strichartige Vorrücken gab mir die Gewißheit, daß uns bis zum Abend noch Blutiges bevorstehen mußte.

Ich schlängelte meine drei Züge in Reihen durch das Gelände, das kreisende Flieger mit Bomben und Geschossen bestreuten. Am Ziel verteilten wir uns in Trichter und Erdlöcher, da vereinzelte Granaten über die Straße hinausgriffen.

Ich befand mich an diesem Tage so schlecht, daß ich mich sofort in ein kleines Grabenstück legte und schlief. Nach dem Erwachen las ich im »Tristram Shandy«, den ich in meiner Kartentasche trug, und verbrachte so, mit der Gleichgültigkeit eines Kranken in der warmen Sonne liegend, den Nachmittag.

Um 6.15 Uhr rief ein Gefechtsläufer die Kompanieführer zum Hauptmann von Weyhe.

»Ich habe Ihnen die ernste Mitteilung zu machen, daß wir angreifen. Das Bataillon tritt nach halbstündiger Feuervorbereitung um sieben Uhr vom Westrand Favreuils zum Sturm an. Marschrichtungspunkt der Kirchturm von Sapi-gnies.«

Nach kurzem Hin und Her und einem kräftigen Händedruck stürzten wir zu den Kompanien, da das Feuer in

zehn Minuten beginnen sollte und wir noch eine große Strecke zu marschieren hatten. Ich verständigte meine Zugführer und ließ antreten.

»Die Gruppen in Reihe zu einem mit zwanzig Meter Zwischenraum. Marschrichtung halblinks die Baumkronen von Favreuil!«

Ein gutes Zeichen für den Geist, der noch immer bei uns lebte, war, daß ich den Mann bestimmen mußte, der zurückbleiben sollte, um die Feldküche zu benachrichtigen. Freiwillig hatte sich keiner melden mögen.

Ich schritt mit meinen Ordonnanzen und dem Feldwebel Reinecke, der die Gegend genau kannte, weit vor der Kompanie. Hinter Hecken und Ruinen sprangen die Abschüsse unserer Geschütze auf. Das Feuer glich mehr einem wütenden Gebell als einer vernichtenden Sturmwoge. Hinter uns sah ich meine Gruppen in musterhafter Ordnung vorgehen. Neben ihnen stäubten die Wölkchen der Fliegergeschosse auf, Kugelladungen, Hohlbläser und Treibplatten von Schrapnells fuhren mit höllischem Fauchen durch die Zwischenräume der schmalen Menschenstreifen. Rechts lag das hart beschossene Beugnätre, aus dem gezackte Eisenstücke schwerfällig herüberbrummten und sich mit kurzem Aufschlag in den lehmigen Boden stanzten.

Noch ungemütlicher wurde der Anmarsch hinter der Straße Beugnätre —Bapaume. Plötzlich platzte eine Reihe von Brisanzgranaten vor, hinter und zwischen uns. Wir spritzten auseinander und warfen uns in die Trichter. Ich stürzte mit dem Knie in das Angstprodukt eines Vorgängers und ließ in der Eile von meinem Burschen mit dem Messer eine grobe Säuberung vornehmen.

Um den Dorfrand von Favreuil ballten sich die Wolken zahlreicher Einschläge, dazwischen stiegen und fielen braune Erdsäulen in hastigem Wechsel. Um eine Stellung auszusuchen, ging ich bis zu den ersten Ruinen vor und

gab dann mit dem Spazierstock das Zeichen zum Folgen.

Das Dorf war von zerschossenen Baracken umsäumt, hinter denen sich allmählich Teile des ersten und zweiten Bataillons sammelten. Während des letzten Wegabschnittes forderte ein Maschinengewehr verschiedene Opfer. Ich beobachtete von meinem Standpunkt aus die feine Schnur aufstäubender Wölkchen, in der sich zuweilen einer der Ankömmlinge wie in einem Stellnetz verfing. Unter anderen erhielt der Vizefeldwebel Balg von meiner Kompanie einen Schuß durchs Bein.

Eine Gestalt in braunem Manchester schritt gleichmütig über das beschossene Stück und schüttelte mir die Hand. Kius und Boje, Hauptmann Junker und Schaper, Schrader, Schläger, Heins, Findeisen, Höhlemann und Hoppenrath standen hinter einer von Blei und Eisen durchfegten Hek-ke und hielten das große Angriffspalaver ab. Wir hatten an manchem Tag des Zornes auf *einem* Felde gefochten, und auch diesmal sollte die schon tief im Westen stehende Sonne noch das Blut fast aller bestrahlen.

Teile des ersten Bataillons rückten in den Schloßpark ein. Vom zweiten Bataillon hatten nur meine und die fünfte Kompanie nahezu vollzählig den flammenden Vorhang durchschritten. Wir arbeiteten uns durch Trichter und Häusertrümmer zu einem Hohlweg am Westrande des Dorfes vor. Unterwegs griff ich einen Stahlhelm auf, um ihn aufs Haupt zu stülpen — eine Handlung, die ich nur in sehr bedenklichen Lagen vorzunehmen pflegte. Zu meinem Erstaunen lag Favreuil vollkommen tot. Allem Anschein nach hatte die Besatzung ihren Verteidigungsabschnitt verlassen, denn zwischen den Trümmern witterte bereits die gespannte Stimmung, die einem herrenlosen Räume in solchen Augenblicken eigentümlich ist und die dem Auge die äußerste Schärfe verleiht.

Hauptmann von Weyhe, der, ohne daß wir davon wußten, bereits einsam und schwerverwundet in einem Trich-

ter des Dorfes lag, hatte angeordnet, daß die fünfte und achte Kompanie in vorderer, die sechste in zweiter und die siebente in dritter Linie stürmen sollten. Da von der Sechsten und der Achten noch nichts zu sehen war, beschloß ich anzugreifen, ohne mich lange um Staffelungen zu kümmern.

Es war sieben Uhr geworden. Durch die Kulisse von Häuserresten und Baumstümpfen sah ich bei schwachem Gewehrfeuer eine Schützenlinie auf das freie Feld hinaustreten. Es mußte die Fünfte sein.

Ich stellte die Mannschaft im Schutz des Hohlweges zum Angriff bereit und gab Befehl, in zwei Wellen anzutreten. »Abstand hundert Meter. Ich selbst befinde mich zwischen erster und zweiter Welle!«

Es ging zum letzten Sturm. Wie oft waren wir in den verflossenen Jahren in ähnlicher Stimmung in die westliche Sonne geschritten! Les Eparges, Guillemont, St.-Pier-re-Vaast, Langemarck, Passchendaele, Moeuvres, Vrau-court, Mory! Wieder winkte ein blutiges Fest.

Wir verließen den Hohlweg wie auf dem Übungsplatz, abgesehen davon, daß »ich selbst«, wie die schöne Befehlsformel lautet, mich plötzlich neben dem Leutnant Schra-der vor der ersten Welle auf freiem Felde befand.

Mein Befinden hatte sich etwas gebessert, aber es war mir noch immer flau zumut. Wie mir später Haller erzählte, als er sich von mir verabschiedete, bevor er nach Südamerika ging, hatte ihm sein Nebenmann gesagt: »Du, ich glaube, der Leutnant kommt heute nicht zurück!« Dieser seltsame Mensch, dessen wilden und zerstörerischen Geist ich liebte, eröffnete mir damals Dinge, aus denen ich zu meinem Erstaunen erfuhr, daß das Herz des Führers vom einfachen Mann wie auf einer Goldwaage gewogen wird. In der Tat fühlte ich mich sehr matt, und ich hielt diesen Angriff von Anfang an für verfehlt. Dennoch denke ich an ihn am liebsten zurück. Es fehlte ihm die mächtige Woge

der Großen Schlacht, ihr siedender Übermut; dafür hatte ich ein sehr unpersönliches Gefühl, als ob ich mich selbst mit einem Fernrohr beobachtete. Zum ersten Mal in diesem Kriege konnte ich das Zischen der kleinen Geschosse hören, als pfiffen sie an einem Gegenstand vorbei. Die Landschaft war von gläserner Durchsichtigkeit.

Noch waren es vereinzelte Geschosse, die uns entgegenknallten; vielleicht schützten uns die Dorfmauern im Hintergrunde gegen allzu deutliche Sicht. Den Spazierstock in der rechten Hand, die Pistole in der linken, stapfte ich vor und ließ, ohne es recht zu merken, die Schützenlinie der fünften Kompanie zum Teil hinter, zum Teil rechts neben mir. Während des Vorgehens spürte ich, daß mein Eisernes Kreuz sich von der Brust gelöst hatte und zu Boden gefallen war. Schrader, mein Bursche und ich begannen zu dritt eifrig zu suchen, obwohl verborgene Schützen uns aufs Korn nahmen. Endlich zog Schrader es aus einem Grasplacken hervor, und ich steckte es wieder fest.

Das Gelände senkte sich. Verschwommene Gestalten bewegten sich vor einem Hintergrund aus rotbraunem Lehm. Ein Maschinengewehr hackte uns seine Geschoßgarben entgegen. Das Gefühl der Aussichtslosigkeit verstärkte sich. Trotzdem begannen wir zu laufen, während das Feuer sich auf uns einspielte.

Wir übersprangen einige Schützenlöcher und flüchtig ausgehobene Grabenstücke. Gerade als ich mich mitten im Sprung über einem etwas sorgfältiger ausgestochenen Graben befand, riß mich ein durchdringender Stoß vor die Brust wie ein Flugwild aus der Luft. Mit einem lauten Schrei, mit dessen Gellen die Lebensluft auszuströmen schien, wirbelte ich um die Achse und klirrte zu Boden.

Nun hatte es mich endlich erwischt. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Treffers fühlte ich, wie das Geschoß ins Leben schnitt. Schon an der Straße vor Mory hatte ich die Hand des Todes gespürt — diesmal griff er fester und

deutlicher zu. Als ich schwer auf die Sohle des Grabens schlug, hatte ich die Überzeugung, daß es unwiderruflich zu Ende war. Und seltsamerweise gehört dieser Augenblick zu den ganz wenigen, von denen ich sagen kann, daß sie wirklich glücklich gewesen sind. In ihm begriff ich, wie durch einen Blitz erleuchtet, mein Leben in seiner innersten Gestalt. Ich spürte ein ungläubiges Erstaunen darüber, daß es gerade hier zu Ende sein sollte, aber dieses Erstaunen war von einer sehr heiteren Art. Dann hörte ich das Feuer immer schwächer werden, als sänke ich wie ein Stein tief unter die Oberfläche eines brausenden Wassers hinab. Dort war weder Krieg noch Feindschaft mehr.

Wir schlagen uns durch

Ich habe oft genug die verlorenen Träumer in ihren Wundbetten gesehen, die am Lärm des Gefechtes, an der höchsten Erregung der menschlichen Leidenschaften, die sie umringte, nicht mehr beteiligt waren; und ich darf sagen, daß mir ihre Geheimnisse nicht ganz fremd geblieben sind.

Die Zeit, in der ich völlig bewußtlos lag, kann, nach der Uhr gemessen, nicht sehr lange gewährt haben — sie entsprach wohl ungefähr der Spanne, in der unsere erste Welle den Graben erreichte, in den ich gefallen war. Ich erwachte im Gefühl eines großen Unglücks, eingeklemmt zwischen enge Lehmwände, während der Ruf: »Sanitäter! Der Kompanieführer ist verwundet!« eine geduckte Menschenreihe durchglitt.

Ein älterer Mann aus einer anderen Kompanie beugte sich mit gutmütigem Gesicht über mich, löste das Koppel und öffnete meinen Rock. Er nahm zwei blutige Kreisflek-ke wahr — einen in der Mitte der rechten Brust und am Rücken den anderen. Ein Gefühl der Lähmung fesselte

mich an die Erde, und die glühende Luft des engen Grabens badete mich in qualvollen Schweiß. Der mitleidige Helfer erquickte mich durch fächelndes Schwingen meiner Kartentasche. Ich hoffte, nach Luft ringend, auf die Dunkelheit.

Plötzlich brauste von Sapignies her ein Feuersturm los. Ohne Zweifel hatte dieses lückenlose Rollen, dieses gleichmäßige Brüllen und Stampfen mehr zu bedeuten als die Abwehr unseres so schlecht angesetzten Angriffes. Über mir blickte ich in das unterm Stahlhelm versteinerte Gesicht des Leutnants Schrader, der wie eine Maschine schoß und lud. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch, das an die Turmszene in der »Jungfrau von Orleans« erinnerte. Scherzhaft war mir freilich nicht zumute, denn ich hatte die klare Erkenntnis, verloren zu sein.

Schrader hatte nur selten Zeit, mir einige Wortfetzen zuzuwerfen, denn ich zählte ja nicht mehr mit. Im Gefühl meiner Ohnmacht suchte ich von seinem Gesicht abzulesen, wie es oben stand. Allem Anschein nach gewannen die Angreifer an Boden, denn ich hörte ihn immer häufiger und aufgeregter seine Nebenleute auf Ziele hinweisen, die sich ganz in der Nähe bewegen mußten.

Plötzlich sprang, wie wenn bei einem Hochwasser ein Damm zerreißt, der Schreckensschrei: »Links sind sie durch! Wir sind umgangen!« von Mund zu Mund. In diesem schrecklichen Augenblick fühlte ich, daß die Lebenskraft wie ein Funke wieder aufzuglühen begann. Es gelang mir, in Armhöhe zwei Finger in ein Loch zu krallen, das eine Maus oder ein Maulwurf in die Grabenwand gebohrt haben mochte. Langsam zog ich mich hoch, während das in der Lunge aufgestaute Blut aus den Wunden rieselte. In demselben Maß, in dem es Abfluß gewann, spürte ich Erleichterung. Mit bloßem Kopf und offenem Rock, die Pistole in der Faust, starrte ich ins Gefecht.
Durch weißliche Rauchschwaden stürzte eine Kette be-

packten Menschen schnurgeradeaus. Einige fielen und blieben liegen, andere schlugen Rad wie getroffene Hasen. Hundert Meter vor uns wurden die letzten vom Trichtergelände eingesogen. Sie mußten einer ganz jungen Truppe angehören, die noch kein Feuer geschmeckt hatte, denn sie zeigten den vollen Mut der Unerfahrenheit.

Wie an einer Schnur gezogen krochen vier Tanks über den Kamm einer Bodenwelle. In wenigen Minuten waren sie von der Artillerie in die Erde gestampft. Der eine klappte in zwei Hälften auseinander wie ein Spielzeug aus Blech. Rechts brach der wackere Fahnenjunker Mohrmann mit einem Todesschrei zusammen. Er war mutig wie ein junger Löwe; das hatte ich bereits bei Cambrai erkannt. Ihn fällte ein Treffer mitten in die Stirn, sicherer gezielt als der, den er mir damals verbunden hatte.

Die Sache schien noch nicht verloren. Ich flüsterte dem Fähnrich Wilsky zu, nach links zu kriechen und mit seinem Maschinengewehr die Lücke abzufegen. Er kam gleich darauf zurück und meldete, daß sich zwanzig Meter weiter schon alles ergeben habe. Es lagen dort Teile eines anderen Regiments. Bislang hatte ich mich mit der linken Hand an einem Grasbüschel wie an einem Steuer festgehalten. Nun gelang es mir, mich umzuwenden, und es eröffnete sich mir ein seltsames Bild. Die Engländer waren in die Grabenstücke, die sich links an das unsere anschlössen, zum Teil eingedrungen, zum Teil schritten sie mit vorgehaltenen Bajonetten an ihnen entlang. Ehe ich die Nähe der Gefahr noch begriffen hatte, wurde ich durch eine neue, stärkere Überraschung von ihr abgelenkt: Hinter unserem Rücken bewegten sich andere Angreifer, die Gefangene mit erhobenen Händen geleiteten, gegen uns vor! Der Feind mußte also fast unmittelbar, nachdem wir zum Sturm angetreten waren, in das verlassene Dorf eingedrungen sein. In diesem Augenblick zog er den Sack zu; er hatte uns von unseren Verbindungen abgeschnürt.

Das Bild belebte sich immer mehr. Ein Kreis von Engländern und Deutschen umringte uns und forderte uns auf, die Waffen fortzuwerfen. Es war eine Verwirrung wie auf einem untergehenden Schiff. Ich ermunterte mit schwacher Stimme die Nächststehenden zum Kampf. Sie schössen auf Freund und Feind. Ein Kranz von Stummen und Schreienden umschloß unser Häuflein. Links tauchten zwei hünenhafte Engländer ihre Bajonette in ein Grabenstück, aus dem sich flehende Hände reckten.

Auch unter uns wurden gellende Stimmen laut: »Es hat keinen Zweck mehr! Gewehre weg! Nicht schießen, Kameraden!«

Ich blickte nach den beiden Offizieren, die mit mir im Graben standen. Sie lächelten achselzuckend zurück und ließen ihre Koppel zu Boden fallen.

Es blieb nur noch die Wahl zwischen Gefangenschaft und einer Kugel. Ich kroch aus dem Graben und taumelte auf Favreuil zu. Es war wie in einem bösen Traum, in dem man die Füße am Boden haften fühlt. Der einzige günstige Umstand war vielleicht das Durcheinander, in dem man zum Teil bereits Zigaretten austauschte, zum Teil sich noch niedermetzelte. Zwei Engländer, die einen Trupp gefangener 99er auf ihre Linien zuführten, stellten sich mir entgegen. Ich hielt dem nächsten die Pistole vor den Leib und drückte ab. Der andere brannte sein Gewehr auf mich ab, ohne zu treffen. Die hastigen Bewegungen trieben das Blut in hellen Schlägen aus der Lunge. Ich konnte freier atmen und begann, an dem Grabenstück entlangzulaufen. Hinter einer Schulterwehr kauerte der Leutnant Schläger inmitten einer feuernden Gruppe. Sie schlössen sich an. Einige Engländer, die über das Gelände schritten, blieben stehen, setzten ein Lewisgewehr auf den Boden und beschossen uns. Bis auf mich, Schläger und zwei Begleiter wurden alle getroffen. Schläger, der sehr kurzsichtig war und seine Brille verloren hatte, erzählte mir später, daß er

nichts gesehen habe als meine auf und nieder fliegende Kartentasche. Sie war sein Leitzeichen. Der große Blutverlust gab mir die Freiheit und Leichtigkeit eines Rausches, mich beunruhigte nur der Gedanke, zu früh zusammenzubrechen.

Endlich gelangten wir an einen halbmondförmigen Erdaufwurf rechts von Favreuil, aus dem ein halbes Dutzend schwerer Maschinengewehre auf Freund und Feind Feuer spie. Hier war also noch eine Lücke oder doch wenigstens eine Insel im Sack; unser Glück hatte uns geführt. Feindliche Geschosse zerspritzten im Sand der Schanze, Offiziere schrien, aufgeregte Leute tanzten hin und her. Ein Sanitätsunteroffizier der Sechsten riß meine Bluse herunter und riet mir, mich sofort hinzulegen, da ich in wenigen Minuten zu verbluten drohe.

Ich wurde in eine Zeltbahn gerollt und am Ortsrand von Favreuil entlanggeschleppt. Einige Leute meiner und der sechsten Kompanie begleiteten mich. Das Dorf wimmelte bereits von Engländern, und so konnte es nicht ausbleiben, daß wir bald auf nächste Entfernung unter Feuer genommen wurden. Knallend schlugen Geschosse in menschliche Körper ein. Den Sanitäter der Sechsten, der das Hinterende meiner Zeltbahn gefaßt hatte, riß ein Kopfschuß zu Boden; ich stürzte mit ihm.

Die kleine Schar hatte sich platt auf die Erde geworfen und kroch, von Aufschlägen umpeitscht, der nächsten Senkung zu.

Ich blieb einsam, in meine Zeltbahn eingeknüpft, auf dem Felde, fast gleichgültig den Treffer erwartend, der diese Odyssee beenden mußte.

Indessen war ich auch in dieser aussichtslosen Lage nicht verlassen; ich wurde von meinen Begleitern beobachtet, und bald fanden neue Anstrengungen zu meiner Rettung statt. Neben mir ertönte die Stimme des Gefreiten Hengstmann, eines langen blonden Niedersachsen: »Ich

nehme Herrn Leutnant auf den Rücken, entweder kommen wir durch, oder wir bleiben liegen!«

Leider kamen wir nicht durch; zu viele Gewehre standen am Dorfrand bereit. Hengstmann begann seinen Lauf, während ich seinen Hals mit den Armen umschlungen hielt. Sofort setzte ein Knallen ein, wie man es auf dem Schießstande hört, wenn man die Hundert-Meter-Scheibe bedient. Nach wenigen Sätzen kündete ein feines metallisches Sirren einen Treffer an, der Hengstmann ganz sanft unter mir zusammensinken ließ. Er fiel lautlos, aber ich fühlte, wie der Tod, noch ehe wir den Boden berührten, sich seiner bemächtigte. Ich löste mich aus seinen Armen, die mich noch fest umschlossen hielten, und sah, daß ein Geschoß ihm Stahlhelm und Schläfen durchschlagen hatte. Der Tapfere war ein Lehrerssohn aus Letter bei Hannover. Sowie ich wieder gehen konnte, suchte ich seine Eltern auf und erstattete ihnen Bericht.

Das schlimme Beispiel schreckte einen anderen Helfer nicht ab, einen neuen Versuch zu meiner Rettung zu wagen. Es war der Sanitätssergeant Strichalsky. Er nahm mich auf seine Schultern und brachte mich, während ein zweiter Schauer von Geschossen uns umpfiff, glücklich in den toten Winkel der nächsten Geländewelle.

Es dunkelte. Die Kameraden suchten die Zeltbahn eines Toten und trugen mich über ein einsames Gelände, auf dem nah und fern zackige Strahlensterne hochflammten. Ich lernte das schreckliche Gefühl kennen, das man empfindet, wenn man nach Luft ringen muß. Der Duft der Zigarette, die ein Mann zehn Schritt vor mir rauchte, drohte mich zu ersticken.

Endlich gelangten wir an einen Verbandunterstand, in dem der mir befreundete Doktor Key seines Amtes waltete. Er mischte mir eine köstliche Zitronenlimonade und versenkte mich durch eine Morphiumspritze in erquickenden Schlummer.

Die wüste Autofahrt zum Kriegslazarett am nächsten Tage stellte eine letzte, harte Probe an die Lebenskraft. Dann kam ich in die Hände der Schwestern und setzte meine Lektüre des »Tristram Shandy« dort fort, wo der Angriffsbefehl sie unterbrochen hatte.

Freundschaftliche Anteilnahme erleichterte mir die Zeit der Rückschläge, die den Lungenschüssen eigentümlich sind. Mannschaften und Offiziere der Division besuchten mich. Die Teilnehmer am Sturm gegen Sapignies waren freilich alle entweder gefallen oder, wie Kius, in englischer Gefangenschaft. Das Ehepaar Plancot sandte mir, als schon die ersten Granaten des langsam Feld gewinnenden Gegners in Cambrai einschlugen, einen lieben Brief, eine vom Munde abgesparte Büchse Milch und die einzige Melone, die der Garten getragen hatte. Bittere Tage standen ihnen noch bevor. Auch mein letzter Bursche bildete keine Ausnahme in der langen Reihe seiner Vorgänger; er hielt bei mir aus, obwohl ihm im Lazarett keine Verpflegung zustand und er sich das Essen in der Küche erbetteln mußte.

Während der Langeweile des Liegens sucht man sich mannigfaltig zu zerstreuen; so vertrieb ich mir einmal die Zeit, indem ich meine Verwundungen zusammenzählte. Von Kleinigkeiten wie von Prellschüssen und Rissen abgesehen, hatte ich im ganzen mindestens vierzehn Treffer aufgefangen, nämlich fünf Gewehrgeschosse, zwei Granatsplitter, eine Schrapnellkugel, vier Handgranaten- und zwei Gewehrgeschoßsplitter, die mit Ein- und Ausschüssen gerade zwanzig Narben zurückließen. In diesem Kriege, in dem bereits mehr Räume als einzelne Menschen unter Feuer genommen wurden, hatte ich es immerhin erreicht, daß elf von diesen Geschossen auf mich persönlich gezielt waren. Ich heftete daher das Goldene Verwundetenabzeichen, das mir in diesen Tagen verliehen wurde, mit Recht an meine Brust.

Nach vierzehn Tagen lag ich in dem federnden Bett eines Lazarettzuges. Die deutsche Landschaft war bereits in den Frühschimmer des Herbstes getaucht. Ich hatte das Glück, in Hannover ausgeladen zu werden, und wurde im Clementinenstift untergebracht. Unter den Besuchern, die sich bald einstellten, sah ich meinen Bruder besonders gern; er war seit seiner Verwundung noch gewachsen, allerdings hatte die rechte, schwer getroffene Seite nicht mitgemacht.

Ich teilte mein Zimmer mit einem jungen Kampfflieger der Staffel Richthofen namens Wenzel, einer der hochgewachsenen und verwegenen Gestalten, die unser Land noch immer erzeugt. Er machte dem Wahlspruch seiner Staffel: »Eisern, aber irre!« alle Ehre und hatte bereits zwölf Gegner im Luftkampf gestreckt, deren letzter ihm zuvor durch ein Geschoß den Oberarmknochen zersplitterte.

Meinen ersten Ausgang feierte ich mit ihm, meinem Bruder und einigen Kameraden, die ihren Transportzug erwarteten, in den Räumen des alten Hannoverschen Gibraltarregiments. Da unsere Kriegstüchtigkeit angezweifelt wurde, fühlten wir das dringende Bedürfnis, verschiedentlich über einen gewaltigen Sessel zu eskaladieren. Es bekam uns jedoch schlecht; Wenzel brach sich von neuem den Arm, und ich lag am nächsten Morgen mit vierzig Grad Fieber im Bett, ja die Kurve machte sogar einige bedenkliche Vorstöße gegen jene rote Linie, hinter der die Kunst der Ärzte versagt. Bei solchen Temperaturen verliert man den Sinn für die Zeit; ich lag, während die Schwestern für mich kämpften, in jenen Fieberträumen, die oft sehr heiter sind.

An einem dieser Tage, es war der 22. September 1918, erhielt ich vom General von Busse folgendes Telegramm:

»Seine Majestät der Kaiser hat Ihnen den Orden Pour le merite verliehen. Ich beglückwünsche Sie im Namen der ganzen Division.«

Inhalt

In den Kreidegräben der Champagne 7
Von Bazancourt bis Hattonchätel 19
Les Eparges 26
Douchy und Monchy 38
Vom täglichen Stellungskampf 57
Der Auftakt zur Somme-Schlacht 75
Guillemont 103
Am Saint-Pierre-Vaast 125
Der Somme-Rückzug 136
Im Dorfe Fresnoy 148
Gegen Inder 159
Langemarck 176
Regnieville 203
Noch einmal Flandern 216
Die Doppelschlacht bei Cambrai 229
Am Cojeul-Bach 246
Die Große Schlacht 251
Englische Vorstöße 288
Mein letzter Sturm 308
Wir schlagen uns durch 317

Klett-Cotta © J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659
Stuttgart 1978
Alle Rechte vorbehalten
Fotomechanische Wiedergabe
nur mit Genehmigung des Verlags
Printed in Germany
Schutzumschlag: Klett-Cotta-Design
Gesetzt aus der 10 Punkt Tempora von Klett-Druck H. S., Korb
Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt
und in Fadenheftung gebunden von Clausen & Bosse, Leck
Einbandstoff: Regentleinen
41. Auflage, 2000 ISBN 3-608-95208-X